Missionsstun...

Gustav Warneck

Digitized by Google

Missionsstunden.

Von

D. G. Warneck.

Zweiter Band.

Missionsstunden.

Von

G. Warneck, Dr. theol.
Pastor zu Rothenschirmbach.

Zweiter Band:

Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte.

Erste Abteilung: **Afrika und die Südsee.**

2. Auflage.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1886.

Alle Rechte vorbehalten!

LIBRARY OF THE
UNION
THEOLOGICAL SEMINARY,
JAN 27 1909
NEW YORK.

NM
W27m
(2)

9512

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieser zweite Band meiner Missionsstunden hat etwas lange auf sich warten lassen. Andre — nicht gesuchte, sondern gegebene — Arbeiten, deren Erledigung nicht wohl aufgeschoben werden durfte, traten immer hindernd in den Weg. Und am liebsten hätte ich auch jetzt mit der Herausgabe noch gewartet, weil in dem fortwährenden Arbeitsgedränge es mir nicht möglich war, dasjenige Maß von Fleiß auf die vorliegenden Missionsstunden zu verwenden, das ihnen gebührt hätte. Wenn sie darum, wie ich im Ernst fürchte, den Erwartungen nicht entsprechen, die vielleicht mancher von ihnen gehegt hat, so müssen die Freunde, welche unablässig zur Herausgabe gedrängt haben, wenigstens einen kleinen Teil der Schuld mit auf sich nehmen.

Es sind „Bilder aus der Missionsgeschichte", die dieser Band bringt, und zwar keineswegs so aneinandergereiht, daß sie — wie etwa die bekannten Gundertschen „Missionsbilder" oder die W. Hoffmannschen „Missions-Stunden" — eine zusammenhängende populäre Missionsgeschichte darstellen. Für „Missionsstunden" empfiehlt sich nach meiner Erfahrung durchaus nicht eine, wenn auch noch so volkstümlich gehaltene, Behandlung der Missionsgeschichte im Zusammenhange. Denn abgesehen von der Ermüdung, welche dieselbe leicht bewirkt, erreicht sie auch nicht, was sie bezweckt, da die einzelnen Missionsstunden zu lange Zeit auseinander liegen, als daß die Hörer den Zusammenhang festzuhalten ver-

möchten und überdies sind diese Hörer ja nicht immer dieselben. Nun will ich nicht sagen, daß man kraus durcheinander etwa heut eine Missionsstunde über Metlakatla, in vier Wochen eine andere über Tahiti und wieder einen Monat später eine dritte über Uganda halten soll. Je und je darf man auch solche Sprünge machen, wenn man den behandelten Gegenstand etwa mit einer bestimmten Kirchenjahrszeit, mit einem Feste, einem augenblicklich die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden politischen Ereignis u. dergl. in Zusammenhang bringen will, oder wenn auf einem Missionsgebiete sich etwas besonders Wichtiges zugetragen hat. Als Regel aber dürfte festzuhalten sein, daß man einen gewissen geographischen Zusammenhang im Auge behält, also eine Zeit lang Bilder aus den afrikanischen, ein andermal aus den oceanischen Missionen und so fort zur Darstellung bringt.

Gern hätte ich noch mehr Specialbilder gebracht als die vorliegende Sammlung enthält, da meines Erachtens wenigstens dreiviertel aller Missionsstunden auf sie verwendet werden sollten. Allein abgesehen davon, daß ich einen weiten Weg vor mir hatte und Maß halten mußte, um dem Büchlein keinen zu großen Umfang zu geben, daß in den Anmerkungen reichliches Material zur Ergänzung geboten ist und meine Aufgabe es nur sein konnte, einige Proben zu liefern, — so ging es mir auch darum, die generellen Übersichten nicht zu kurz kommen zu lassen. Ich bin weit davon entfernt, den Wert solcher allgemeinen Überblicke für volkstümliche Vorträge zu überschätzen, aber wenn die Zuhörer nicht bloß Bäume sondern auch den Wald sehen sollen, so dürfen sie in den Missionsstunden ebensowenig fehlen, wie etwa in einem Specialatlas die Situationskarten. Es ist wahr: diese Generalübersichten geraten nicht leicht interessant; allein selbst die Apostelgeschichte schreckt vor trocke-

nen Partien nicht zurück, wenn sie uns einen Gesamtüberblick über die pauliniſchen Miſſionsreiſen giebt. — Durch die „Predigt der Zahlen“ habe ich verſucht, auch das Bürgerrecht der Statiſtik in den Miſſionsſtunden zu erweiſen.

Durchgehends enthält jeder der vorliegenden Vorträge ein in ſich abgerundetes Bild. Mit: „Fortſetzung folgt“ ſollte nie eine Miſſionsſtunde ſchließen, ſelbſt dann nicht, wenn man — was oft ſogar notwendig, jedenfalls unbedingt zuläſſig iſt — über ein einzelnes Miſſionsgebiet mehrere Vorträge hält. Um an einem konkreten Beiſpiel anſchaulich zu machen, wie auch in dieſem Falle der einzelne Vortrag ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes ſein, d. h. ein Bild für ſich darſtellen kann, habe ich über die Miſſion auf den Witiinſeln ausnahmsweiſe drei Miſſionsſtunden gegeben.

Es iſt nicht nötig, daß ich mich ausführlich über die verſchiedenen Geſichtspunkte ausſpreche, welche bei der Auswahl der behandelten Stoffe maßgebend geweſen ſind. Der aufmerkſame Leſer wird leicht finden, daß es mein Beſtreben war, das Einerlei der Schablone möglichſt zu vermeiden, nicht bloß durch einen Wechſel in der Darſtellungsmethode, ſondern auch durch inhaltliche Mannigfaltigkeit, welche die Miſſion in den verſchiedenen Stadien ihrer Entwicklung und nach den verſchiedenen Seiten ihres Betriebs und Erfolgs anſchaulich zu machen ſuchen ſoll. — Ganz bekannte Partien, z. B. das Berliner Botſchabelo, ſind weggelaſſen reſp. in die Nachträge verwieſen; das gleiche iſt meiſt auch bei ſolchen Stoffen geſchehen, welche jedermann leicht erreichbar ſind. Sonſt iſt auch bezüglich der Miſſionsgeſellſchaften möglichſter Wechſel angeſtrebt worden.

Man hat meinen bibliſchen Miſſionsſtunden den Vorwurf gemacht, daß ſie nicht volkstümlich genug gehalten ſeien. Ich habe mir dieſen Vorwurf, obgleich ich mich gegen ihn durch einen Exkurs über den Begriff der Volkstümlichkeit

wohl ein wenig verteidigen könnte, ernſtlich zu Herzen genommen und fürchte, daß ich in dieſem zweiten Bande in der Einfachheit faſt zu weit gegangen bin, wenigſtens habe ich ihr manche miſſionsphiloſophiſche und miſſionstheoretiſche Betrachtung geopfert, die ich, ehrlich geſtanden, nur ungern beiſeite gelaſſen habe. Hoffentlich bin ich dadurch nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen. — Vielleicht iſt die eine oder andere Miſſionsſtunde auch etwas zu lang geraten; ein Übel, dem man bei der Benutzung aber leicht dadurch abhelfen kann, daß man ſie kürzt.

Der geſchichtlichen Treue habe ich mich ernſtlich befliſſen. Wenn die menſchlichen Schattenſeiten des göttlichen Werks gegen die Lichtſeiten vielleicht doch noch zu ſehr in den Hintergrund treten, ſo bitte ich dies dadurch zu entſchuldigen, daß Miſſionsſtunden nicht der rechte Ort für die Übung der Miſſionskritik ſind, und daß durch unweiſe Schwarzmalerei der Sache noch mehr geſchadet werden kann als durch unwahre Schönfärberei. Sollte es auch nicht immer gelungen ſein, die Charybdis zu vermeiden, während ich der Skylla zu entgehen ſuchte — den Vorwurf wird man dieſen Miſſionsſtunden hoffentlich nicht machen, daß ſie in rhetoriſchen Übertreibungen und Überſchwenglichkeiten ſich bewegten.

Über die Art der Benutzung der dargebotenen Vorträge brauche ich mich nicht abermals auszuſprechen, da dies in den Vorworten zum erſten Bande hinlänglich geſchehen iſt. Um meinerſeits aber noch einige Handreichung zur ſelbſtändigen Mit- und Nacharbeit zu geben, ſind in den Anmerkungen zwei Reihen Quellennachweiſe beigefügt; erſtens ſolche, welche weiteres Material zu den von mir behandelten Stoffen darbieten, um dadurch eine ſelbſtändige, reſp. eine andersartige oder ausführlichere Behandlung zu erleichtern, und zweitens ſolche, welche Material für andere Miſſionsſtunden nachweiſen. Ich habe in dieſen doppelten Quellennachweiſen grundſätzlich

die Bezugnahme auf die englische Missionsliteratur, auch wo sie von mir benutzt worden ist, unterlassen und mich geflissentlich darauf beschränkt, aus der deutschen Literatur nur solche Quellen namhaft zu machen, von denen ich glaubte, daß sie ohne große Schwierigkeit allgemein erreichbar seien. Weggelassen sind in diesen Quellennachweisen die bekannten Werke von Grundemann („Burkhardts Kleine Missions-Bibliothek" 2. Aufl.) und Gundert („Missionsbilder") aus dem einfachen Grunde, weil sie — vornehmlich das erste — dieses Orts ein für allemal als Hauptfundgruben empfohlen werden sollten. Auch wo speciellstes Material zur Verfügung steht, sollte wenigstens Grundemann zur Vorbereitung auf jede Missionsstunde nachgelesen werden. Wer Missionsstunden halten will, muß sich selbstverständlich auch mit einiger Missionsliteratur versehen, und neben den Berichten seiner Muttermissionsgesellschaft entweder die „Allgemeine Missionszeitschrift" oder das „Evangelische Missions-Magazin" regelmäßig lesen.

Die Ausgabe dieser Missionsstunden trifft ganz ungesucht zusammen mit der Feier des Lutherjubiläums. Es ist bekannt, daß unsre römischen Gegner durch die Kunst ihrer Geschichtsfälschung wie die Person und das Werk unsers großen Reformators, so auch das Werk der evangelischen Heidenmission und seine Träger aufs gehässigste zu beschimpfen suchen. Möchte sich wie den römischen Entstellungen der Reformationsgeschichte, so auch denen der evangelischen Missionsgeschichte gegenüber immer mehr das alte Wort erfüllen: „Sie gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen." Und das wird geschehen, wenn die römischen Angriffe uns zu einem desto fleißigeren Studium der evangelischen Missionsgeschichte und zu einer desto treueren und allgemeineren Verbreitung der Kenntnis von derselben unter dem evangelischen Volke antreiben.

„Der reformatorische Grundartikel vom rechtfertigenden

Glauben steht im innersten Zusammenhange mit der christlichen Grundwahrheit von der Allgemeinheit des Heils für alle Völker, auf der die Mission beruht. Niemand hat das klarer erkannt und praktischer erfaßt als der große Apostel, der Luthers Hauptlehrer gewesen ist. Wie St. Paulus, der geistesmächtige Prediger der Glaubensgerechtigkeit, naturnotwendig der Apostel der Heiden werden mußte, so schenke Gott unsrer teuern evangelischen Kirche eine immer praktischere Erkenntnis von dem Lebenszusammenhange zwischen paulinischer Lehre und paulinischer Arbeit, damit sie je länger je wahrer werde, was sie ihrem Grundbekenntnis nach sein soll: eine Missionskirche, die das Heil Gottes trägt bis zu den Enden der Erde."

Das wäre eine köstliche Frucht des Lutherjubiläums. Gott segne auch diese geringen Missionsstunden, daß sie zur Heranreifung solcher Frucht ein klein wenig mit beitragen dürfen.

Rothenschirmbach, am Reformationsfeste 1883.

D. Warneck.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ganz unverändert diese geschichtlichen Missionsstunden zum zweiten male ausgehen zu lassen war kaum möglich. Es sind allerdings erst zwei Jahre vergangen, seit sie ihren ersten Gang antraten; aber wie viel ist in dieser kurzen Zeit anders geworden und wie sehr ist's vorwärts gegangen auch

auf den meisten derjenigen Missionsgebiete, welche in diesem Buche dem Leser vorgeführt werden. Dennoch habe ich geglaubt, die Änderungen auf das notwendigste Maß beschränken, und hier und da sie sogar als Nachträge in die „Quellenangaben verweisen zu sollen, um die abgerundete Gestalt des ursprünglichen Bildes nicht wesentlich zu alterieren.

Wäre ich nicht durch Krankheit erst zu einer langen Unthätigkeit verurteilt und dann durch gehäufte Geschäfte wieder arbeitsüberbürdet gewesen, so würde ich noch einige specielle Missionsstunden über die jungen deutschen Kolonien hinzugefügt haben. So aber mußte ich mich begnügen, über Herero- und Namaland wie über Kamerun im Anhange (6, 10, 11, 12, 13) auf bekannte und leicht zugängliche Arbeiten zu verweisen. Ostafrika, Neuguinea und Mikronesien sind für das Missionsstundenbedürfnis ziemlich ausreichend zur Darstellung gekommen; die notwendigen Ergänzungen wird, wills Gott, dieser Jahrgang der Allg. Miss.-Zeitschrift bringen. Für die allgemeine Behandlung der kolonialen Frage vom Missionsstandpunkte aus erlaube ich mir auf meine jüngst erschienene Schrift: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?“ (Heilbronn. Gebr. Henninger. 1885. 2 Mk.) hinzuweisen.

Der HErr aber, dessen Reichssache dieses Büchlein dienen möchte, gebe ihm auch auf seinem zweiten Gange zum Geleit Seinen Segen.

Rothenschirmbach, den 18. Januar 1886.

Der Verfasser.

LIBRARY OF THE UNION THEOLOGICAL SEMINARY, NEW YORK.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	V
1.	Ein hundertfünfzigjähriges Missionsjubiläum	1
2.	Eine Predigt der Zahlen	16
3.	Der dunkle Weltteil	34
4.	Dein Licht kommt	52
5.	50 Jahre deutscher Missionsarbeit auf der Goldküste	67
6.	Ein Besuch in Onitscha	85
7.	Eine südafrikanische Missionsschule	101
8.	Eine Hermannsburger Missionsstation unter den Betschuanen	114
9.	Einige Bilder aus der Londoner Mission in Schoschong	126
10.	Eine Sklavenfreistätte in Ostafrika	139
11.	Eine Geduldsmission bei einem afrikanischen Despoten	153
12.	Licht und Schatten in Madagaskar	174
13.	Was die Mission auf den Südseeinseln ausgerichtet hat	192
14.	Drei Bilder aus der Geschichte Hawaiis	212
15.	Werani; ein Blatt aus der Siegesgeschichte des Evangeliums auf den Vitiinseln	230
16.	Wie es heute auf Viti steht	247
17.	Das Missionsseminar auf Vitilewu	264
18.	Eine Mörder- und Märtyrerinsel	276
19.	Eine Missionsfahrt durch Mikronesien	290
20.	Morgenrot auf Neuguinea	308
	Anmerkungen:	
	a) Quellenangaben	324
	b) Weitere geschichtliche Stoffe	328

I. Ein hundertundfünfzigjähriges Miſſionsjubiläum.

Am 20. und 21. Auguſt 1882 wurde in dem freundlichen, ſtillen Herrnhut ein Feſt gefeiert, wie es bis dahin in der evangeliſchen Chriſtenheit noch nicht begangen worden iſt: ein 150jähriges Miſſionsjubiläum, ein Feſt, das bei allen, die das Glück hatten, es mitfeiern zu dürfen, unverlöſchliche Eindrücke hinterlaſſen hat.

Die kleine Brüderkirche, welche in allen ihren Gemeindlein in und außerhalb Deutſchlands zuſammen kaum 30 500 Seelen zählt, hat ſeit 150 Jahren verhältnismäßig viel mehr zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden gethan als irgend eine Kirchenabteilung innerhalb des Proteſtantismus. Seit dem Beginn ihrer Miſſionsarbeit bis zu ihrem 150jährigen Jubiläum hat ſie nicht weniger als 2209 Brüder und Schweſtern zu den Heiden geſendet und heute ſtehen auf 101 Hauptſtationen in 17 über alle Erdteile verteilten Miſſionsprovinzen 145 Männer und 138 Frauen in ihrem Miſſionsdienſte, und 81 553 Heidenchriſten ſind die Frucht ihrer geduldigen Arbeit, ungerechnet die Tauſende, welche bereits zur oberen Gemeinde abgerufen worden ſind.

Das iſt fürwahr ein großes Werk und — wie klein hat es angefangen! In der Frühe des 21. Aug. 1732, als noch die Stille der Nacht auf den Straßen des kleinen Dörfchens Herrnhut lag, hielt vor dem dortigen Herrſchaftshauſe ein einfacher Reiſewagen. Mit dem Grafen von Zinzendorf, der das beſcheidene Herrſchaftshaus bewohnte, ſtiegen in dieſen Wagen zwei Männer ein, die ſchon durch ihre Kleidung als Handwerker ſich kenntlich machten. Der eine war ein Töpfer aus Schwaben und hieß Leonhard Dober, der andre ein Zimmermann aus Mähren, Namens David Nitzſchmann. Bis Bautzen fuhren die drei zuſammen. Draußen vor der Stadt hielt der Wagen, der Graf ſtieg aus mit ſeinen Begleitern, kniete mit ihnen unter freiem Himmel nieder, betete, ſegnete den Leonhard Dober unter Handauflegung und kehrte dann wieder nach Herrnhut zurück. Die beiden andern aber zogen ihre Straße weiter zu Fuß, jeder mit drei Thalern ſelbſterſparten

LIBRARY OF THE UNION THEOLOGICAL SEMINARY

Reiſegelds und einem Dukaten verſehen, den ihnen der Graf gegeben, um über Kopenhagen nach Weſtindien zu gehen, wo ſie den Negerſklaven den „Durchbrecher aller Bande“ verkündigen wollten, welcher „recht frei macht.“ David Nitzſchmann, der ältere von den beiden, der ein Weib und drei Kinder daheim hatte, ſollte Dober nur über die Anfangsſchwierigkeiten hinweghelfen und dann nach Herrnhut zurückkehren. „Laſſet euch in allem von dem Geiſte Jeſu leiten“ — das war die ganze Miſſionsinſtruktion, die ihnen der Graf mit auf den Weg gegeben.

Faſt überall, wohin die Wanderer kamen, ſchüttelten die Leute über ihr Vorhaben die Köpfe; die Kinder Gottes bemitleideten, die Kinder der Welt verſpotteten ſie. Nur bei einer frommen Dame, der Gräfin Stolberg in Wernigerode, fanden ſie Verſtändnis und Aufmunterung. Nie hat Dober das Wort vergeſſen, mit dem dieſe Jüngerin Jeſu ſie entließ: „Nun denn, gehet hin, und wenn ſie euch auch totſchlagen um des Heilandes willen, *er iſt es alles wert.*“ Auch in Kopenhagen erklärte man ihr Vorhaben, die Negerſklaven bekehren zu wollen, für einen närriſchen Einfall und die Direktoren der däniſch-weſtindiſchen Kompanie verweigerten ihnen auf ihren Schiffen die Überfahrt. Aber das alles konnte die glaubensmutigen und liebewarmen Männer, die ihrer göttlichen Berufung gewiß waren, nicht irre machen. Als der ihnen wohlgeſinnte Oberkammerherr von Pleß ſie fragte: „Aber, wie wollt ihr denn auf St. Thomas durchkommen?“ gab Nitzſchmann zur Antwort: „Wir wollen als Sklaven mit den Negern arbeiten.“ Und als jener erwiderte: „Das könnt ihr nicht, das wird man durchaus nicht zulaſſen,“ erklärte dieſer: „So will ich als Zimmermann auf meinem Handwerk arbeiten.“ „Gut, aber was wird mit dem Töpfer?“ „Den will ich ſchon mit durchbringen.“ „Ja freilich,“ ſagte nun der Kammerherr, „ſo kommt ihr miteinander durch die ganze Welt.“ Dieſe kindliche Einfalt und männliche Feſtigkeit überwand endlich alle Schwierigkeiten. Auf einem holländiſchen Schiffe ſegelten ſie am 5. Oktober von Kopenhagen ab und zehn Wochen ſpäter landeten ſie glücklich auf St. Thomas.

Dieſe beiden Männer waren nicht die erſten proteſtantiſchen Miſſionare, welche zu den Heiden gingen. Faſt zwei Jahrhunderte lang hatte freilich die evangeliſche Kirche den Miſſionsbefehl ihres Meiſters vergeſſen; die paar Zeugen, welche an ihn erinnerten, waren Prediger in der Wüſte geblieben. Wir wollen über dieſe

Verſäumnis nicht zu hart urteilen. Die Kirchen der Reformation hatten überall daheim genug zu thun um ſich gegen ihre Feinde zu verteidigen und ihr Haus feſt zu gründen und auszubauen. Auch beherrſchten bis ins 17. Jahrhundert hinein die katholiſchen Staaten Spanien und Portugal faſt ausſchließlich die Meere und ſie hätten niemals einen proteſtantiſchen Miſſionar auf ihren überſeeiſchen Beſitzungen zugelaſſen. Erſt als von England aus vom dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts an größere Auswandererzüge nach Amerika gingen und etwa um dieſelbe Zeit Holland und Dänemark und ſpäter England zu immer ausgedehnterem überſeeiſchem Beſitz gelangten, kam es zu den erſten proteſtantiſchen Miſſionsverſuchen: unter den nordamerikaniſchen Indianern, auf den Inſeln des indiſchen Archipels und in Oſtindien. Die letztere, 1705 begonnene Miſſion war von Dänemark ausgegangen und hatte an dem bekannten Stifter des Halleſchen Waiſenhauſes, Auguſt Hermann Francke, einen glaubenseifrigen Freund und Förderer gefunden. Aber es waren nur die kleinen Kreiſe der ſog. „Pietiſten", die ſich mit Liebe der Heidenmiſſion annahmen; die große Menge der damaligen „orthodoxen" Kirche wollte von ihr durchaus nichts wiſſen. Die Wittenberger Theologen erklärten die von Francke geſtellten Miſſionare, die ſelbſt lauter Theologen und innig gläubige Männer waren, für „falſche Propheten". Wie ſehr es an Verſtändnis für den Miſſionsbefehl des Heidenlandes in der damaligen ganz rechtgläubigen Kirche fehlte, kann man am deutlichſten aus der Thatſache erkennen, daß ſelbſt ein Mann, wie der Dichter des herrlichen Liedes: „Jeſus nimmt die Sünde an," der Hamburger Prediger Neumeiſter, eine Himmelfahrtspredigt mit den Worten ſchloß:

„Vorzeiten hieß es wohl, geh hin in alle Welt;
Jetzt aber: bleib allda, wohin dich Gott beſtellt."

Daß unter dieſen Umſtänden die einfachen Handwerkermiſſionare der Brüdergemeinde ſelbſt in den gläubigen Kreiſen jener Zeit gerade keine begeiſterte Aufnahme fanden, iſt leicht begreiflich. Es war nur eine ſehr vereinzelte Stimme, als jener fromme däniſche Staatsrat die Brüder vor ihrer Abreiſe mit den Worten ermutigte: „So geht denn in des Herrn Namen; unſer Heiland hat Fiſcher erwählt, ſein Evangelium zu predigen, und er ſelbſt war ein Zimmermann und eines Zimmermanns Sohn."

Aber wie kam gerade die kleine Brüderkirche dazu, an die Heidenmiſſion Hand anzulegen und durch dieſe Handanlegung einen

neuen Abſchnitt in der Geſchichte derſelben herbeizuführen? In deutlich erkennbarer Weiſe iſt das Gottes Werk geweſen. Er hat die Fäden geknüpft, die Bahnen bereitet, die Menſchen erwählt und ausgerüſtet und dann ſein allmächtiges: „Es werde“ geſprochen.

Was zuerſt die menſchlichen Werkzeuge betrifft, die Gott ſich zubereitete, um ſein Werk unter den Heiden zu treiben, ſo waren es Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und die mähriſchen Brüder, denen er in Herrnhut eine Heimſtätte bereitete. Offenbar geſchah es unter beſonderer Leitung der göttlichen Vorſehung, daß Graf Zinzendorf, der ein ſo auserwähltes Rüſtzeug für das Werk der Heidenbekehrung werden ſollte, als Knabe in die Franckeſchen Stiftungen nach Halle kam. Er ſelbſt ſagt ſpäter von dieſer Zeit: „Die tägliche Gelegenheit, in des Herrn Profeſſor Franckes Hauſe erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Chriſti zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu ſprechen, missionarios kennen zu lernen (beſonders Bartholomäus Ziegenbalg), Verjagte und Gefangene zu ſehen, ingleichen die dazumal im vollen Flor ſtehenden Anſtalten, des ſeligen Mannes eigne Munterkeit in des Herrn Werke . . haben den Eifer in des Herrn Sache bei mir mächtig geſtärkt.“ Unter dieſen Eindrücken ſtiftete ſchon der fromme 15jährige Knabe mit einigen gleichgeſinnten Kameraden einen Orden, deſſen Hauptregel lautete: „Darauf ſoll unſre unermüdete Arbeit gehen durch die ganze Welt, daß wir die Herzen für den gewinnen, der ſein Leben für unſre Seelen dahingegeben.“ Inſonderheit mit ſeinem Freunde Friedrich von Wattewille ſchloß er einen Bund „zur Bekehrung der Heiden und ſolcher, an die ſich ſonſt niemand machen würde, durch Werkzeuge, die Gott ihnen ſchon zuweiſen würde.“ Schon in früher Jugend war Zinzendorf von brennender Liebe zu der Perſon des gekreuzigten Heilands erfüllt, ſo daß er erklären konnte: „Ich habe nur Eine Paſſion und die iſt Er, nur Er.“ Und dieſer von feuriger Heilandsliebe entzündete Mann hatte einen eigentümlichen Gemeinſchaftstrieb. Er war keine ſtill in ſich gekehrte Natur, ſondern Gemeinſchaften zu bilden, die auf den Herrn Jeſum verbunden waren, war ſeines Herzens Drang. „Ich ſtatuiere kein Chriſtentum ohne Gemeinſchaft,“ erklärte er. Dazu beſaß Zinzendorf ein ganz hervorragendes Organiſationstalent, das ihn zu einem geſegneten „Ordinarius“ machte, der jeder Gemeinſchaft und jedem Werk die rechte Ordnung, Form und Geſtalt zu geben wußte.

Aber was sollte auch der beste Organisator mit der feurigsten Heilandsliebe ohne Werkzeuge anfangen? Mit Menschen gewöhnlichen Schlages konnte auch ein Zinzendorf nichts ausrichten. Um eine ausgedehnte Heidenmission in der damaligen Zeit ins Werk zu setzen, dazu bedurfte es Menschen von außerordentlichem Glaubens- und Zeugenmute. „Die Sturmkolonne des Missionsheers mußte eine Kerntruppe sein von mutiger Thatkraft und zäher Ausdauer." Und Gott war es, der dem Grafen diese Kerntruppe zuführte. Sie bestand aus einer Anzahl „mährischer Brüder," die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland hatten verlassen müssen und die Graf Zinzendorf, der Enkel eines gleichfalls um seines Glaubens willen aus Östreich vertriebenen Großvaters, auf seiner Besitzung Berthelsdorf gastfreundlich aufgenommen hatte. Am 17. Juni 1722 wurde der erste Baum am Hutberge bei Berthelsdorf gefällt, bei welcher Gelegenheit der Zimmermann Christian David prophetisch ausgerufen: „Hier hat die Schwalbe ihr Haus gefunden und der Vogel sein Nest, deine Altäre, Herr Zebaoth." Das war der Anfang der Brüdergemeinde, die sich nach und nach vornehmlich aus immer mehr Ansiedlern aus Mähren in „Herrnhut" sammelte und die in sich das Menschenmaterial barg, aus welchem der Geist Gottes seine Zeugen macht: Männer von unbeugsamem Sinn, hart gegen sich selbst, zu jeder Entbehrung und Arbeit bereit, voll Ruhe in den größten Gefahren und von brennendem Eifer, Seelen zu retten. Zu ihrer Charakteristik nur einige Beispiele.

1728 war David Nitzschmann beauftragt nach London zu reisen. Zu Fuß, fast ohne Mittel, wanderte er von Herrnhut nach Frankfurt a. M., verdingte sich dann auf einem Rheinschiff, das nach Arnheim fuhr, als Ruderknecht, und schlug sich von hier unter Hunger und Kälte und manchem Nachtquartier im Freien bis Rotterdam durch, wo er wieder zu Schiff ging. — Von einer ganzen Schar Brüder und Schwestern, die 1734 nach Westindien, besonders nach St. Croix gesandt wurde, starben etwa im Laufe eines Jahres zehn. Als die erschütternde Kunde von diesem schweren Verlust nach Herrnhut gelangte, da war man freilich im ersten Augenblick von dem unerwartet harten Schlage tief niedergebeugt; aber es dauerte nicht lange, so stimmte die Gemeinde mit voller Glaubensfreudigkeit in den so berühmt gewordenen Vers ein, den Zinzendorf auf jene Nachricht gedichtet:

Es wurden zehn dahingesät,
Als wären sie verloren —
Auf ihren Beeten aber steht:
Das ist die Saat der Mohren. —

Im Januar 1739 landete der Graf selbst in St. Thomas, gerade als man, ohne daß er davon etwas wußte, die dortigen Arbeiter ins Gefängnis geworfen hatte. Vor der Landung fragte er seine beiden Begleiter: „Was machen wir aber, wenn die Brüder nicht mehr da sind?" „Nun, dann sind wir da" lautete die Antwort. Da rief er aus: „gens aeterna (unverwüstliches Geschlecht), diese Mähren." — Und diesen Mähren standen auch die andern Glieder der Gemeinde nicht nach. 1734 wurde mit einem theologisch gebildeten Genossen der körperlich gebrechliche sächsische Schneider Gottlieb Israel nach St. Thomas geschickt, wo er in sehr reichem Segen wirkte. In der Nähe der Insel scheiterte das Schiff, das die treulose Mannschaft mit dem einzigen Rettungsboote sofort verließ. Mit einigen Negern suchten sich die beiden Glaubensboten, die auf dem Wrack zurückgeblieben waren, auf den Felsen zu retten, an dem das Schiff zerschellt war, um von ihm aus vielleicht das Land zu erreichen. Lange Zeit befanden sie sich auf der schmalen Klippe in der gefährlichsten Lage. Endlich versuchte es Feder, der Begleiter Israels, sich auf den Steinen zwischen Klippe und Land auf das felsige Ufer hinüber zu retten. Ein durchdringender Schrei — Feder liegt im Wasser und die Brandung wirft ihn mit voller Gewalt gegen den Fels; einen Augenblick schaut Israel in das totenbleiche Antlitz des Bruders und — das Meer hat ihn verschlungen. „Und was hast du denn gemacht, als du deinen Bruder vor deinen Augen ertrinken sahst?" fragte man ihn später. „Nun, ich habe den Vers gesungen:

Wo seid ihr, ihr Schüler der ewigen Gnade,
Ihr Kreuzgenossen unsres Herrn?
Wo spüret man eure geheiligten Pfade?
Sowohl daheim als in der Fern.
Ihr Mauerzerbrecher, wo sieht man euch?
Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch',
Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen
Sind eure vor alters bestimmeten Stellen.

„Wie war dir's um deine Seele?" „Ich wäre des Herrn gewesen, wenn ich geblieben wäre. Der Text des Tages war mir ganz helle: Wie leucht't der Morgenstern voll Gnad und Wahrheit

von dem Herrn.“ Das war Heldenmut im Angeſichte des Todes. — Als man den Johann Sörenſen fragte, ob er bereit ſei, nach Labrador zu gehen, gab er zur Antwort: „Ja, morgen, wenn man mir nur ein paar Schuhe giebt,“ und Drachart erklärte, ehe er in jenes eiſige Land aufbrach: „Schlagen ſie mich tot, ſo ſchlagen ſie mich tot.“ Solche kernige, zähe, tapfre Streiter mußten es ſein, als es galt, der Miſſion Bahn zu brechen. Darum hat ſich der Herr gerade die Herrnhuter berufen.

Am 10. Februar 1728 wurde ein denkwürdiger „Bet- und Gemeintag“ gehalten in Herrnhut. Unter Geſang, Gebet und ernſten Geſprächen ſaß da der Graf mitten unter ſeinen Brüdern. „Die Liebe Chriſti dringet uns alſo“ und „wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehöret haben,“ ſo hieß es bei allen und man fühlte ſich kräftig angeregt, „etwas Rechtes auf Gott zu wagen.“ Da wurden entfernte Länder genannt: die Türkei und Mohrenland, Grönland und Lappland. „Aber dahin zu gelangen, iſt ja unmöglich,“ wandten die Brüder ein. „Der Herr kann und wird Gnade und Kraft dazu geben“, lautete Zinzendorfs Antwort und ſein kindlich-kühner Glaube beſeelte alle ſo ſehr, daß ſchon des folgenden Tages 26 ledige Brüder zuſammenzogen, um ſich fertig zu machen, falls der Ruf des Herrn an ſie ergehen ſollte. So wurde dieſe „Brüderſtube“ eine Art Miſſionsſchule, in der man ſich durch allerlei Unterricht auf den künftigen Miſſionsdienſt vorbereitete. Jetzt fehlte nur noch der äußere Anlaß, der den Miſſionsgedanken zur Miſſionsthat machte. Auch dieſen Anlaß gab eine beſondere göttliche Fügung.

Im Jahre 1731 reiſte nämlich Graf Zinzendorf zur Krönung des ihm befreundeten Königs Chriſtian VI. nach Kopenhagen. Er hatte aus mancherlei Gründen lange Bedenken getragen, dieſe Reiſe zu unternehmen, endlich aber getroſt erklärt, „daß er als Knecht ſeines Herrn nicht könnte wie er wollte, ſondern durch müßte“ und immer klarer geahnt, „daß Gott bei ſeiner Reiſe geheime Abſichten habe, die ſeiner Zeit zum Vorſchein kommen würden.“ Am däniſchen Hofe war die Miſſion keine unbekannte Sache, denn ſchon 1705 unter König Friedrich IV. waren die erſten lutheriſchen Miſſionare, Schüler Aug. Hermann Franckes, von hier aus nach Oſtindien geſandt worden. Aus dem Kreiſe aufrichtiger Bekenner des Herrn Jeſu, der den frommen König Chriſtian und deſſen Gemahlin umgab, trat Zinzendorf beſonders dem Oberkammerherrn von Pleß

und dem Grafen Laurwig nahe, in deſſen Dienſten ſich ein Neger Namens Anton befand, der von der den Dänen gehörigen weſtindiſchen Inſel St. Thomas ſtammte. Mit dieſem Mohren kamen die drei Brüder, die Zinzendorf nach Kopenhagen begleitet, wiederholt zuſammen. Ihr Zeugnis öffnete ihm das Herz und er beichtete ihnen, wie er in St. Thomas am Seeufer ſitzend ſich oft nach einer Offenbarung von oben geſehnt und Gott um Licht gebeten habe. Mit glühenden Farben ſchilderte er ferner den kläglichen Zuſtand der dortigen Negerſklaven und erzählte, daß er eine Schweſter und einen Bruder habe, die nach der Erkenntnis Gottes Verlangen trügen. Von dem allen erhielt Zinzendorf natürlich genaue Kunde. Auch mit zwei Grönländern führte der Aufenthalt in Kopenhagen ihn zuſammen, die ſeine Blicke auf ihr Vaterland richteten, wo ſeit einigen Jahren der treue Norweger Egede als Miſſionar wirkte. Aber der Graf wollte nichts ohne Zuſtimmung der Gemeinde thun, und trug bei ſeiner Rückkehr nach Herrnhut ihr alle die Gedanken vor, die in Kopenhagen ſein Herz bewegt. Zwei Tage ſpäter zog eine Schar ſingender Brüder an ſeinem Hauſe vorüber; auf ſie weiſend, erklärte Zinzendorf: „Unter dieſen ſind Boten zu den Heiden nach St. Thomas, Grönland und Lappland.“ Und es war wirklich ſo. Aus ihrer Zahl boten die erſten vier ſich an, die bereit waren, nach Weſtindien und Grönland zu gehen. Faſt noch ein Jahr lang wurde alles nüchtern geprüft, und als dann betreffs Dobers auch das Los die Antwort gab: „Laſſet den Knaben ziehen, der Herr iſt mit ihm“ — da waren alle Überlegungen am Ende und Dober ging mit Nitzſchmann nach St. Thomas.

Auf dieſen kleinen Anfang folgte unmittelbar eine ſehr kräftige Fortſetzung. Nicht nur, daß immer größere Scharen nach Weſtindien nachgeſandt wurden, man begann auch Miſſionen bei den Samojeden und Lappen, in Perſien und China, Ceylon und Oſtindien, in Konſtantinopel und der Wallachei, am Kaukaſus und Ägypten — die ſpäter freilich wieder aufgegeben werden mußten, während Weſtindien und Grönland, Suriname und Südafrika und andre in der Folgezeit begonnene Miſſionen in Amerika, Auſtralien und Aſien bis auf den heutigen Tag geſegnete Arbeitsfelder der brüdergemeindlichen Miſſionsthätigkeit bilden. Als Zinzendorf am 9. Mai 1760 heimging, konnte er auf ſeinem Sterbebette ausrufen: „Habt ihr wohl im Anfang gedacht, daß der Heiland ſo vieles thun würde, als wir nun mit Augen ſehen? Bei den Heiden

habe ich es nur auf Erſtlinge angetragen und nun geht es in die Tauſende. Welch formidable Karawane ſteht ſchon ums Lamm herum aus unſrer Ökonomie!" Ja wohl: „Er war geſetzt, Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibe" — wie die Inſchrift auf ſeinem Grabſteine ſagt.

Dennoch ſtand die opferfreudige und zeugeneifrige kleine Brüdergemeinde mit ihrem Miſſionswerke noch lange Zeit faſt ganz allein in der evangeliſchen Chriſtenheit. Der Rationalismus, der alles geiſtliche Leben ausdörrte und ſpäter auch die däniſch-halleſche Miſſion ertötete, begann ſeinen Einzug zu halten in die Kirchen des Proteſtantismus. Erſt gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als ein neues Glaubensleben zu erwachen begann und neue große geographiſche Entdeckungen die Blicke der gläubigen Chriſten auf die fernen Heiden lenkten, regten ſich in England und von da aus dann auch ſpäter auf dem europäiſchen Kontinent und in Amerika thatkräftige Miſſionsgedanken. Aber auf wie viel Widerſtand, Spott und Haß ſtießen ſie überall! Als der ſpäter ſo berühmt gewordene indiſche Miſſionar Dr. Carey 1792 in einer Paſtoralkonferenz zuerſt zur Bekehrung der Heiden aufforderte, ſuchte ihn ein einflußreiches Mitglied derſelben zum Schweigen zu bringen und lächerlich zu machen mit den Worten: „Setzen Sie ſich nieder, junger Mann; wenn Gott etwas ſo Ungeheuerliches wollte, als Sie da vorbringen, ſo würde er es ohne Ihre und unſre Hilfe ausführen." — Ähnlich ging es auf einer Generalſynode der ſchottiſchen Kirche 1794. Es lag ein Antrag zweier Presbyterien vor: „Hochwürdige Synode möge das Evangelium zu den Heiden ſenden." Dieſer Antrag wurde als ſchwärmeriſch, fanatiſch, revolutionär, gefährlich und abgeſchmackt bezeichnet. Der alte Dr. Carlyle, der Donnerer Jupiter genannt, ſprang erregt auf und ſagte: „Ich habe 50 Jahre in dieſer Synode geſeſſen, aber ein lächerlicherer Antrag iſt mir in dieſer langen Zeit nie zu Ohren gekommen." Da erhob ſich der ehrwürdige Dr. Erskine und ſprach leuchtenden Auges und feurigen Herzens: „Präſes, reichen Sie mir die Bibel, wollen Sie?" Und dann verlas er mit mächtiger Stimme den Miſſionsbefehl. Dieſe Worte fielen wie ein Donnerſchlag in die Verſammlung, der ſie wie eine ganz neue, unerhörte Botſchaft klangen. — Als im Jahre 1798 in Oſtfriesland ein Miſſionsverein zuſammentrat, da konnte ſich das ein damaliger Profeſſor der Theologie nicht anders erklären, als daß in jenen Winkel die deutſche Bildung noch nicht gedrungen ſei. — Auch die

Digitized by Google

Staatsmänner wollten von der Miſſion durchaus nichts wiſſen. Es iſt bekannt, daß noch zu Anfang unſres Jahrhunderts einer der Direktoren der oſtindiſchen Kompanie erklärte, lieber eine Bande von Teufeln als Miſſionare nach Indien laſſen zu wollen, und ein berühmter engliſcher Miniſter verſtieg ſich zu der Behauptung: „Jeder Miſſionar iſt entweder ein Schurke oder ein Schwärmer.“ Und in dieſem Tone iſt es noch lange fortgegangen.“

Allein es iſt etwas Wunderſames um die Worte unſres Herrn Jeſu Chriſti. Man kann ſie eine Zeit lang begraben, aber man kann ſie nicht tot machen. Chriſti Worte ſind Geiſt und ſind Leben; ſie ſtehen, wie der Herr ſelbſt, immer wieder auf aus dem Grabe, wenn der Unglaube wähnt, es ſei nun aus mit ihnen. Ehe der Heiland die Erde verließ, gab er ſeinen Jüngern die troſtreiche Verheißung: „Der heilige Geiſt wird euch erinnern alles deſſen, was ich euch geſagt habe.“ Es iſt eine ſehr erbauliche Betrachtung, dieſer erinnernden Thätigkeit des heiligen Geiſtes in der chriſtlichen Kirchengeſchichte nachzugehen. Wie ſie durch Doktor Luther einſt das Wort vom Glauben wieder lebendig gemacht und dadurch die geſegnete Reformation herbeigeführt hat, ſo hat ſie auch, als die Zeit erfüllet war, den Miſſionsbefehl in der proteſtantiſchen Chriſtenheit wieder eine Macht werden laſſen. Gott ſei Dank, die miſſionierende Brüdergemeinde iſt keine vereinzelte Oaſe mehr in der Wüſte der proteſtantiſchen Chriſtenheit. Das konnte man an dem Jubiläum in Herrnhut mit Augen ſehen und mit Händen greifen. Es war ein gut Stück proteſtantiſcher Miſſionsgeſchichte bei dieſer Jubelfeier repräſentiert. Sieben deutſche Miſſionsgeſellſchaften hatten Deputierte, eine achte wenigſtens ein herzliches Begrüßungsſchreiben geſandt. Auch aus Amerika und Schottland waren perſönliche Vertreter dortiger Miſſionen anweſend und auch an ſchriftlichen Grüßen von dorther war kein Mangel. Faſt alle dieſe Miſſionen haben irgend etwas von der Brüdergemeinde empfangen und ſie ſind laute Zeugen, daß die von ihr ausgegangene Anregung die proteſtantiſche Chriſtenheit in eine große Miſſionsbewegung geſetzt hat. Ja wohl, in eine große Miſſionsbewegung; denn es giebt heute faſt keine Kirchengemeinſchaft unter unſern Glaubensgenoſſen, welche nicht Heidenmiſſion triebe. Wenn Graf Zinzendorf die Ausdehnung ſehen könnte, welche heut das Miſſionswerk gewonnen hat, wie begeiſtert würde er da erſt reden von „der formidablen Karawane, die um das Lamm herumſteht!“ Ich werde ein ander mal Zahlen

mitteilen; heute ist es genug, daran zu erinnern, daß ein großer Kreis mitfeiernder Missionsgesellschaften die Brüdergemeinde bei ihrem 150jährigen Jubiläum umgab. Der Herr hat Großes gethan nicht bloß an ihr, sondern, gelobt sei sein Name! auch an den übrigen Kirchen des Protestantismus. Sein Geist hat die Totengebeine lebendig gemacht; wir müssen nicht bloß Missionsbußtage halten, wir dürfen auch Missionsjubiläen feiern.

Und nun noch einiges, wie man in Herrnhut das Jubiläum feierte. Mit dem ganzen Ernst der Demut gab man Gott allein die Ehre. Gleich von vornherein wurde mit aller Entschiedenheit Protest erhoben gegen jeden Ruhmeskranz auf das eigne Haupt. Wenn die reinen Geister des Himmels jubilieren, so werfen sie zuvor ihre Kronen ab vor dem, der auf dem Throne sitzt und sprechen: Du allein bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Anbetung. So legte man auch in Herrnhut alle Kronen dem zu Füßen, von welchem allein Segen und Erfolg kommt. Da waren keine Menschenschmeicheleien und Lobhudeleien, wie sie sonst an Jubiläen so häufig vorkommen und ernsten Christen dergleichen Feste gründlich verleiden. Die ernste Bußpredigt über die Geschichte von der Einkehr Jesu bei dem bekannten Bethanischen Schwesternpaar (Luk. 10, 41 f.), mit welcher die Feier begann, führte die Gemeinde in ein scharfes Selbstgericht. Und die eigentliche Festpredigt über den Lehrtext des Tages: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch“ (Matth. 10, 8) pries mit feuriger Begeisterung die souveräne Gnade. Erst Kyrie eleison, dann Halleluja — das war der Jubelhymnus, der zum Throne Gottes aufstieg. Beugung und Dank machten die Jubiläumstage wirklich zu einer Verherrlichung Gottes.

„Auf jedem Blatt unsrer 150jährigen Missionsgeschichte hat Er, der das Werk ins Dasein gerufen, gefördert, erhalten und hindurch gerettet hat durch tausend Gefahren, Seine Weisheit und Gnade, Treue und Allmacht verherrlicht. Wo aber die Blätter beschmutzt sind mit menschlichen Fehlern und Sünden, da steht mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden.“ So wollen wir es denn heute laut bezeugen: Sein, Sein ist die Ehre und der Ruhm, wo immer das Werk geblüht hat und Segen gewirkt, uns aber die Schande, wo immer es mißlungen ist. In diesem Sinne und in keinem andern töne heut aus unsrer Fest-

THEOLOGICAL SEMINARY, NEW YORK

verſammlung und aus der Mitte all unſrer Gemeinden in der Chriſtenheit und Heidenwelt in mancherlei Sprachen und Zungen, aber in Einem Geiſte der Jubelruf empor zum Throne der Gnade: „Der HErr hat Großes an uns gethan, des ſind wir fröhlich.“

Mit klarer Selbſterkenntnis und freimütigem Selbſtbekenntnis ging man mit den eignen Sünden und Fehlern ins Selbſtgericht und das Wort Gottes ſagt: „So wir uns ſelbſt richten, ſo werden wir nicht gerichtet.“ Aber wie Paulus ſich nicht bloß ſeiner Schwachheit rühmt, ſondern auch bekennt: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin und ſeine Gnade an mir iſt nicht vergeblich geweſen,“ ſo gab auch den Herrnhuter Brüdern ihre aufrichtige Demut den Mut, Gott zu preiſen über das, was ſeine Gnade gerade ihnen gegeben und aus ihnen gemacht hat. Auch das iſt ein nötiges Stück chriſtlicher Selbſterkenntnis, daß ein Knecht Gottes ſeine beſondere Gabe kennt. Die Brüdergemeinde hat ihre „Eigenart“ und ſie will ſie behalten, nur immer neu in des heiligen Geiſtes Zucht ſtellen. Als dieſe Eigenart bezeichnete der Berichterſtatter: „Unſere Art das Wort vom Kreuz mit Einfalt, Wärme und Herzlichkeit zu predigen und den Heiden ein Herz zum Heiland zu machen;“ „nicht nur die Predigt des Evangeliums zu bringen, ſondern es ihnen vorzuleben, daß die Gottſeligkeit zu allen Dingen nütze ſei und die Verheißung auch dieſes Lebens habe;“ „da zu arbeiten, wo der Meiſter uns hinſtellt, inſonderheit uns herunter zu den Niedrigen zu halten;“ endlich: „jeder einzelnen aus den Heiden geretteten Seele uns ſpeciell anzunehmen.“ Das iſt ein Reichtum von beſonderen Gaben, den der reiche Gott der Brüdergemeinde beſchert hat, und ſie hat mit ihrem Pfund während ihrer 150jährigen Miſſionsthätigkeit treulich gewuchert.

Daß die ſchönen Feſte ſehr zahlreich beſucht waren und wohl kaum ein geſundes Gemeindeglied den Gottesdienſt verſäumt hat, das will ich ſo hoch nicht anſchlagen. Jubiläen machen auch ſonſt die Kirchen voll und wer eine Gemeinde bloß nach ihren außerordentlichen Feſtfeiern beurteilen wollte, der hat noch wenig Lebenserfahrung. Aber in Herrnhut bekam man den Eindruck, daß die Miſſion auch im Alltagsleben wirklich Gemeindeſache iſt. Zwar es wurde in den Predigten wie in dem Berichte auch in dieſer Beziehung keine Schönfärberei getrieben, vielmehr mit allem Nachdruck eher zu ſcharf als zu linde hervorgehoben, daß keineswegs die ganze Brüdergemeinde eine Miſſionsgemeinde ſei. Ja wir,

die wir wußten, was die kleine Gemeinde im Laufe von 150 Jahren für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden geleistet, wir erschraken förmlich, als der Berichterstatter erklärte, nachdem er die Lauheit, Trägheit und Verständnislosigkeit, die vielfach herrsche, offen dargelegt: „Nein, der Wahrheit die Ehre! Die Brüdergemeine ist keine Missionsgemeine," und wir erholten uns erst wieder als er fortfuhr: „Aber — es giebt eine Missionsgemeine in der Brüdergemeine und wir dürfen es getrost aussprechen: eine zahlreiche, lebendige, im Beten, Geben und Werben eifrige, thatkräftige, ja eine von Jahr zu Jahr wachsende Missionsgemeine." Die Mission ist bei den Herrnhutern nicht bloß auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit Gemeindesache. „Es giebt wohl wenig Familien unter uns," hieß es im „Rückblick", „die nicht durch irgend welches persönliches Interesse mit diesem oder jenem Missionar verbunden wären. Die Missionare, deren Berichte wir im Missionsblatt lesen, und für die zu beten wir aufgefordert werden, es sind unsre Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern, Väter und Mütter, unsre Freunde wenigstens und guten alten Bekannten. Was herrscht da für ein reger unausgesetzter brieflicher Verkehr zwischen den kleinen Gemeinorten in Deutschland und — Grönland, Labrador, Moskito, Suriname, Westindien, Australien, Südafrika und Tibet! Noch mehr. In jeder unsrer Gemeinen wohnen Kinder unsrer Missionare; in jeder ruhen Missionsgeschwister von ihrem Dienste aus . . . Jedes erfreuliche oder schmerzliche Ereignis auf dem Missionsgebiet bildet sofort das Tagesgespräch . . Wenn es im sonntäglichen Gebet der Kirchenlitanei heißt: Unsre Reisenden zu Land und See segne und behüte! wird diese Bitte wohl selten gegenstandlos sein; fast immer sind Missionsgeschwister unterwegs, die sich ihrerseits dieser Fürbitte der Gemeinde trösten."

Und eine tiefe Bewegung ging namentlich durch die Herzen der fremden Festgäste, als der Redner diese Schilderung mit folgenden Worten schloß: „Und wie so manche andre Bitte unsres Kirchengebets unsrer Gemeine eigentümlich ist, so haben wir auch einen Liedervers, der bei allem zweifelhaften poetischen Werte in seinem großartigen Universalismus nirgendwo anders gesungen werden kann als im Schoße der Brüdergemeine; wenn er aber da gesungen wird, so werden die Herzen warm, innige Seufzer elterlicher, kindlicher und geschwisterlicher Liebe steigen mit dem Gesang empor und manches Auge wird feucht — den echten Brüdervers, den wir jetzt singen wollen:

Es geh uns allen gut
Durch Jeſu Tod und Blut:
In Europa hüben
Und in Amerika
Bis in Neuholland drüben,
Und in Aſia
Und in Afrika
Sei uns Jeſus nah!

Lange Zeit verweilte der Berichterſtatter auch bei dem rückwirkenden Segen, der von der Miſſion auf die Heimatgemeinde zurückgefloſſen iſt. „Haben wir das Reich Gottes unter den Heiden gebaut, ſo hat das Werk der Heidenmiſſion auch das Reich Gottes unter uns gebaut: das predigt unſre Geſchichte mit der überzeugenden Kraft der Thatſachen . . Wir können unſer Miſſionswerk unſer Sorgenkind nennen, aber ich darf auch mit Freuden beifügen: unſern Segen, ja einen ſo großen Segen, daß, wenn einmal die Miſſionsarbeit bei uns aufhören ſollte, unſre Gemeine in doppelter Gefahr wäre, ihrem inneren Verderben und Untergang mit raſchen Schritten entgegenzueilen. Als unſre Väter 1732 jene That des Gehorſams in Glauben und Liebe thaten, haben ſie nicht gefragt: Was wird uns dafür? und auch ihre Kinder nach ihnen haben es wohl niemals gefragt. Die Gemeine iſt ſo weit davon entfernt geweſen, den Lohn ihres Gehorſams mit Augen ſehen und mit Händen greifen zu wollen, daß ſie es lange Zeit kaum gemerkt hat, welche Segensfülle aus ihrer Miſſionsarbeit auf ſie zurückſtrömte. Aber der Herr gedenkt allezeit ſeiner Verheißung: Gebet, ſo wird euch gegeben, und wenn auch der Prozeß der Segenszufuhr aus der Miſſion in die gebende Muttergemeine ſich vielfach durch verborgene Kanäle vollzieht, ſo ſtehen wir doch anbetend da vor der Thatſache, daß unſer armer, mit viel Mängeln und Fehlern befleckter Dienſt in der Miſſion in des Herrn treuer Hand das kräftigſte Mittel geweſen iſt, unſre Gemeine beim Leben zu erhalten.“ Ich kann nun den an der Hand der Geſchichte geführten Nachweis für dieſe Thatſache hier nicht verfolgen, aber ſoviel iſt gewiß: die Brüdergemeine exiſtierte wahrſcheinlich heute nicht mehr, jedenfalls wäre ſie nie geworden, was ſie iſt, wäre ſie keine Miſſionsgemeine geworden und geblieben. Das iſt eine laute Predigt an die ganze evangeliſche Chriſtenheit und an jede einzelne Gemeinde in ihr, eifriger im Werke der Miſſion zu werden. Wir ſelbſt leben davon, daß wir Miſſion treiben und je treuer und kräftiger wir helfen, daß die

Heiden ſelig werden, deſto blühender wird das geiſtliche Leben unter uns.

Die Brüdergemeinde *lebt* davon, daß ſie Miſſion treibt. 150 Jahre lang hat ſie es nun gethan und die Arbeit hat ſie *jung* erhalten. Sie ſtand an ihrem Jubiläumstage nicht da als ein alter gebrochener Greis, ſondern in Jugendkraft. Die ſchönen Tage in Herrnhut gaben uns des überzeugendes Zeugnis. Nun, ſo ſegne Gott die teure Jubilarin auch fernerhin und mache ihr Alter wie ihre Jugend und er helfe auch uns, die wir nicht zu ihren Gliedern gehören, daß wir freudig einſtimmen in ihr Jubiläumsgelübde:

Wir woll'n uns gerne wagen,
In unſern Tagen
Der Ruhe abzuſagen,
Die's Thun vergißt;
Wir woll'n nach Arbeit fragen,
Wo welche iſt;
Nicht an dem Werk verzagen,
Uns fröhlich plagen
Und unſre Steine tragen
Aufs Baugerüſt.

II. Eine Predigt der Zahlen.

Man kann die Texte, über welche man Predigten hält, aus verschiedenen Gebieten entnehmen. Für gewöhnlich entnimmt man sie natürlich der Bibel, und so viel tausendmal tausend Predigten auch schon über das alte Gotteswort gehalten worden sind, ausgepredigt wird es niemals, ja selbst im Himmel wird die Zeit nicht ausreichen, um alle die wunderbaren Geheimnisse, die in diesem Buche stecken, im Licht zu betrachten. — Man kann seine Predigttexte aber auch aus der Natur nehmen. Gottes Schöpfung ist auch eine aufgeschlagene Bibel, ein großes Textbuch. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und der geringste Wurm ist ein Wunder seiner Weisheit und Güte. Die Heiden sollen Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, an den Werken ersehen und die Kinder Gottes von den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Felde Vertrauen lernen zu ihrem himmlischen Vater. Die ganze Natur ist voll Gleichnis, und wenn wir in den sichtbaren Dingen Abbilder der unsichtbaren sehen und aus dem Reiche der Natur die Gesetze des Himmelreichs ablesen, so folgen wir nur dem Beispiele dessen, der aller Prediger Meister ist. — Auch der Geschichte, der Kirchen- wie der Weltgeschichte kann man seine Texte entlehnen. Es ist eine sehr lehrreiche und erbauliche Betrachtung, den Wegen Gottes in der Geschichte nachzugehen und zu zeigen, wie alle Fäden der Menschheitsgeschichte in der Hand eines himmlischen Regenten zusammenlaufen, der Weg hat allerwegen, damit Sein Reich komme, und der mit Gerechtigkeit und Gericht richtet die Völker, wenn seine Stunde gekommen.

Aber diesmal will ich weder aus der Bibel, noch aus der Natur, noch aus der Geschichte meinen Text entlehnen, sondern ihn aus einem Gebiete nehmen, das vor andern in dem Rufe steht trocken und langweilig zu sein, obgleich es sehr wichtig ist und besonders heutzutage eine große Rolle spielt, nämlich — aus dem Gebiete der Zahlen. Man kann ja freilich viel Mißbrauch mit den Zahlen treiben und es ist keineswegs immer zutreffend, daß

Zahlen beweisen. Auch die Wissenschaft der Statistik kann irren und sie irrt oft recht gewaltig. Zumal in Sachen des Reiches Gottes haben die Zahlen nur einen sehr zweifelhaften Wert, denn hier wird mehr gewogen als gezählt, sintemal es nicht gehet nach dem, was vor Augen ist, sondern Gott das Herz ansiehet. Dennoch soll man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Jedenfalls sind die Zahlen sehr lehrreich und die Statistik kann auch im Reiche Gottes recht erbaulich sein, wenn man ihre Betrachtung mit einem Körnlein Salz würzt. Nun, auch in der Mission spielen die Zahlen eine bedeutende Rolle, und ich will versuchen, sie uns heute eine Predigt halten zu lassen.

In einem bekannten Kinderliede heißt es:

Weißt du wie viel Kinder frühe
Stehn aus ihrem Bettchen auf,
Daß sie ohne Sorg und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

Es giebt gelehrte Leute, die haben im Ernst zu zählen versucht, nicht bloß wie viel Kinder frühe aus ihren Bettlein aufstehen, sondern auch wie viel große Leute, Männer und Weiber, sich täglich herumtummeln, wie viel überhaupt Menschen, große und kleine, alte und junge auf der ganzen Erde leben. Die Summe, die sie herausgerechnet haben, ist ja freilich nicht ganz sicher, denn es giebt zumal in Asien und Afrika noch ganze weite Länderstrecken, in denen noch niemals eine Volkszählung stattgefunden hat, wie sie von Zeit zu Zeit in den Staaten Europas und Amerikas veranstaltet wird, wo die Rechnung also nur auf Schätzung beruht und mancher Fehler mit unterläuft. Bei der ungeheuren Menschenmenge, welche die Erde bewohnt, machen aber ein paar Millionen mehr oder weniger so viel nicht aus. Wenigstens annähernd ist die Wahrscheinlichkeitsrechnung der Gelehrten richtig und geeignet, uns einen Begriff zu geben von der großen Zahl unsterblicher Menschenseelen, welche die Erde erfüllen. Es sind ihrer nämlich nicht weniger als **1434 Millionen!** 1434 Millionen — das ist schnell gesagt, aber wie inhaltsvoll ist diese große Zahl. Wir reden das Wort: Million nur so hin — aber wie viele haben wohl eine klare Vorstellung von den vielen vielen Einheiten, welche in einer einzigen Million

ſtecken. Wenn ein geübter Zähler in einer Stunde 6000 einzelne Thalerſtücke aufzählte und dieſes Geſchäft täglich 10 Stunden lang übte, ſo brauchte er ungefähr 17 Tage um mit einer Million fertig zu werden. Würde die Million Thalerſtücke in eine Linie nebeneinander gelegt, ſo würde dieſe Linie länger als 5 Meilen ſein; würde ſie aber in lauter Einthalerſcheinen aufeinandergelegt, ſo bildete ſie eine Säule von 500 Fuß Höhe, die alſo bis an die Spitze der Kölner Domtürme reichte.

Und nun giebt es 1434 Millionen Menſchen auf der Erde. Wollten ſich alle dieſe Menſchen dicht nebeneinander in eine Reihe ſtellen, ſo würde dieſe Reihe wenigſtens 100000 Meilen lang, ſie liefe alſo 20mal rund um die ganze Erde herum. Wir können uns von dieſer ungeheuren Menge kaum eine rechte Anſchauung bilden; aber „Gott der Herr hat ſie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl.“ Und er hat ſie nicht bloß gezählet, kennt ſie auch nicht bloß alle mit Namen, ſondern er ſorgt auch für ſie alle und leitet alle ihre Wege. Unſer Vater im Himmel hat alſo, von den Tieren ganz abgeſehen, 1434 Millionen Menſchen täglich zu Koſtgängern und er thut ſeine milde Hand auf und giebt ihnen ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Was für eine Predigt von dem Reichtum der Haushaltung Gottes, von ſeiner Güte und Weisheit und Liebesfürſorge hält uns ſchon in dieſer Beziehung die Zahl: 1434 Millionen!

Aber alle dieſe Millionen Menſchen haben unſterbliche Seelen! Jeder einzelne unter ihnen iſt eine Individualität, eine Perſon für ſich, nicht bloß wie das Tier ein Exemplar ſeiner Gattung, ſondern ein ſelbſtändiges Perſonenweſen, das in den Augen Gottes einen größeren Wert hat als die ganze unvernünftige Schöpfung. Und jedes ſolches einzelne Perſonenweſen hat ſeine eigne Geſchichte, und Gott kennt ſeine Gedanken und ſeine Willensneigungen, ſeine Leiden und ſeine Freuden, ſeine Fehler und ſeine Vorzüge und er leitet die Wege eines jeden nach ſeinem weiſen Rat und keinem fällt ein Haar von ſeinem Haupte ohne Gottes Willen. O welch ein vielgeſtaltiges großes Geſchäft iſt die göttliche Weltregierung!

Und noch mehr: ſo verſchieden unter ſich alle dieſe Millionen Menſchen ſind, in einem Stücke iſt kein Unterſchied, nämlich daß ſie allzumal Sünder ſind. Weder in Europa noch in einem andern Weltteile giebt es einen einzigen Menſchen, der aus eigner

Kraft eine ſolche Gerechtigkeit ſich zu erwerben vermöchte, die vor Gott gilt, und durch die er einen Rechtsanſpruch auf das ewige Leben erlangte. Darin iſt kein Unterſchied zwiſchen den weißen und ſchwarzen, den civiliſierten und wilden Menſchen, daß ſie alle, wie ſie von Natur ſind, unter der Herrſchaft und dem Gerichte der Sünde ſtehen. 1434 Millionen Menſchen, und alle unter der Herrſchaft und dem Gerichte der Sünde ſtehend — was für eine Rettungsmacht gehört dazu, dieſer Maſſe des Verderbens zu helfen, und was für eine barmherzige Liebe, um ſolcher Sünden- und Sündermenge gegenüber überhaupt eine Rettung zu verſuchen! Nun, ihr wißt: alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab. Er allein ſoll, kann und will dieſen verlornen Millionen helfen. Ihnen allen? Ja wohl, allen; jeder der an ihn glaubt, wird nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Was iſt das für eine Liebe, die ſich über 1434 Millionen Menſchen erſtreckt und ihnen allen helfen kann und helfen will! Unſer Herr Jeſus Chriſtus verſtand die Breite dieſer Liebe ſeines himmliſchen Vaters, darum hat er Befehl gethan: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur;“ ſaget es allen den Millionen in Aſien und Europa und Afrika und Amerika und Auſtralien, daß Gott mich geſandt hat in dieſe Welt, daß ich ihrer aller Retter werde und daß mein Blut die Verſöhnung iſt für die Sünden der ganzen Welt. Welch ein Werk iſt das: Alle, alle dieſe Millionen mit dem Evangelio Chriſti bekannt zu machen und zum Heiland ſie einzuladen, damit ſie an ihn glauben und ſich taufen laſſen auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Dieſes große Werk treibt die Miſſion!

Und was hat ſie bis jetzt ausgerichtet? Ich will heute nur mit Zahlen antworten. Das hat ſie ausgerichtet, daß jetzt mehr als der vierte Teil der Menſchheit, nämlich über 400 Millionen wenigſtens dem Namen nach Chriſten ſind. Von den übrigen drei Vierteln ſind 7 Millionen Juden, 175 Millionen Mohammedaner, 800 Millionen Heiden der verſchiedenſten Grade. Auf den erſten Blick könnte es wenig erſcheinen, daß faſt 1900 Jahre, nachdem der Miſſionsbefehl gegeben worden iſt, nur der vierte Teil der Menſchheit ſich zum Chriſtentum bekennt. Ohne Zweifel liegt in dieſer Thatſache eine Anklage gegen die, welche ſich Chriſten nennen. Wären ſie überall und zu allen Zeiten Chriſten geweſen

mit der That und in der Wahrheit, hätten ſie alle und immer einen zuverſichtlichen Glauben gehabt an die weltüberwindende Macht des Evangelii, einen brennenden Eifer für die Ausbreitung des Reiches Gottes und einen heiligen Ernſt, in ihrem ganzen Leben ſich als Nachfolger des Heilandes zu erweiſen, ſo wäre gewiß ſchon heut ein viel größerer Teil der Menſchheit chriſtlich. Aber was unſre Schuld iſt, dafür dürfen wir das Evangelium nicht verantwortlich machen. Wenn wir die Lauheit, Trägheit, ja die Glaubensloſigkeit, Unſittlichkeit, Gottloſigkeit ſo vieler, die ſich nur Chriſten nennen, aber in Wahrheit keine Nachfolger Chriſti ſind, gebührend in Rechnung ſetzen und bedenken, wie rieſengroß die Miſſionsaufgabe iſt und daß ihr gegenüber auch die wirklich gläubigen Chriſten immer nur ſchwache Werkzeuge ſind, die „ſolchen Schatz in irdenen Gefäßen tragen“ — ſo müſſen wir ſagen: daß unter allen Religionen der Erde das Chriſtentum heut die meiſten Anhänger zählt, daß 400 Millionen Menſchen aus allen Erdteilen, Nationen und Sprachen Jeſum Chriſtum ihren Herrn und Heiland nennen, das iſt eine ganz außerordentliche Thatſache, ein lautredender gewaltiger Beweis für die Siegesmacht des Evangelii. 400 Millionen das iſt doch fürwahr eine große Zahl, zumal wenn man nicht vergißt, aus wie kleinen Anfängen ſich dieſe große Zahl geſammelt hat, mit wie geringen Mitteln das Werk der Evangeliſierung ſtets getrieben worden iſt und welche heftige Feindſchaft zu allen Zeiten die Welt dem Wort vom Kreuz entgegengeſtellt. Freilich iſt des Landes noch ſehr viel übrig einzunehmen. Noch giebt es mehr als 1000 Millionen Nichtchriſten auf der Erde — aber das Werk der Evangeliſierung der Welt ſteht auch nicht ſtill; unaufhaltſam beſetzt eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachſende Armee von Streitern Jeſu Chriſti ein nichtchriſtliches Land nach dem andern und in jedem Jahre wird durch den Dienſt der Miſſion die Zahl der Chriſten um Zehntauſende vermehrt. Es wird nicht Friede werden bis Jeſus Chriſtus ſiegt, und dieſer Kreis der Erden zu ſeinen Füßen liegt.

Aber heute kennen 1000 Millionen Menſchen den Heiland noch nicht, wandeln in Finſternis und ſind Knechte der Sünde und des Todes. 1000 Millionen — welch eine Fülle von Elend und Herzeleid, von Greuel und Schande, von Hoffnungsloſigkeit und Sehnſucht birgt dieſe ungeheure Zahl! Ich will jetzt kein Gemälde von dieſen dunkeln Zuſtänden zu entwerfen verſuchen; es wird ſich ſpäter Gelegenheit genug finden, in den verſchiedenen Heidenländern

ſie ins einzelne kennen zu lernen. Jetzt möchte ich euch nur darauf hinweiſen, wie maſſenhaft das Elend iſt, unter deſſen mannigfaltigſten Geſtaltungen dieſe 1000 Millionen Menſchen leiden, die den „Durchbrecher aller Bande," „den Stiller alles Haders" nicht kennen, der zu den Mühſeligen und Beladenen ſpricht: „Kommet her zu mir, ich will euch erquicken." O wenn wir all dieſes Elend auf einem Haufen ſehen könnten: die Tauſende von Menſchenopfern, welche noch heute gebracht werden; die zahlloſen Ängſte und Nöte, welche der Aberglaube und die Zauberfurcht erzeugt; die Fülle tyranniſcher Deſpotengrauſamkeit, unter welcher ungezählte Mengen unglücklicher Unterthanen ſeufzen; die maſſenhafte unwürdige Behandlung, welche Millionen weiblicher Weſen zu teil wird; die Ströme von Blut und Thränen, die im Zuſammenhang mit der Sklaverei vergoſſen werden; dazu alle die Sünden der Unbarmherzigkeit und Liebloſigkeit, der ſchamloſeſten Unzucht, Räuberei und Mordgier; und endlich alle die Friedeloſigkeit und Troſtloſigkeit, die das Leben, Leiden und Sterben dieſer Millionen noch dunkler macht — wenn wir dieſes ganze Maſſenelend mit einem Blick überſchauen könnten, wahrlich wir müßten kein Herz im Leibe haben, wenn es uns nicht jammerte und dieſer Jammer uns nicht antriebe, dem Miſſionsbefehle Chriſti gehorſam zu werden und hinzugehen, um ihnen zu helfen.

Freilich die meiſten Heiden wohnen weit von uns. Das Evangelium Chriſti hat einen eigentümlichen Lauf genommen durch die Welt. Es iſt fremd geworden in dem Lande, das ſeine Heimat war und heimiſch in Ländern, die ihm urſprünglich eine Fremde waren. Vom Morgenlande nahm es ſeinen Ausgang und bis heute hat es weſentlich im Abendlande ſeinen Sitz gefunden. Nur eine kurze Zeit währte die Blüte des Chriſtentums in Kleinaſien und Nordafrika, während es in den Ländern des Weſtens und Nordens ſeine weltgeſchichtliche Aufgabe erfüllte. Europa mit ſeinen 327 Millionen Einwohnern iſt faſt ganz und Amerika mit ſeinen 100 Millionen zum größten Teil ein chriſtlicher Erdteil geworden, während die faſt 800 Millionen Bewohner Aſiens und die 205 Millionen Afrikas beinahe ausſchließlich Heiden und Mohammedaner ſind. Aber die weite Entfernung darf uns nicht abhalten, Barmherzigkeit an den Heiden zu üben. Lautet doch der Miſſionsbefehl ausdrücklich: „Gehet hin — in alle Welt" und hat uns doch gerade in unſerer Zeit durch die Erfindung der Dampfſchiffe

und Eisenbahnen und Telegraphen der liebe Gott auch die weitesten Wege so kurz gemacht. Und ob es auch in der Christenheit selbst Werke der rettenden Liebe genug zu thun giebt, so müssen wir mit dem großen Heidenapostel sprechen: „Ich bin ein Schuldner beider, der Griechen und der Ungriechen," der Christen und der Nichtchristen, und während wir das eine thun, dürfen wir das andre nicht lassen.

Gott sei Dank, das hat in unsern Tagen die Christenheit auch wieder erkannt und deshalb mit der Erfüllung ihrer Missionspflicht gegen die fernen Heiden praktischen Ernst gemacht. Freilich fast zwei Jahrhunderte lang hatte unsre evangelische Kirche dieser Pflicht so gut wie vergessen. Allein: es giebt eine erinnernde Thätigkeit des heiligen Geistes. „Der heilige Geist wird euch erinnern alles des, das ich euch gesagt habe" — es ist eine sehr erbauliche und glaubenstärkende Betrachtung zu sehen, wie oft sich dieses Verheißungswort des Herrn im Laufe der Geschichte der christlichen Kirche erfüllt hat. Denkt z. B. nur an die gesegnete deutsche Kirchenreformation oder an die Erweckungszeit während der Herrschaft des Rationalismus. Mit welcher Macht hat da der heilige Geist an die vergessenen Grundwahrheiten des Evangelii erinnert und sie wieder zu Ehren gebracht. Nun, gerade so ging es mit dem Missionsbefehle. In Deutschland und England und Amerika rief allmählich immer stärker der erinnernde heilige Geist erst wenigen, dann immer mehreren Jüngern des Heilands diesen Befehl wieder ins Gedächtnis und machte den Gehorsam gegen denselben zu einer Gewissenssache, so daß heute jeder rechtschaffene Christ sich schämen muß, wenn er kein Missionsfreund ist. Es giebt jetzt in der ganzen evangelischen Christenheit aller Länder keine Kirchenabteilung, die sich nicht an der Heidenmission beteiligte. Ein kräftiger Missionsgeist durchweht die protestantischen Kirchen, so daß man in Wahrheit das 19. Jahrhundert als Missionsjahrhundert bezeichnen darf. Überall ist das Werk die Sache reinster Freiwilligkeit, die sich in freien Missionsgesellschaften ihre ausführenden Organe geschaffen hat. Auf dem europäischen Kontinent in Großbritannien und Amerika giebt es heut 80 solcher Gesellschaften und wenn man die kleineren Vereine in Südafrika, Indien und Australien hinzurechnet, so kommen ihrer vielleicht 100 heraus. Diese Zahl ist wieder schnell hingesprochen; aber was für eine Fülle ergreifender göttlicher Gnadenführungen und erbaulicher Wunder-

durchhilfen erzählt die Geſchichte der Gründung, der Erhaltung und des Wachstums der einzelnen dieſer Geſellſchaften! Dieſe Geſchichte gehört unſtreitig zu den erquicklichſten Partien der neueren evangeliſchen Kirchenhiſtorie; denn ſie iſt belebt von begeiſtertem Glauben, brüderlicher Liebe, kindlicher Frömmigkeit, mutigem Zeugengeiſte, inniger Gebetsübung, heiligem Opferſinne; kurz es iſt ein wirklicher göttlicher Lebensodem, der uns aus ihr entgegenweht, je eingehender man ſich mit ihr beſchäftigt.

Wie klein und wie verächtlich vor der Welt hat die neuere Miſſionsgeſchichte begonnen und zu was für einer Macht iſt ſie heute herangewachſen! Am Anfange unſres Jahrhunderts gab es in der geſamten evangeliſchen Chriſtenheit nicht viel über 200 Miſſionare, von denen weitaus die meiſten auf die miſſionseifrige kleine Brüdergemeinde kamen, und heute — am Ende des Jahres 1884 beträgt ihre Zahl über **3000** und wenn man die vielen verheirateten und unverheirateten weiblichen Arbeiterinnen hinzunimmt, weit über **6000**! Was für ein Kapital von Selbſtverleugnung und Heldenſinn, von Heilands- und Menſchenliebe, von Geduld und Glauben, von Arbeit und Leid um des Reiches Gottes willen ſteckt in dieſer Zahl. Man muß ſie nur wieder in ihre Einheiten zerlegen und die einzelnen Männer und Frauen, die zuſammen dieſe große Zahl bilden, und ihre Einzelgeſchichte, ihre Einzelarbeit, ihre Einzelgeduld ins Auge faſſen. Ich will nicht behaupten, daß in dieſer großen Zahl jeder einzelne Miſſionar ſeinem hohen Berufe wirklich gewachſen wäre, auch nicht, daß jeder einzelne als das Prachtexemplar eines Nachfolgers Chriſti angeſehen werden müßte. Aber das weiß ich, daß in der genannten Zahl eine große Fülle wahrhaftigen Jüngerſinns, Glaubensfreudigkeit, Opfermuts ſteckt und daß das Leben ihrer vieler Gott verherrlicht hat. Ihr habt alle von Livingſtone gehört. Als er nach ſeiner erſten großen Reiſe quer durch Afrika einen Beſuch in England machte, da wurden ihm viele Lobreden zu teil über alle die großen Opfer, die er gebracht. Es war ja wahr, er hatte viel gearbeitet, viel entbehrt, viel gelitten; aber was erwiderte er auf das überſchwengliche Lob, das man ihm ſpendete? „Die Leute ſprechen von einem Opfer, das ich bringe, indem ich einen ſo großen Teil meines Lebens in Afrika verweile. Kann man das ein Opfer nennen, was nichts als eine kleine Rückerſtattung der großen Schuld gegen Gott iſt, die wir nie abtragen können? Sagen Sie lieber, es iſt ein Vorrecht; ich habe nie ein

Opfer gebracht.“ Das war allerdings ein Großer unter den Miſſionaren, aber viele Kleine, deren Namen nur im engeren Kreiſe bekannt ſind, denken und handeln wie Livingſtone. Auf einſamem Poſten an der oſtafrikaniſchen Küſte ſtand 29 Jahre lang unter großen Entbehrungen und in harter Geduldsarbeit unſer Landsmann Rebmann, deſſen Name den meiſten unter euch unbekannt ſein dürfte. Erblindet und körperlich völlig gebrochen kehrte dieſer treue Arbeiter endlich in die Heimat zurück und als man voll Bewunderung über ſein geduldiges Ausharren und Leiden ihm Lobſprüche ſpenden wollte, wehrte er ab mit den Worten: „Was habe ich denn gethan? Ich habe wie ein Soldat ausgehalten auf meinem Poſten, bis Ablöſung kam.“ — Wie viele Miſſionare, Miſſionarsfrauen und Miſſionarskinder erliegen jährlich dem tödlichen Klima. Und doch räumt man das Feld nicht und immer wieder werden die Lücken ausgefüllt. Da arbeitet z. B. die kleine norddeutſche Miſſionsgeſellſchaft auf der Weſtküſte Afrikas in einem wahren Todeslande. Von ihren 54 ſeit 1847 ausgeſandten Arbeitern ſind 27 bis 1881 dem Fieber erlegen und von 33 Frauen 13 frühe ins Grab geſunken. Auch in der letzten Zeit hat aus der kleinen Schar der Tod wieder mehrere hintereinander weggerafft. Aber wie erbaulich iſt es, die Briefe der ſo ſchwer heimgeſuchten Männer und Frauen zu leſen, die vielleicht ſelbſt nicht mehr weit vom Grabe entfernt ſind. „Ach, was ſind wir, die wir des Herrn Werk hier treiben ſollen? Ein Thon, in ſeiner, des Töpfers Hand, Staub und Aſche von heute auf morgen. Aber dennoch ſo wert geachtet vor ihm, daß unſer hochgelobter Heiland ſein Leben auch für uns gegeben hat. Und wir wollen auch in unſerm Maße Heilande für dieſes Volk ſein und nicht aufhören, unſer Leben einzuſetzen für die Brüder — nach ſeinem Gebot.“ So ſchrieb beim Tode eines Mitarbeiters ein Mann, der ſelbſt wenige Wochen ſpäter ins Grab ſank und ſterbend die übrigen ermahnte: „Brüder, fahrt mutig fort am Werke des Herrn. Wenn auch Streiter fallen, ſo geht das Werk doch fort, weil es des Herrn iſt.“ — Nach Suriname hat die Brüdergemeinde ſeit 1735 426 Miſſionsgeſchwiſter geſchickt, von denen 176 im Miſſionsdienſte dem Klima zum Opfer gefallen ſind, ungerechnet die Kinder, denen die Eltern haben ins Grab ſehen müſſen. Das ſind Zahlen, die eine laute Predigt von chriſtlichem Heldenmut und Opferſinn halten. „Hätte ich tauſend Leben,“ erklärte ein früh gefallener Sierra-Leone-Miſſionar aus der älteren Zeit, „ich wollte ſie alle gern

hingeben, um einen einzigen armen Afrikaner zu retten.“ „Ich kann nicht leben,“ pflegte Henry Martyn zu ſagen, „wenn Chriſtus nicht verherrlicht wird.“ „Ich bin bereit überall hinzugehen, wohin Gott mich ſenden will, nach Indien, Amerika, Neuholland oder ſonſt in das entlegenſte Land der Welt,“ ſchrieb Claudius Buchanan. „O Herr, du weißt, Silber und Gold habe ich nicht, aber was ich habe, das gebe ich dir; ich bringe mich ſelbſt dir dar — willſt du die Gabe annehmen?“ ſo betete der junge Alexander Duff.

Und dieſelbe Predigt vernehmen wir, wenn wir an die Väter und Mütter denken, welche ihre Söhne und Töchter für den Heidenmiſſionsdienſt hingegeben haben. Wenn ein deutſcher Vater ſeinem Sohne ins Album ſchreibt: „Als Gabe für die Miſſion gebe ich meinen einzigen Sohn;“ oder eine amerikaniſche Mutter darüber weint, weil ſie keinen zweiten Sohn hat, um ihn als Verkündiger der Verſöhnung zu denſelben Batta zu ſenden, die ihren einzigen Sohn getötet und gefreſſen haben; oder ein Baſeler Pfarrer die Augen voll Thränen aber mit feſter Stimme erklärt: „Wir gehen nicht zurück,“ als er die Nachricht von dem binnen wenigen Wochen erfolgten Tode dreier ſeiner Kinder erhält; oder ein Jüngling aus Kanada nach Eromanga geht, wo die Wilden ſeinen Bruder erſchlagen haben, um an Stelle des Toten das Evangelium des Friedens zu verkündigen und dieſem Dienſte dann ſelbſt zum Opfer fällt — ſo ſind das nur einzelne Beiſpiele aus hunderten, die uns beweiſen: es lebt noch chriſtlicher Heldengeiſt in der Chriſtenheit. Nein, die Zahlen ſind nicht trocken, ſie predigen Thaten des Glaubens und der Liebe.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Miſſionsbeiträge. Es iſt eine ſtattliche Summe, die der geſamte Proteſtantismus jährlich für die Heidenmiſſion aufbringt. Während dieſe Summe zu Anfang unſres Jahrhunderts noch lange nicht eine Million betrug, belief ſie ſich im Jahre 1884 auf faſt 35 Millionen Mark und dieſe 35 Millionen beſtehen aus lauter freiwilligen Gaben. Es ſind allerdings manche große Beiträge reicher Miſſionsfreunde zumal in England und Amerika darunter. So hat z. B. ein Herr Jones der engliſchen Kirchenmiſſionsgeſellſchaft im Laufe von zehn Jahren die bedeutende Summe von 2 543 000 Mk. geſchenkt, ein Herr Arthington verſchiedenen engliſchen und amerikaniſchen Geſellſchaften für neue Unternehmungen in Centralafrika nach und nach

über 900000 Mk. zur Verfügung gestellt, ein Herr Otis dem großen amerikanischen Board vor einigen Jahren ca. vier Millionen Mk. testamentarisch vermacht. Allein im großen und ganzen setzt sich die Summe von 35 Millionen aus den kleinen Beiträgen der mittleren und niederen Stände zusammen. Ich weiß wohl, daß manches Wort der Ermahnung nötig ist und an manchen Orten der Stecken des Treibers in Bewegung gesetzt werden muß, damit zusammenkommt, was die Missionsgesellschaften brauchen. In den Augen des Gottes, der „einen fröhlichen Geber lieb hat", wird also manche der beigesteuerten Gaben keinen Wert besitzen. Aber es sind auch viele Gaben darunter, die, wie jene Scherflein der Witwe, vor den Augen dessen, der wägt und nicht zählt, einen größeren Wert haben, als die Millionen der Reichen. Es steckt wieder ein großes Kapital von selbstverleugnender Liebe und fröhlichem Opfersinn in diesen 35 Millionen Mk. Wenn ein armer Bergmann aus Freude über den Beginn einer neuen Mission in Afrika 100 Mk., eine Nähterin von ihrem geringen Arbeitslohne 20 Mk., ein Dienstmädchen die gleiche Summe, ein Knecht den fünften Teil seines Jahreslohns, ein Kind den ganzen Inhalt seiner Sparbüchse der Mission opfert, wenn die Hausmutter einer zahlreichen armen Familie täglich 10 Pfennige zurücklegt, hier ein Bauer den ganzen Ertrag seiner Bienenzucht, dort ein Handwerker alles, was er über Feierabend verdient, in die Missionskasse thut — so sind diese Gaben in Wahrheit Liebesgaben, auf denen das Wohlgefallen unsers himmlischen Vaters ruht. O, es ist eine liebliche Geschichte, die uns die Sammlung solcher Liebesgaben erzählt und man könnte wohl ein erbauliches Büchlein darüber schreiben.

Freilich die Sache bietet auch noch eine andere Seite der Betrachtung. Es giebt unter den Beiträgen auch viele, die in einem schreienden Mißverhältnis zum Vermögen der Geber stehen und einen recht kläglichen, ja bettelhaften Eindruck machen. Während für Luxus und Genuß große Summen verausgabt werden, erhält der König des Himmelreichs oft so wenig, daß die Gabe eine Beleidigung wird. Zumal bei uns in Deutschland ist eine zunahme der Noblesse im Geben sehr zu wünschen. Während in Großbritannien jährlich mehr als 20, in Nordamerika mehr als 10 Millionen Mark jährlich für die Heidenmission eingehen, beläuft sich die Einnahme in Deutschland und der Schweiz noch nicht ganz auf 3 Millionen M., und Gaben, die in die Tausende oder gar Hundert-

tausende gehen, kommen bei uns sehr selten vor. Unsere englischen Vettern sind ja freilich viel reicher als wir und auch durch ihren ausgedehnten Kolonialbesitz ist ihnen die Mission näher gelegt als uns; dennoch behält es etwas Beschämendes, daß wir uns durch ihre Missionsleistungen so sehr übertreffen lassen. Nun, hoffentlich steigern die Kolonien, welche das Deutsche Reich seit dem vorigen Jahre erworben hat, unsre Leistungen bald in einer erheblichen Weise.

Wohl, es ist eine große Summe 35 Millionen Mk.! Aber im Verhältnis zur Größe der Missionsaufgabe ist sie doch immer nur sehr gering. Es liegt auf der Hand, daß ein Werk wie die Evangelisierung der Welt großer Geldmittel bedarf. Die zusammengesetzte Leitung in der Heimat, die Ausbildung der Tausende von Missionaren, ihre Reisen in die fernen Länder der Heiden, der Ankauf von Grundstücken zur Ansiedlung, der Bau von Wohnhäusern, Kirchen und Schulen, die Erziehung von eingebornen Mitarbeitern, die Unterhaltung der Missionare und ihrer Familien, ganz ungerechnet unvorhergesehene Unglücksfälle: als Zerstörungen durch Krieg oder Naturelemente, Krankheiten oder schnell aufeinander folgende Todesfälle der Arbeiter und dergl. — das alles kostet viel Geld. Wenn man an die Kosten denkt, welche z. B. auf den Suezkanal oder die Gotthardeisenbahn verwendet worden sind, Werke, die bei aller ihrer Großartigkeit doch mit der Evangelisierung der Welt sich nicht vergleichen lassen — wie klein werden dann diese 35 Millionen! Und doch — welch überraschendes Schauspiel! Der Herr macht, daß es langt. Man wird immer wieder an die Geschichte von der Speisung Tausender durch wenige Brote und Fischlein erinnert. Die Freiwilligkeit der Beiträge macht jeden sichern Voranschlag der Einnahmen unmöglich, mit der Ausdehnung des Werks wachsen jährlich die Ausgaben und doch ist im großen und ganzen immer so viel da, als man braucht. Auch die Missionseinnahmen stehen unter höherer königlicher Leitung, die die Herzen der Geber also regiert, daß das steigende Bedürfnis auch durch steigende Beiträge gedeckt wird. Das ist die Predigt, welche bezüglich der Missionsgaben die Zahlen uns halten.

Wenden wir uns nun von den heimatlichen Leistungen zu dem Erfolg draußen auf dem Missionsfelde. Dieser Erfolg geht ja freilich weit über die Zahlen hinaus. Auch Tausende und Zehntausende, die noch nicht sich haben taufen lassen, stehen unter dem Segenseinflusse der Mission. Heidnische Sitten und Gebräuche

werden abgeſchafft, Roheit und Grauſamkeit vermindert, Aberglaube erſchüttert, Unwiſſenheit beſeitigt, neue ſittliche Anſchauungen in Kurs geſetzt, Fundamente chriſtlicher Civiliſation gelegt und dergleichen mehr. Aber laſſen wir das jetzt; was ſagen uns die Zahlen? Nun, auf dem geſamten Miſſionsfelde gab es Ende 1881 2 283 700 evangeliſche Heidenchriſten, von denen allerdings einige hunderttauſend die Taufe noch nicht empfangen haben, ſondern erſt den Gottesdienſt und den Katechumenenunterricht beſuchen, aber über 575 000 ſind volle Kirchenglieder, die die Berechtigung haben, zum heiligen Abendmahl zu gehen. Ende 1884 waren es wenigſtens 2 400 000 chriſtliche Anhänger und 650 000 volle Kirchenglieder. 2 283 000 Heidenchriſten — das iſt wieder eine inhaltsreiche Zahl. Ich bin weit davon entfernt, jeden einzelnen dieſer Chriſten ſelbſt aus der kleineren Zahl der vollen Kirchenglieder für einen vollendeten Jünger und Nachfolger Chriſti zu erklären. Ich weiß ſehr wohl, daß die Mehrzahl noch viel Schwachheit an ſich trägt und ihr Chriſtentum noch ſehr in den Kinderſchuhen ſteckt. Und doch — wie viel ergreifende Einzelgeſchichten von wunderſamer göttlicher Lebensführung, von Kraftwirkung des Evangelii, von reeller Bekehrung, von kindlichem Glauben, von zuverſichtlichem Gebet, von herzlicher Liebe zu Gottes Wort, von willigem Opferſinn, von heldenmütigem Leiden um des Bekenntniſſes zu Chriſto willen ſchließt dieſe Zahl von 2 283 000 in ſich! Wie viel Mühe hat es gekoſtet, wie viel Widerſtände haben überwunden werden müſſen, wie viel Geduld des Glaubens iſt geübt worden, bis dieſe Zahl erreicht worden iſt. Ich werde ſpäter reichlich Gelegenheit haben, von dem allen einzelne Beiſpiele mitzuteilen; für jetzt muß ich mich mit dieſer allgemeinen Andeutung begnügen, um noch für einige andre Betrachtungen Zeit zu gewinnen, welche die in Rede ſtehende Zahl uns nahe legt.

Wie weit zerſtreut über die verſchiedenſten Länder der Erde ſind dieſe 2 283 000 Heidenchriſten! Wenn wir eine Reiſe um die Welt machen, ſo begegnen wir größeren oder kleineren Abteilungen von ihnen faſt in allen Landen. In Grönland und Labrador, unter den Indianern wie den Negern und Chineſen des britiſchen Nordamerika und der Vereinigten Staaten, auf den weſtindiſchen Inſeln, in den feuchtheißen Küſtengebieten des mittleren und ſüdlichen Amerika und ſelbſt in dem wilden Feuerlande — hat die evangeliſche Miſſion zuſammen 688 000 Heiden in chriſtlichen Ge-

meinden gesammelt. Gehen wir in San Franzisko zu Schiff und durchfahren den großen oder stillen Ocean, so finden wir auf den Sandwichinseln, durch ganz Mikronesien und Melanesien und Polynesien, auf Neuseeland und Australien Missionsgemeinden, die zusammen 264 000 Seelen zählen. Und wenden wir uns in den indischen Archipel und besuchen von da aus das japanische Inselreich und dann das asiatische Festland: Ostindien und China, Persien und Kleinasien, so sind es 754 000 Heidenchristen, die wir in allen diesen Gebieten finden. Und kommen wir endlich nach Afrika, so treffen wir heidenchristliche Gemeinden an auf Madagaskar und den umliegenden Inseln, unter den Kaffern, Betschuanen und Hottentotten Südafrikas, wie unter den Negern im Hererolande und dann die Westküste hinauf vom Kongo an bis nach Senegambien, zusammen 577 000! Das heißt doch fürwahr den Samen des Evangelii weit ausstreuen und Ernst machen mit dem Befehle: „Gehet hin in alle Welt!“

Und wie viel Sprachen werden gesprochen in allen diesen Ländern! Ich weiß nicht, ob es ganz richtig ist, aber man sagt, daß es auf der ganzen Erde etwa 1000 verschiedene Sprachen und etwa 3000 Mundarten gebe. Welche Berge von Schwierigkeiten setzt dieses Sprachengewirr der christlichen Mission entgegen! Da das Evangelium einem jeden Volke in seiner Muttersprache verkündigt werden muß, so haben unsre evangelischen Missionare sich daran machen müssen, hunderte von fremden Sprachen und Mundarten zu erlernen. Was hat das für Mühe gekostet! Oft genug haben sie eine Sprache erst förmlich entdecken müssen, weil kein Europäer vor ihnen dieselbe gekannt oder gar bearbeitet gehabt hat. Ich kann es nicht genau sagen, in wie viel hundert verschiedenen Sprachen unsre evangelischen Missionare heut das Evangelium mündlich verkündigen. Aber vor mir liegt der Jahresbericht der großen britischen und ausländischen Bibelgesellschaft von 1883. Nach diesem ist heut die Bibel ganz oder teilweise in 354 Sprachen übersetzt. Von diesen Übersetzungen kommen auf europäische Sprachen: 80, von denen aber auch verschiedene für nichtchristliche Völker (in der Türkei, Rußland, Lappland) bestimmt sind. Die übrigen 274 Übersetzungen sind in fast lauter heidnischen Sprachen gedruckt und mit wenigen Ausnahmen von evangelischen Missionaren zustande gebracht. Ich will nicht von der Fülle sprachlicher Arbeit reden, die in diesen über 250 Übersetzungen steckt; aber welch ein Reichtum von Licht

und Leben ist durch sie in die Heidenlande getragen und wird durch sie fort und fort verbreitet in den Gebieten der Finsternis und des Todes! Gewiß ist manche dieser Übersetzungen nur eine Lehrlingsarbeit und der Verbesserung sehr bedürftig und es kommt mir nicht in den Sinn, sie etwa dem Meisterwerke unsres Doktor Luther gleichzustellen. Und doch — wenn wir den Segen kennen, den die Lutherische Bibelübersetzung dem deutschen Volke in so reichem Maße gebracht hat und noch immer bringt, so vermögen wir zu ahnen, was für eine Gabe eine selbst nur mittelmäßig gelungene Bibelübersetzung für ein heidnisches Volk ist, zumal für ein solches, dessen Sprache bisher noch nicht in Schrift verfasset war oder doch so gut wie keine Literatur hatte. Wer will die Segensgeschichte aller der Bibelübersetzungen erzählen, mit denen die evangelische Mission die Heidenvölker der Gegenwart beschenkt hat! Das ist auch eine von jenen Geschichten, die erst in der Ewigkeit ganz bekannt wird.

Wo die Mission einem Volke die Bibel in die Hand giebt, da sorgt sie selbstverständlich auch dafür, daß das Volk *lesen* lernt, d. h. sie führt die *Schule* ein. Überall wo unsre evangelische Mission arbeitet, ist sie die Mutter der Schule geworden. Es mag auf den ersten Blick als etwas Geringes erscheinen, wenn ein Missionar in einem Heidenlande eine Schule eröffnet und diese Schule anfänglich vielleicht nur von einem Dutzend Kindern besucht wird. Aber mit dieser Schule beginnt ein ganz neuer Abschnitt in der Geschichte des Landes, in der Geschichte seiner Bildung und Civilisation. Nun höret wieder die Zahlen. Auf allen Gebieten der evangelischen Heidenmission giebt es heut in Summa mindestens **13000** *Schulen* der verschiedensten Grade, die von 6—700000 *Schülern und Schülerinnen* aus allen Ständen besucht werden. Ich denke, das ist wieder eine stattliche Zahl, die sich sehen lassen kann. Wie viel Belehrung und Zucht ist von diesen 13000 Erziehungsstätten ausgegangen und geht fort und fort von ihnen aus! Wie viel wirkliche Aufklärung und Bildung haben diese Schulen weithin über die Erde verbreitet! Aus diesen Schulen gehen auch die Jünglinge und Männer hervor, welche Mitarbeiter der Missionare werden. Überall läßt es die Mission sich angelegen sein, Gehilfen aus den Eingebornen zu Lehrern, Predigern nnd Evangelisten unter ihren Landsleuten heranzubilden, damit mit der Zeit das ganze Werk der Evangelisierung in ihre Hand gelegt werden und die europäische Arbeiterschar zu

andern heidnischen Völkern weiterziehen könne. In Summa mag es heut **25000** *solcher Mitarbeiter aus den Eingebornen* geben; die meisten sind Lehrer, aber es giebt auch schon 1700 ordinierte Pastoren und Evangelisten, deren Unterhalt zum größten Teil von den heidenchristlichen Gemeinden selbst bestritten wird. Das ist wieder eine sehr beredte Zahl, welche den Beweis liefert, daß das Christentum im fremden Boden wurzelhaft geworden ist und jetzt keineswegs bloß von der Anwesenheit europäischer Missionare abhängt. Gesetzt — woran fürs erste aber gar nicht zu denken ist — die alte Christenheit stellte die Sendung ein, so würde das Werk der Mission heut ebensowenig stillstehen, wie einst nach dem Tode der Apostel. Die aus der alten Christenheit verpflanzten Absenker sind bereits zu fruchttragenden Bäumen geworden, deren Same die Weiterpflanzung selbst garantiert.

Aber ich muß noch einmal auf die 2283000 Heidenchristen zurückkommen. Im Verhältnis zur Menge der tausend Millionen Nichtchristen ist das freilich erst eine kleine Zahl. Aber wir stehen auch erst im Anfangsstadium der gegenwärtigen Missionsperiode. Auch in den früheren Missionsperioden ist es im ersten Jahrhundert am langsamsten gegangen, dann aber wuchsen die Zahlen wie ein Kapital, zu dem Zins auf Zins geschlagen wird. Nach dem göttlichen Reichsgesetz verläuft eine jede Missionsperiode wesentlich in drei Hauptstadien, die sich freilich weder scharf gegeneinander abgrenzen noch überall die gleiche Zeitlänge in Anspruch nehmen. Das erste Stadium ist das der *Sendung* fremder Missionare, der *Vorarbeit* der mannigfaltigsten Art. In ihm handelt es sich wesentlich um die Bekehrung *einzelner* und die Grundlegung für das Gemeindeleben. Der Erfolg ist hier selbstverständlich am geringsten und die Zahl der Bekehrten aus den höheren Ständen am kleinsten. Das zweite Stadium ist das der *organisierten Arbeit der Eingebornen*, in welchem es zur umfassenden Ausgestaltung des christlichen Gemeinschaftslebens kommt und dem bereits gelegten Fundamente gleichsam das erste Stockwerk aufgesetzt wird. In dieser Zeit wird der Zuwachs, vielfach auf ganz unmerkliche Weise, schon bedeutend und ergreift die christliche Bewegung je länger je mehr auch die oberen Stände. Das dritte Stadium ist das der *Massenchristianisierung* und es wird gemeiniglich durch bedeutende politische oder kulturgeschichtliche Ereignisse herbeigeführt. Bis dieses Ziel aber erreicht ist, vergehen Jahrhunderte.

Die gegenwärtige Miſſion ſteht auf weit den meiſten ihrer Gebiete noch im erſten Stadium, nur auf einigen iſt ſie bereits in das zweite und allein in Madagaskar wie durch einen Sprung ſchon in das dritte getreten. Aber überall beweiſen die Zahlen, daß der Erfolg in ſteigender Linie wächſt. Nur ein paar Beiſpiele, die abſichtlich nicht aus beſonders fruchtbaren Miſſionsgebieten genommen ſind. Im Jahre 1857 zählte die Baſeler M. G. auf der Goldküſte nach 30jähriger opferreicher Arbeit erſt 367 Chriſten; 1867 war dieſe Zahl bereits auf 1509, 1877 auf 3355 und 1883 auf 5567 geſtiegen, d. h. ſie hat ſich im Laufe von einigen 30 Jahren mehr als verzwölffacht. In Indien und Ceylon belief ſich die Zahl aller eingebornen Chriſten 1851 erſt auf 128000; 1861 waren es ihrer 213000, 1871: 318000 und 1881: 528590. Während des erſten halben Jahrhunderts wurden demnach im Laufe eines Jahrzehnts ca. 30000, während der drei letzten Jahrzehnte innerhalb derſelben Zeit c. 134000, alſo mehr als viermal ſoviel Chriſten gewonnen. In China zählte man 1853 nach etwa 10jähriger Miſſionsarbeit 351 volle chriſtliche Kirchenglieder; 1863: 1974, 1868: 5743, 1872: 8000, 1877: 13035, 1881: 19660 (Chriſten überhaupt: 60000), d. h. auf die letzten 5 Jahre kommt eine Vermehrung von 6625, während im ganzen erſten Jahrzehnt nur der zwanzigſte Teil dieſer Zahl das Recht der Zulaſſung zum heiligen Abendmahl erhielt. Solche Zahlen ſind doch lehrreich. Ihnen gegenüber muß das Vorurteil wohl ſchweigen, als ob die Miſſion der Gegenwart keinen Erfolg habe. Es iſt ganz natürlich, daß dieſer Erfolg in den Anfangsjahrzehnten gering iſt; aber ſind erſt die Grundlegungsſchwierigkeiten überwunden, ſo wächſt er in ſteigender Weiſe. Das wird freilich noch durch ſchwerwiegendere Thatſachen bewieſen als durch Zahlen, aber die Zahlen ſind doch auch nicht zu verachten, zumal ſolchen Leuten gegenüber, die auch in Sachen des Reiches Gottes nur an das Sichtbare und Greifbare ſich halten wollen.

Vor Gott freilich gelten ganz andre als die bloßen Zahlenwerte. In ſeinem Heiligtum geht es nach der Wage, nicht nach der Zählmaſchine. Ein Menſch ſiehet, was vor Augen iſt, Gott ſiehet das Herz an. Darum ſind wir auch weit davon entfernt, die Zahlen zu überſchätzen und mehr aus ihnen zu machen, als ihnen gebührt. Es wird mancher als Chriſt gezählt, deſſen Name nicht geſchrieben ſteht im Buche des Lebens. Niemals haben große

Zahlenmengen den Beweis der Wahrheit und der Kraft des Evangelii geführt. Ein Dutzend Menschen von lebendigem Glauben, deren gottgeheiligtes Leben in der Nachfolge Christi die verborgenen Wiedergeburtskräfte offenbar macht, welche in dem Evangelio liegen, sind gewaltigere Kraft- und Wahrheitszeugen des Christentums als tausende, die nur die Zahlentabellen füllen. Das ist auch eine Predigt der Zahlen, die wir ja nicht vergessen wollen. Es kommt ein Tag, an welchem der Herzenskündiger seinerseits die Zählung vornimmt, in welcher er nur diejenigen als die Seinen anerkennt, die auch die Wägung bestehen auf der Wage des Heiligtums. Er helfe uns, daß wir selbst dann mitgezählt werden unter denen, welche das Reich ererben und gebe, daß auch von den heutigen Heidenchristen, welche die Frucht unsrer Missionsarbeit sind, recht viele zu dieser seligen Schar gehören.

III. Der dunkle Weltteil.

Als der berühmte Auffinder Livingstones und Entdecker des Kongo, der Amerikaner Stanley, von seiner großen Reise quer durch Afrika heimgekehrt war, da legte er die Erlebnisse und Ergebnisse derselben in einem zweibändigen interessanten Buche nieder, welchem er den Titel: „Durch den dunkeln Weltteil" gab. Mit diesem Namen bezeichnete er Afrika nicht bloß darum, weil die meisten seiner Bewohner eine dunkle Hautfarbe haben, auch nicht bloß darum, weil viele Gebiete dieses großen Erdteils noch undurchforscht sind, sondern vornehmlich deshalb, weil er auf seinem langen Wege soviel traurige Nachtbilder zu sehen bekommen hatte, die ihn immer wieder an das bekannte Wort erinnerten: „Finsternis bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker." Allerdings bemerkte Stanley in dieser Nacht auch manches Sternlein, das sie ein wenig erhellte. Es trat ihm mehr als ein Zug wohlthuender Gutmütigkeit, treuer Anhänglichkeit, kindlicher Fröhlichkeit, sogar mutiger Selbstaufopferung entgegen. Auch im gesunkensten Heidentum finden sich immer einige verlaufene Sonnenstrahlen aus der Welt des Lichts, die Zeugnis dafür ablegen, daß der Mensch überall noch etliche wenn auch noch so dürftige Reste des entstellten göttlichen Ebenbildes an sich trägt, daß er ein Mensch geblieben und kein Tier geworden ist. Aber abgesehen von diesen wenigen Lichtstrahlen, die hier und da die Finsternis zur Dämmerung machen, hat der berühmte Reisende nur zu sehr recht, wenn er Afrika als „den dunkeln Weltteil" bezeichnet.

Freilich haben solche allgemeine Bezeichnungen immer etwas Mißliches. Afrika ist ein großes Land und die Zustände sind nicht in allen Teilen desselben die gleichen. Es ist mit der Finsternis Afrikas ähnlich wie mit der Hautfarbe seiner Bewohner. Wie diese nicht überall gleich dunkel ist, so herrscht auch nicht in allen Gebieten des weiten Erdteils die gleiche Nacht. Hier und da sind die Zustände ein wenig erträglicher; aber Finsternis bedecket überall das Land, wohin wir die Blicke auch richten. Und zwar zu-

meiſt eine ſehr in die Augen fallende grobe Finſternis, welche auch ſolchen Menſchen als Finſternis erſcheint, die für die heidniſche Nacht, in der z. B. die Chineſen oder die Hindu leben, wenig Verſtändnis haben. Wir wollen heute einmal abſichtlich mit der Schilderung dieſer groben Finſterniszuſtände uns beſchäftigen, unter denen mehr als 200 Millionen unſrer Mitmenſchen bis auf den heutigen Tag ſeufzen, damit ihr es recht mit Händen greifen könnt, wie groß Afrikas Elend iſt, und euer Herz zum Mitleiden bewegen laſſet.

Es ſind keineswegs allein die Miſſionare, die uns dieſe Nachtgemälde zeichnen. Eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachſende Menge von Entdeckungsreiſenden aus faſt allen Nationen durchforſcht heute Afrika, und die zahlreichen Berichte, die ſie erſtatten über das, was ſie geſehen und gehört haben, ſind voll der erſchütterndſten Zeugniſſe über die Macht der Finſternis, unter welche die Bewohner dieſes großen Erdteils geknechtet ſind. Gerade in unſern Tagen wird die Decke, welche bisher über dieſer Finſternis lag, immer mehr hinweggezogen. Das iſt offenbar ein Zeichen, daß es Tag werden ſoll auch für dieſen dunkeln Weltteil. Gott läßt uns ſo viele Blicke in die afrikaniſche Nacht nicht darum thun, daß nur unſre Länder- und Völkerkenntnis bereichert werde, ſondern daß wir einen Antrieb bekommen denen zu helfen, die noch in einem ſolchen Todesſchatten wohnen. Es kann uns kaum etwas anderes in ſo eindringlicher Weiſe die Mahnung ins Gewiſſen ſchieben: „Mache dich auf, werde Licht, bringe Licht" als der Anblick ſo vieler Greuel der Finſternis. Von dem Samariter, der den unter die Mörder gefallenen Menſchen in ſeinem Blute liegen ſah, erzählt uns der Heiland: Und da er ihn ſah, jammerte ihn ſein, ging zu ihm, verband ihm ſeine Wunden, und goß drein Öl und Wein, und hob ihn auf ſein Tier, führte ihn in die Herberge und pflegte ſein." Die Nachtbilder, welche eine Durchwanderung des dunkeln Weltteils uns vor die Augen ſtellen werden, ſollen uns zurufen: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Was uns vor allem in Afrika in die Augen fällt, wohin wir auch kommen, das iſt die ſchrecklichſte Geringachtung des Menſchenlebens; überall, im Norden wie im Süden, im Oſten wie im Weſten, an den Küſten wie im Innern, überall „ſind ihre Füße eilend, Blut zu vergießen." Mord und Raub, Krieg und Überfall ſind allerorts an der Tagesordnung, nirgends herrſcht ein

Gefühl der Sicherheit. Ungebändigte Wildheit, Haß, Grauſamkeit treten uns faſt in jedem afrikaniſchen Lande entgegen. Hingeriſſen von der landſchaftlichen Schönheit und Fruchtbarkeit der den Viktoria Nyanza-See umgebenden Gebiete ruft Stanley aus: „Aber gegenwärtig ſind noch die Hände der Völker, mit Mordluſt in ihrem Herzen, gegeneinander erhoben. Wilde Grauſamkeit entzündet ſich beim Anblick des wandernden Fremden; Seeräuberei iſt das von ihnen ſelbſt eingeſtandene Gewerbe. Mteſa, der König von Uganda, läßt ſeine Schlachtopfer pfählen, verbrennen und verſtümmeln. Die Wirigedi lauern längs ihrer Geſtade jedem Fremden auf und die Schleuderer auf den Inſeln üben ihre Kunſt an ihm. Die Wagara vergiften beim Anblick eines Kanoes ihre tödlichen Pfeile aufs neue und jeder Volksſtamm hält ſich, Wut und Rachedurſt im Herzen, vom andern fern. Wahrlich, die dunkeln Örter der Erde ſind voll von Grauſamkeit.“

Faſt bei allen afrikaniſchen Völkern verfügt der Häuptling oder der König mit *deſpotiſcher Willkür* über Leib und Leben ſeiner Unterthanen. So pflegte z. B. der Muata (Herr) zu *Lunda* (etwa in der Mitte zwiſchen Tanganyika und Angola), wenn er übler Laune war, einem, der ſeinen Befehl nicht recht verſtanden und darum nochmals fragte, die Ohren abſchneiden zu laſſen „um ihn beſſer hören zu lehren.“ So wird auch jeder Diebſtahl an dem Eigentum dieſes Tyrannen mit Abſchneiden von Ohren und Händen beſtraft. Wer mit irgend einem ſeiner Weiber zuſammenkommt oder mit ihr ſpricht, wird getötet oder an ſeinen Gliedern verſtümmelt. Dieſer Muata beſaß, als die portugieſiſchen Reiſenden ihn beſuchten, deren Berichte ich folge, nicht weniger als 600 Weiber, die er ſich geradezu auf der Straße zuſammengeleſen hatte. Wenn er eine Frau ſah, die ihm gefiel, oder von einer hörte, die ihm gefallen könnte, ſo ließ er ſie einfach holen, um ſie in ſeinen Harem zu ſtecken. Vorher aber mußte die neue Königin alle ihre früheren Liebhaber oder Männer nennen, die dann ſofort hingerichtet wurden.

Es iſt nun etwa 15 Jahre her, daß zwei auf der Goldküſte arbeitende Baſeler Miſſionare, der eine mit Weib und Kind, von den berüchtigten Aſantenegern auf ihrer Station gefangen genommen und in die Hauptſtadt des Reiches, *Kumaſe*, weggeſchleppt wurden. In dieſem afrikaniſchen Kerker mußten ſie über vier Jahre bleiben, bis endlich der Krieg der Engländer gegen Aſante den hart ge-

prüften Missionsgeschwistern die Freiheit brachte. Während dieser langen Gefangenschaft hatten sie reichlich Gelegenheit, die Zustände in Asante kennen zu lernen. Ihre Tagebücher sind voll von blutigen Greueln, deren Zeugen sie immer wieder sein mußten. So berichten sie unter andern ganz ähnliche Dinge wie die Portugiesen aus Lunda. „Ändert der König etwa ein Todesurteil, so werden Geldstrafen auferlegt, oder Ohren, Nase, Lippen abgeschnitten. Täglich begegnet man Leuten, welchen alle diese drei Glieder fehlen. Den Lippenlosen wächst oft durch wildes Fleisch der Mund so zusammen, daß sie kaum mehr essen können. Dann müssen sie den König um Öffnung des Mundes bitten, worauf einer der Scharfrichter die Operation mit einem Schnitt seines Messers vollzieht."

Auch der Reisende Cameron sah auf seinem Wege quer durch Afrika viele solche durch die despotische Grausamkeit der Fürsten verstümmelte Menschen.

„Heute morgen hörten wir," heißt es in den Tagebüchern der in Asante gefangenen Missionare, „der König habe mit seinen Weibern getanzt, was immer Menschenleben koste. Hierzu wird die beste Musikbande, Kete, in einiger Entfernung von den Frauen aufgestellt. Es ist selten, daß der König diesen Ketetanz tanzt, wenn es aber geschieht, schaudern auch gleichgiltige Leute." Nur die dringendste Not kann dann jemand bewegen auf die Straße zu gehen, denn sie wissen, es muß Blut fließen.

Noch schlimmer als in Asante ist es in dem schrecklichen Dahome. Erst vor zwei Jahren wagte sich ein Missionar in diese Löwenhöhle, um von dem König Gelele die Erlaubnis zur Missionsarbeit an einem zu seinem Reiche gehörigen Orte zu erwirken. Dieser König regiert seit 1853 und hat während dieser Zeit nach einer mäßigen Berechnung im Durchschnitt jährlich 200 Menschen geschlachtet. Nimmt man dazu die tausende der aus den Kriegen heimgebrachten Köpfe, so ist er wohl der größte aller lebenden Mörder. Als der eben erwähnte Missionar sich in der Hauptstadt aufhielt, wurden gerade die sogenannten Totenkostüme gefeiert, so daß täglich frische Menschenköpfe am Eingange des königlichen Palastes aufgepflanzt waren. — Auch aus Südafrika lassen sich genug solcher schrecklichen Blutthaten erzählen. Man braucht bloß an die bekannten Namen eines Tschaka, Dingane, Ketschwayo, Sekukuni u. s. w. zu erinnern.

Wie schon in den Mitteilungen aus Dahome angedeutet wurde,

beruht dieſe erſchreckende Mißachtung des Menſchenlebens zum großen Teil auf der Religion der Afrikaner. Ihr Götzendienſt iſt bis auf den heutigen Tag voll blutiger Greuel. Verlangen aber die Götzen ſo viele Opfer an Menſchenleben, muß man ihre Heiligtümer mit Menſchenſchädeln ſchmücken und nicht bloß bei den Totenfeiern ſondern ſelbſt bei Erntefeſten Menſchenopfer darbringen, ſo iſt es natürlich, daß man gegen das Blutvergießen überhaupt abſtumpft. Sind die Menſchenſchlächtereien ſo vielfach durch den religiöſen Aberglauben geheiligt, ſo können ſie auch nur mit dieſem ſelbſt beſeitigt werden. Den Götzendienſt ſtürzt aber keine menſchliche Macht, ſondern allein Chriſti Evangelium.

Wie menſchenmörderiſch der afrikaniſche Aberglaube iſt, davon nur einige Beiſpiele. Am zahlreichſten ſind wohl die Totenopfer. Je höher die Stellung geweſen, welche ein Verſtorbener im Leben eingenommen, deſto mehr Menſchen müſſen ihn in die jenſeitige Welt begleiten. Es würde eine Verachtung des Toten ſein, wollte man ihm nicht reichlich Menſchen opfern. In Kumaſe war ein königlicher Prinz geſtorben. Auf allen Straßen der Stadt waren die Königsleute aufgeſtellt, um Menſchen zu ergreifen, dann erſt wurde die Todesnachricht bekannt gemacht. Entſetzt lief alles auf den Straßen davon, ſo daß ein allgemeiner Wirrwarr entſtand. Wer ergriffen wurde, dem wurden die Wangen mit einem Meſſer durchſtochen und der ſichere Tod ſtand ihm bevor. Der Verſtorbene hatte neben mehreren Weibern aus königlichem Blut auch drei von niederer Abſtammung, die aber, erſchreckt durch die Todesnachricht, wiſſend was ihnen bevorſtand, geflohen waren und ſofort durch drei andre Mädchen erſetzt wurden. Weißbemalt und goldbehängt ſaßen dieſe drei Tage lang am Sarge, um beim Begräbnis erdroſſelt zu werden. Ähnlich ergeht es ſechs Ehrenknaben, die gleichfalls geſchmückt um den Sarg hocken. Dazu müſſen eine Anzahl Sklaven und Gefangener, die ſeit Monaten in Eiſen ſitzen, dem Prinzen ins Grab folgen. Aber damit war es nicht genug, daß am Begräbnistage 20 Perſonen geopfert wurden, nun rückten nacheinander die verſchiedenen auswärtigen Häuptlinge heran und brachten ihre Opfer mit. Überall lagen friſchgeſchlachtete Leichname umher und nach 40 Tagen begann das Schlachten von neuem, ſo daß in Summa 150 Menſchenleben zu Grunde gerichtet wurden.

Auch wenn die Kriegsheere nach Hauſe zurückkehrten, fanden ſtets große Opfer ſtatt. Es waren furchtbare Greueltage, wie die

Augenzeugen berichten. „Den ganzen Tag hörten wir das Geheul der Trauernden; die meiſten Einwohner faſteten, rotbemalt. Die wilden Klänge der Hörner und Trommeln wollten nicht aufhören. In einem einzigen Hofe lagen allein 15 der armen Gefangenen in Eiſen, um im Laufe des Tages geſchlachtet zu werden. — Ein armes Weib verſuchte davon zu laufen, aber bald war ſie eingeholt und ihr das Meſſer durch die Wangen geſtoßen. . . Für die ſechs Häuptlinge aus Kumaſe ſelbſt, die im Kriege gefallen waren, wurden allein 40 Opfer gebracht."

Oder wenn der König ſich nach Bantama begiebt, in das Haus, wo ſeine verſtorbenen Vorfahren ruhen, oder wenn an dieſem Hauſe irgend eine Reparatur vorzunehmen iſt, werden Menſchenopfer gebracht. In dieſem Hauſe werden die mit Golddraht zuſammengehaltenen Skelette der verſtorbenen Könige aufbewahrt und mit dem Blute der neugeſchlachteten Opfer von dem regierenden Könige beſtrichen. Ach wie viel mal hörten in den vier Jahren ihrer Gefangenſchaft die Miſſionare das Todeshorn und die Todestrommel. „Zwei Stöße ins Horn bedeuten: der Tod, der Tod! und drei Trommelſchläge: ſchneid ihn ab! worauf ein Schlag der andern Trommel anzeigt: der Kopf iſt gefallen." Wie oft ſtießen die armen Gefangenen bei ihren Ausgängen auf die Rumpfe Enthaupteter. Immer wieder kehrt in ihren Tagebüchern die Bemerkung: „wir kamen wieder an 10, an 5 blutenden Rumpfen vorbei." Als die Engländer 1874 dieſe Mördergrube einnahmen, berichtete einer der Armeeärzte, der im Hauſe des Oberſcharfrichters einquartiert war, dieſer habe ihm erzählt, daß im letzten Jahre 2—3000 Menſchen, fünf bis ſechs täglich, geſchlachtet worden ſeien.

Gehen wir etwas weiter nach dem Süden, nach Doketown am Altkalabar. König Eyamba war geſtorben. „Das gemeine Volk," ſo erzählt als Augenzeuge ein Miſſionar, „wurde von tödlicher Beſtürzung ergriffen und floh nach allen Richtungen. Seine Brüder und Neffen durchſuchten, von vertrauten Helfershelfern begleitet, die Wohnungen und töteten, wen ſie fanden, durch Erdroſſelung oder Enthauptung. Wenn ſie durch das Hofthor in den Vorplatz eines Hauſes eingetreten waren, gaben ſie den Gefährten Befehl, alle Thüren zu ſchließen. Auch an allen Ausgängen der Stadt wurden bewaffnete Männer aufgeſtellt, um das Weglaufen der Stadtſklaven nach den Plantagen zu verhüten, während andre Mörderſcharen nach den Plantagen geſchickt wurden, um alle, die

ſie auf dem Wege, auf den Feldern oder in den Hütten fänden, ſchonungslos umzubringen. Dann ward eine große, umfangreiche Grube zur Beerdigung des Königs gegraben, welche eine nicht geringe Zahl von Leichen aufzunehmen imſtande war. Da hinein ſtellte man zwei Ruhebetten und legte die Leiche, geſchmückt mit allen königlichen Inſignien zwiſchen dieſelben, worauf des Königs Schwertträger, ſein Tabaksdoſenträger, ſein Schirmträger und andre dienſtthuende Perſonen geſchlachtet und mit den Zeichen ihres Amtsdienſtes, ſowie mit einer Maſſe zubereiteter Nahrungsmittel ſamt Geld und Handelswaren neben der königlichen Leiche mit Erde bedeckt wurden. Cyambo hatte 100 Frauen, meiſt von hoher Geburt und aus angeſehenen Familien. 30 von ihnen wurden ſchon in der erſten Nacht nach ſeinem Tode erwürgt. . . Jede Nacht ging das Werk des Todes auch auf dem Fluſſe fort und zwar dem Miſſionshauſe ſo nahe, daß das Jammergeſchrei der Schlachtopfer von der Miſſionsfamilie vernommen werden konnte. Zuweilen geſchah es, daß eine Anzahl Perſonen auf Booten in die Mitte des Fluſſes hinausgerudert und da ertränkt wurden; zu andern Zeiten lauerten die Mörder auf die Leute, die in ihren Kähnen von den Märkten im Innern in die Heimat zurückkehrten, und unbekannt mit dem Geſchehenen, fröhlich ihre Rudergeſänge ertönen ließen. Plötzlich werden ſie angehalten, in Stücke gehauen und ihre Leichen in den Fluß geworfen. Auch an den Wald- und Feldwegen lagen Bewaffnete verſteckt, die jeden, der des Weges kam, ohne Unterſchied, niederhieben oder erſchoſſen. Es war als könnten die Anordner dieſer Metzeleien nicht genug Opfer für den verſtorbenen König auftreiben. Und doch giebt das, was ich hier geſchildert habe, noch lange kein entſprechendes Bild von den ſchauerlichen Scenen, die in jene Zeit fielen, denn man ſuchte das mörderiſche Treiben ſo viel als möglich vor uns zu verbergen."

Nicht beſſer iſt es weiter im Innern des Landes. Faſt überall wiederholen ſich dieſe blutigen Auftritte bis auf den heutigen Tag, wo nicht durch den Einfluß der chriſtlichen Miſſion die Macht der väterlichen Unſitte einigermaßen gebrochen iſt.

Weithin herrſcht ferner der Aberglaube, daß der Tod nicht auf natürliche Weiſe ſondern durch Verhexung herbeigeführt worden ſei und dieſer Aberglaube iſt gleichfalls die Urſache, daß tauſende unſchuldiger Menſchen, beſonders Frauen, hingeopfert werden. So z. B. bei den Wakami auf der Oſtküſte. Stirbt jemand, ſo

handelt es ſich zunächſt darum, denjenigen zu entdecken, durch deſſen böſe Hexerei der Tod bewirkt worden ſei. „Hierzu bedient man ſich der Ceremonien des Pepo. Alle Zauberer der benachbarten Dörfer kommen zu einer Beratung zuſammen, während welcher die Bevölkerung Tänze aufführt und Pombe trinkt, bis man endlich den vermeintlichen Übelthäter gefunden hat. Iſt er bezeichnet, ſo wird er geknebelt und während zwei oder drei Tagen werfen ihm die Leute glühende Kohlen auf den Kopf, bis ihm die Augenbrauen und die Haare abgebrannt ſind. Hierauf wird an einem Kreuzweg mitten im Walde ein Scheiterhaufen errichtet und der Unglückliche lebendig verbrannt. Wenn der Schädel zerſpringt, ſo ergreifen alle die Flucht, aus Furcht verzaubert zu werden. Um die Familie des Verſtorbenen zu entſchädigen, giebt man ihr zwei Sklaven oder in Ermangelung derſelben zwei Kinder des Hingerichteten. Dieſe müſſen zur Sühnung des Verbrechens ihres Vaters Sklaven bleiben. Stirbt der König, ſo ſteigt die Zahl der Schlachtopfer bis auf zwanzig.“

„Am 18. Juli 1881,“ ſo berichten die Mitglieder der deutſchen oſtafrikaniſchen Forſchungsexpedition aus Uganda (in der Nähe des Tanganyika), „war der Häuptling Mlimangombe geſtorben; ſein Tod wurde von ſeinen Unterthanen geheim gehalten und die Beerdigung gleichfalls. In ſeinem Gehöfte wurde das Grab gegraben; der in bunte Tücher gehüllte Leichnam ſowie vier lebende gefeſſelte Sklaven, zwei Knaben und zwei Mädchen, hineingeſenkt, letztere mit Speerſtichen getötet, die Grube dann zugeſchüttet und alle Spuren ſorgfältig verwiſcht. Alsbald wurde nun die Lieblingsfrau des Verſtorbenen angeklagt, im Vereine mit ihrem Sohne und deſſen Oheim den Tod des Häuptlings durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Die beiden Männer entflohen nach dem Nachbarſtaate Unjamjembe, wurden aber dort durch einen Meineid in Sicherheit gewiegt, zur Rückkehr veranlaßt und unterwegs heimtückiſch ermordet. Dann ſchritt man ſofort zur Hinrichtung der Frau. Die Unglückliche wurde ganz entkleidet und unter dem Hohngeſchrei einer rohen Menge nach der Richtſtätte geſchleppt. Dort trennte man ihr zuerſt beide Hände ab, um ſich in den Beſitz der Kupferarmbänder zu ſetzen, die ſich nicht abſtreifen ließen; hierauf wurde ihr mit einigen Keulenſchlägen der Hinterkopf eingeſchlagen und die Leiche in eine Waſſerpfütze geworfen, um Regen herbeizuziehen.“ Ähnliche Scenen wiederholten ſich, wie die Berichterſtatter

melden, von Mitte Auguſt bis November desſelben Jahres viermal!

In Weſtafrika herrſcht ganz der gleiche Zaubereiaberglaube. Niemand iſt ſicher, daß die Schuld für den Tod irgend eines Menſchen auf ihn gebracht werde. Brüder, Schweſtern, ſelbſt Vater und Mutter beſchuldigt man des Verbrechens; nichts ſchützt gegen ſolchen Verdacht. Nur eine Scene laßt mich euch vorführen, die es anſchaulich macht, wie es bei der Entdeckung ſolcher vermeintlichen Hexen hergeht. Sie ſpielt im weſtlichen Afrika, und der Reiſende, dem ich ſie nacherzähle, iſt ſelbſt Augenzeuge geweſen.

Ein junger Häuptling, Namens Mpomo, war geſtorben. Ein großer Zauberdoktor ward herbeigerufen, um denjenigen zu entdecken, deſſen Zauberei die Urſache ſeines Todes geweſen. Zwei Tage und zwei Nächte lang gingen die geheimnisvollen Vorbereitungen vor ſich. Endlich am dritten Morgen, als die Aufregung ihre höchſte Höhe erreicht hatte, verſammelte dieſer Doktor inmitten der Stadt die Leute um ſich und begann ſeine letzten Beſchwörungen. „Jedermann war bewaffnet und auf jedem Angeſicht war der Entſchluß zu leſen, blutige Rache an denen zu nehmen, welche als die Mörder des Verſtorbenen bezeichnet werden würden. . Auf einen Wink des geheimnisvollen Mannes wurde die aufgeregte Menge auf einmal ganz ſtill. Da ertönte die laute, ſchrille Stimme des Doktors: „Es iſt ein ſehr ſchwarzes Mädchen, das lebt in einem Hauſe — er beſchrieb dasſelbe — das hat Mpomo verhext.“ Kaum hatte er geendet, ſo rannte die verſammelte Menge brüllend und heulend, gleich einer Herde wilder Tiere, nach dem bezeichneten Platze und ergriff ein armes Mädchen, Namens Okandaga, die Schweſter meines guten Freundes und Führers Aduma. Die Waffen über dem Haupte der Unglücklichen ſchwingend riſſen ſie ſie hinweg nach dem Fluſſe zu. Hier ward ſie raſch mit Stricken gebunden und dann lief alles wieder zum Zauberdoktor. . .

Abermals ward es ſtille und die dämoniſche Stimme des Doktors ertönte von neuem: „Es iſt eine alte Frau, ſie wohnt in einem Hauſe ſo und ſo; ſie hat Mpomo verhext.“ Aufs neue rannte das Volk fort. Diesmal brachten ſie eine Nichte des Königs, eine hochherzige und wahrhaft majeſtätiſche alte Frau. Als ihre Mörder ſich mit flammenden Augen und Todesdrohungen um ſie ſcharten, erhob ſie ſich ſtolz vom Boden und ſah ihnen unerſchrocken ins Angeſicht. . . Auch ſie ward nach der Flußſeite

eskortiert, doch ohne daß man ſie band. Es kam keine Thräne in ihr Auge und keine Bitte um Erbarmung über ihre Lippen.

Zum dritten Male erklang die Stimme des Doktors über die ſchweigende Menge: „Es iſt eine Frau mit ſechs Kindern, ſie lebt auf der Plantage gegen Sonnenaufgang; auch ſie hat Mpomo verhext.“ Aufs neue ein wildes Geheul, und nach kurzer Zeit wurde eine gute und von allen geachtete Frau, eine Sklavin des Königs, die ich kannte, herbeigeſchleppt. Jetzt ging der Zauberdoktor ſamt der Volksmaſſe an das Ufer des Fluſſes, wo die Schlachtopfer ſich befanden. Mit lauter Stimme zählte er die Verbrechen auf, deren die Unglücklichen ſchuldig ſeien. Bei jeder neuen Anklage brach das Volk in Flüche und Verwünſchungen aus. Jeder ſchien den andern zu überbieten, denn jeder fürchtete, wenn er lau und mitleidig ſich zeigte, ſo könnte er demſelben Loſe wie jene anheim fallen. Jetzt wurden die Schlachtopfer in ein großes Boot gebracht, zuſammen mit dem Scharfrichter, dem Zauberdoktor und einer Anzahl bewaffneter Männer. Die Trommeln wurden geſchlagen und der Gifttrank, der die Schuld oder Unſchuld kund thun ſollte, bereitet. Quabi, des verſtorbenen Mpome älteſter Bruder, hielt den Becher. Nun ward der Becher zuerſt der alten Sklavenmutter, dann der Nichte des Königs, zuletzt der armen Okandaga gereicht. Während ſie tranken heulte die Menge: „Wenn ſie Hexen ſind, ſo ſoll der Trank ſie töten, ſind ſie unſchuldig, ſo gehe er wieder von ihnen.“ Es war die aufregendſte, ſchrecklichſte Scene, die ich je erlebt habe. Totenſtille trat ein. Plötzlich fiel die Sklavin um. Aber ſie hatte den Boden des Boots noch nicht erreicht, ſo war ſchon ihr Haupt vom Rumpfe getrennt. Dann wankte die königliche Nichte. Ihr Haupt fiel und das Blut rötete das Waſſer des Fluſſes. Mittlerweile fing auch die arme Okandaga an zu taumeln; ſie ſuchte ſich aufrecht zu erhalten und rang unter Weinen und Schluchzen, ob ſie die Wirkung des Giftes zu überwinden vermöchte. Aber endlich fiel auch ſie und ihr Kopf ward abgehauen. — Das Volk zerſtreute ſich und den Reſt des Tages war die Stadt ſtille. Am Abend ſagte mein Freund Aduma, deſſen Schweſter unter den Opfern geweſen, unter Thränen zu mir: „O Schelly, wenn du in dein Vaterland zurückkehrſt, ſo ſage deinen Freunden, daß ſie Männer zu uns armen Leuten ſchicken, die uns aus dem Buch lehren, das du Gottes Mund nennſt.“ Er meinte die Bibel. Ich verſprach ihm, ſeinen Auftrag auszurichten, und thue es hiermit öffentlich.“

Allein ehe wir davon reden, wie weit die Christenheit solchem Auftrage gehorsam geworden, müssen wir zuvor noch einige weitere Blicke in die Finsternis Afrikas werfen. Jeder neue Blick in diese Nacht muß uns als ein neuer Ruf erscheinen: „bringet Licht.“ Ich will von den vielen Kindern nicht reden, die infolge eines grausamen Aberglaubens ihr junges Leben verlieren, z. B. die Zwillingskinder oder alle diejenigen, die mit irgend etwas Ungewöhnlichem behaftet sind. Aber auf das Zaubereiunwesen muß ich doch noch ein wenig eingehen. Auch das geht durch das ganze Land hindurch und macht die armen Einwohner überall zu Knechten der Furcht. Die Zauberer, die Regendoktoren, die Medizinmänner, das sind die eigentlichen bösen Geister des Volks. In Krankheiten, bei Trockenheiten, wenns in den Krieg geht, wenn ein Verbrechen entdeckt werden soll — immer nimmt man zu diesen Zauberdoktoren seine Zuflucht. Oft sind die Häuptlinge selbst zugleich auch die Zauberer, weil sie gestützt auf den Aberglauben des Volks ihre Herrschaft am besten befestigen zu können meinen. Wie tief gewurzelt dieser Zaubereiaberglaube und wie schwer auszurotten er ist, davon wieder nur ein Beispiel. Bevor die Zulus in den letzten Krieg zogen, den sie gegen die Engländer führten, waren, wie das in dem größten Teile Südafrikas vor allen Kriegen Sitte ist, die Soldaten „bedoktort“ worden. Ich will die Bereitung der greulichen Zauber-„Medizin“, deren man sich dazu bediente, jetzt ebensowenig beschrieben, wie die Art und Weise, in welcher dem einzelnen Krieger die „Medizin“ appliziert wurde. Es ist zu ekelhaft. Genug: die Zulus zogen „bedoktort“ in den Krieg und glaubten steif und fest, daß dieser Zauber sie unüberwindlich mache. Als sie nun dennoch zuletzt unterlegen waren, glaubte ein Missionar aus dieser Thatsache einigen von ihnen den Beweis liefern zu können, daß das Vertrauen auf ihre „Medizin“ eine Thorheit sei. Aber was erhielt er zur Antwort? „Unser Zauber war nur nicht stark genug; die Engländer haben eine stärkere „Medizin“ gehabt, darum haben sie uns überwunden.“

Auch in Friedenszeiten hat der Afrikaner seine Zaubermittel und Amulette, oft die albernsten oder ekelhaftesten Dinge, die aber nach seiner Meinung wunderbare Kräfte besitzen, und von denen er sich so leicht nicht trennt. Manche solcher Zaubermittel darf außer dem König oder Priester kein Mensch berühren, wenn er nicht sofort des Todes sein will. Oft wird durch irgend einen Zauber-

gegenstand der Weg zu einem bestimmten Orte verboten, und wehe dem Unglücklichen, der unwissend dem verzauberten Ort sich nähert. Ich kann das alles jetzt aber nicht durch einzelne Geschichten weiter ausmalen, weil ich eilen muß, noch auf einige andre dunkle Punkte eure Aufmerksamkeit zu richten.

Vor allen auf die Sklaverei, die noch keineswegs aus der Welt geschafft ist, obgleich die christlichen Nationen jetzt endlich den fluchwürdigen Sklavenhandel aufgegeben haben, nachdem sie jahrhundertelang das Christentum durch denselben geschändet. Was die christlichen Nationen nicht mehr thun, das treiben reichlich die mohammedanischen bis auf den heutigen Tag. Der größte Teil des innerafrikanischen Handels liegt in den Händen der Araber und fast überall besteht der hauptsächlichste Kaufpreis für ihre Waren in Sklaven. Es mag sein, daß das Los der Haussklaven vielfach ein erträgliches ist; was die Sklaverei so fluchwürdig macht, das ist gerade der Handel mit Sklaven, die Blutthaten, die diesem Handel voraufgehen, und die tausendfachen Leiden, die den Transport der armen Sklaven begleiten. Ich will euch keine Schilderungen dieser Greuel entwerfen, wie sie in den Schriften Livingstones, des Hauptbekämpfers des afrikanischen Sklavenhandels, so reichlich sich finden, sondern nur eine Geschichte erzählen, die allerdings etwas romantisch klingt, aber auf den Mitteilungen der Sklavin selbst beruht, von der sie handelt, eine Geschichte, wie sie — mit Ausnahme ihres letzten Teils — sich noch fort und fort wiederholt.

Suema, so ist der Name unsrer Sklavin, stammte aus einem Volke, das östlich vom Nyassa-See wohnte. Aus ihrer Jugend hatte sie wenig Erinnerungen, nur wußte sie, daß ihr Vater auf einer Löwenjagd ums Leben gekommen war und daß seit dieser Zeit ihr Unglück begonnen hatte. Die Mutter verließ infolge einer Hungersnot mit ihrer Tochter die Heimat, fand Aufnahme bei einem benachbarten Stamme, konnte aber das geliehene Korn, mit dem sie ihr Leben fristete, nicht zurückzahlen. Da kam eine arabische Sklavenkarawane, die der Schrecken jener Gegenden sind. Eines Morgens trat der Gläubiger der Mutter Suemas mit dem Führer dieser Karawane in die elende Hütte, die beide bewohnten und verkaufte die Tochter um 6 Ellen Baumwollenzeug. Als der Araber das Kind wegführen wollte, brach der Schmerz der Mutter in lautes Wehklagen aus; sie warf sich dem Sklavenhändler zu Füßen

und bat flehentlich: „nimm mich auch mit; ich kann noch arbeiten und bin ſtark genug einen Elefantenzahn zu tragen; trenne mich nicht von meiner Tochter, habe Erbarmen mit einer armen alten Mutter.“ Der Araber erfüllte ihre Bitte und ſchon am andern Tage gings fort. Aber die vom Unglück ſchwer heimgeſuchte Mutter hatte ihre Kräfte überſchätzt; ſie vermochte den Elefantenzahn nicht lange zu tragen, den man ihr aufgeladen, und ſchleppte ſich nur mit äußerſter Mühe vorwärts. Je ſchwächer ſie wurde, deſto härter wurde ſie behandelt; man entzog ihr das Waſſer und ſchlug ſie blutig. Eines Abends blieb ſie hinter der Karawane am Wege liegen. Das um das Schickſal der Mutter tief bekümmerte Kind ſchlich ſich heimlich zu ihr und ſchlief in ihren Armen ein, während die Mutter im Gefühl ihres nahen Todes ein melancholiſches Begräbnislied ſang. Am Morgen nahte der Karawanenführer und wollte Suema aus den Armen ihrer Mutter reißen. Aber die Unglückliche hielt das Kind krampfhaft feſt und beide konnten nicht getrennt werden. Da ſchrie der rohe Araber wütend und ungeduldig: „Schlagt die verdammte Alte tot, ſchlagt ſie tot mit euren Stöcken.“ Ein Hagel von Schlägen fiel auf die Arme, aber mit erlöſchender Stimme ſagte ſie: „Schlagt nur, ſchlagt, damit ich ſterbe, ehe ich mich von meinem letzten Kinde trenne.“ Noch wütender gemacht, befahl jetzt der Sklavenführer auch die Kleine zu ſchlagen. Das Kind ſchrie; da öffnete die Mutter die Arme und Suema wurde ihr entriſſen. Alles Flehen half nichts, ſie wurde fortgeſchleppt — die Mutter aber ihrem Schickſal überlaſſen.

Unter großen Beſchwerden ging die Reiſe weiter. Endlich erreichte man den Hafenort Kiloa, wo die armen Sklaven auf ein Schiff verladen wurden, um nach Sanſibar geſchafft zu werden. Sie glaubten nicht anders, als daß ſie dort würden gefreſſen werden. Zu der innern Angſt über die Ungewißheit ihres Schickſals kamen die Schrecken der Seereiſe. Wie Häringe wurde die „ſchwarze Ware“ verpackt, dazu von Hitze und Durſt geplagt und von der Seekrankheit arg mitgenommen. Nach einer ſechstägigen Fahrt landete man in Sanſibar. Jetzt gings auf den Sklavenmarkt. Ihrer ſelbſt faſt unbewußt, voll Furcht vor den weißen Menſchenfreſſern, innerlich ganz zerbrochen und äußerlich zum Skelett abgemagert, kam Suema hier an. Das arme Kind konnte nicht mehr ſtehen, als ein fremder Herr in arabiſcher Kleidung, deſſen Sprache der ihrigen ähnlich war, ihr befahl ſich aufzurichten. Da rief der

Herr dem Karawanenführer zu: „Dieſe Sklavin iſt verloren; Kaufgeld, Transportkoſten, Zoll, alles iſt verloren; künftig bringe mir ſolche Geſchöpfe nicht wieder.“ Dann wandte er ſich an zwei große Neger und ſagte: „Packt dies Aas in eine Strohmatte und tragt es auf den Leichenacker; es iſt unnütz, es länger zu ernähren, man wird es doch nicht am Leben erhalten.“

Die beiden Schwarzen nahmen Suema, hüllten ſie in eine alte Matte, banden ſie mit Stricken zuſammen und — trugen ſie auf den Leichenacker. Endlich ſtanden ſie ſtill, warfen die lebendige Laſt auf die Erde und Suema hörte, wie ſie den Sand aufwühlten. Sie begriff, daß man ſie begraben wollte. Die Lage Sand, mit der man ſie bedeckte, war aber ſo leicht, daß ſie die Schritte der wegeilenden Träger hörte. Eine fürchterliche Angſt bemächtigte ſich ihrer, ihre ganze Natur ſträubte ſich gegen dieſen Tod; nur mit der größten Mühe vermochte ſie wenigſtens den Kopf etwas frei zu machen, um nicht zu erſticken. Sie gab ſchwache Laute von ſich, aber ſie verhallten ungehört in der Nacht. Plötzlich bewegte ſich das Gebüſch in der Nähe — einige Schakale liefen heulend um ſie herum. Das Blut ſtockte der Armen in ihren Adern; der Sand wurde von ihren Füßen weggeſcharrt und ſie fühlte die erſten Biſſe der ſchrecklichen Tiere. Sie ſtieß einen Schrei aus und verlor das Bewußtſein.

Als ſie wieder zu ſich kam, befand ſie ſich in einem Zimmer mit weißen Wänden, wie ſie noch nie eins geſehen; ſie lag in einem Bett, zwei Frauen mit weißen Geſichtern ſtanden neben ihrem Lager und Suema dachte bei ſich: Ich befinde mich im Lande der Geiſter. Wo war Suema? Sie befand ſich im Krankenzimmer der katholiſchen Miſſionsanſtalt zu Sanſibar. Aber wie war ſie dorthin gekommen? Ein junger Halbneger war an jenem Abend auf die Schakalsjagd gegangen und auf den Begräbnisplatz von Sanſibar gekommen, wo dieſe Tiere gern nächtliche Beſuche machen. Er langte gerade an, als Suema von ihnen angegriffen wurde und als ſie auf ſeinen Schuß geflohen waren, bemerkte er die bloß gelegten Füße und ſah, daß ſich dieſelben bewegten. Er unterſuchte weiter und fand einen Kindesleib, deſſen Herz noch ſchlug. Von Mitleid ergriffen, nahm er das Kind und brachte es zu den Schweſtern ins katholiſche Miſſionshaus, wo man es mit Freuden aufnahm. Suema genas unter der Pflege der Schweſtern. Wie ſie allmählich auch zu einem neuen geiſtlichen Leben gelangte, ihren Feinden vergeben

lernte und ſelbſt eine barmherzige Schweſter wurde — das zu erzählen gehört nicht mehr in meine Sklavengeſchichte, ſo erbaulich es auch iſt.

Ein fernerer dunkler Punkt im afrikaniſchen Völkerleben iſt die Vielweiberei. Freilich findet ſich dieſe Sitte auch weithin jenſeits des ſchwarzen Erdteils, aber doch nirgends in ſo großer Ausdehnung und mit ſo ſchmählicher Entwürdigung des weiblichen Geſchlechts als gerade hier. Faſt überall in Afrika wird das Weib wie eine Ware gekauft; je reicher ein Mann, deſto mehr kauft er ſich Weiber. Beſonders die Häuptlinge haben ihrer eine große Zahl, die nicht ſelten in die hunderte geht. Stirbt ein ſolcher Mann, der viele Weiber hat, ſo gehen dieſelben wie ſein übriges Eigentum in den Beſitz ſeines Erben, oft des eignen Sohnes über. Zwar was die Arbeit des Weibes betrifft, ſo iſt dieſe wohl kaum härter als bei den Tagelöhnerfrauen in vielen Teilen unſres Vaterlandes auch: aber ihre ganze Stellung bei den meiſten afrikaniſchen Stämmen iſt nicht viel beſſer als die der Sklaven: unbedingte Unterwürfigkeit wird von ihr erwartet und oft genug die roheſte Behandlung ihr angethan. Es iſt kaum drei Jahre her, da kam zu dem Miſſionar Mackay am Hofe des Königs Mteſa von Uganda ein armes blutendes Weib, der auf Befehl ihres Mannes, des erſten Miniſters des Königs, die Ohren und der Mund von der Naſe bis zum Kinn abgeſchnitten worden waren, „ein Anblick, der einen Stein hätte erbarmen müſſen.“ Und warum dieſe grauſame Behandlung? Der Vater dieſes Weibes war krank geworden und ſie hatte ſich, ohne von ihrem Gemahl perſönlich Erlaubnis geholt zu haben, aufgemacht ihn zu beſuchen. Unterwegs begegnete ihr ein andres Weib des Miniſters, die ihr befahl umzukehren, und als das nicht geſchah, ſie anzeigte. Der erzürnte Gatte ließ das Weib ſofort holen und die unmenſchliche Strafe an ihr vollziehen. Ähnliches berichtet ganz neuerdings ein Miſſionar aus dem Schirethal. Ein dortiger Häuptling, Chipetula, ſchnitt in der Trunkenheit ſeinem Lieblingsweibe die Augenbrauen und die Wangen ab, und das arme Weib ſtürzte ſich, um der Wut ihres grauſamen Mannes zu entgehen, in den Fluß und ertrank. Von Reue ergriffen verlangte nun der Unmenſch, daß die Weiber der vier Flußhäuptlinge ſich gleichfalls ertränken ſollten, und als dieſe ſich weigerten, erklärte er den Krieg. Dergleichen Unmenſchlichkeiten, deren ſich beſonders die Häuptlinge ſchuldig machen, gehören ja allerdings

zu den außergewöhnlichen Vorkommniſſen; aber ſie zeigen doch, wie recht- und ſchutzlos die Frauen ſind, da ihre Männer ſie ſo hart und grauſam behandeln können, wie ſie wollen, ohne daß ſie eine Strafe trifft. Die Frau iſt eben ihr Eigentum, über welches ſie verfügen können, wie es ihnen beliebt. Daß bei einer ſolchen rechtloſen und unwürdigen Stellung der Frau von einem trauten Familienleben keine Rede ſein kann, liegt auf der Hand. Abgeſehen von der Entwürdigung des weiblichen Geſchlechts, die notwendigerweiſe aus der Vielweiberei ſich ergiebt, iſt dieſelbe auch eine beſtändige Nährung der in Afrika ſo mächtigen und zu ſo vielen Blutthaten führenden Fleiſcheslust, einer unerſchöpflichen Quelle von Mißtrauen, Eiferſucht und Streit und einem unüberwindlichen Hindernis für jede geſunde Kindererziehung. Leider iſt nun das Ehrgefühl des weiblichen Geſchlechts durch die jahrhundertalte Sitte der Vielweiberei und des Weiberkaufs ſo ſehr abgeſtumpft, daß dieſes ſelbſt die eigne Erniedrigung kaum empfindet, und nicht ſelten den heftigſten Widerſtand leiſtet, wenn die chriſtliche Miſſion aus dieſer Sklaverei es befreien will, eine Thatſache, die freilich auch darin ihre Erklärung findet, daß ſich für die einzelne Frau die Arbeit verringert, je mehr Weiber ihr Mann nimmt.

Es waren recht dunkle Nachtbilder, die auf unſrer Wanderung kreuz und quer durch Afrika uns entgegengetreten ſind. Ich weiß es wohl, daß man den Miſſionsarbeitern vielfach den Vorwurf macht, ſie malten zu ſchwarz und je und je mag das ja auch wirklich der Fall ſein. Nun, ehrlich geſtanden, iſt die Schwarzmalerei auch ganz und gar nicht meine Paſſion, ebenſowenig wie umgekehrt die Schönfärberei, wenn es ſich darum handelt, die Erfolge der Miſſion darzuſtellen. Wir müſſen die Zuſtände auf dem Miſſionsfelde eben ſo ſchildern wie ſie wirklich ſind und ſie weder dunkler noch lichter machen. Aber ich habe nicht vergeſſen, was man mir einmal auf einem Miſſionsfeſte ſagte, als ich in der Predigt bemerkt, ich liebe es nicht, bei der Ausmalung der Nachtſeiten des Heidentums zu verweilen. „Bei uns," ſo ſagte man mir, „müſſen Sie das ſchon thun; Sie glauben gar nicht wie unwiſſend wir ſind, ſelbſt über die rohſten Zuſtände innerhalb des Heidentums. Uns müſſen Sie ſchon derb anfaſſen, unſre Barmherzigkeit iſt etwas ſchwerhörig und grobfühlig; zeigen Sie uns nur zuerſt das, was recht ſchwarz iſt, dafür haben wir vielleicht Augen und wenn wir die Heiden in ihrem Blute liegen ſehen, regt ſich doch wohl der

Samariterſinn.“ Das hat ja gewiß auch ſeine Berechtigung, vorausgeſetzt, daß die Nachtbilder mit der Wirklichkeit ſtimmen. Gerade in Afrika iſt die Finſternis aber ſo groß, daß man ſie kaum finſterer machen kann. Übrigens ſind es, wie ſchon bemerkt, keineswegs Miſſionare allein, deren Zeugniſſe ich euch vorgeführt; ich habe eben ſo oft Reiſende reden laſſen, die außer jeder Verbindung mit der Miſſion ſtehen, und in bezug auf diejenigen Nachtſeiten des afrikaniſchen Heidentums, welche ich euch eben geſchildert habe, ſtimmen beider Zeugniſſe vollkommen überein. Natürlich thun die Miſſionare noch tiefere Blicke in das heidniſche Volksleben als die Reiſenden, ſchon darum, weil ſie länger am Orte ſind und die Sprache verſtehen, abgeſehen davon, daß ſie gemeiniglich auch die heidniſchen Zuſtände an einem höheren ſittlichen Maßſtabe meſſen, als manche Vertreter der Wiſſenſchaft. Kurz, die Finſternis, in die ich euch habe blicken laſſen, iſt keine gemalte ſondern eine wirkliche, obgleich ſie — wie ſchon früher bemerkt — nicht in allen Gebieten des großen Erdteils eine gleich große iſt.

In Wahrheit habe ich euch durch die gegebenen Schilderungen den „dunkeln Weltteil“ immer erſt ſehr unvollkommen gezeichnet. Es iſt der Finſternis noch viel mehr da, als ich angedeutet. Wollte ich mein Gemälde vervollſtändigen, ſo müßte ich euch weiter Bilder entwerfen von der Unwiſſenheit und Trägheit, unter welche die meiſten Völker Afrikas geknechtet ſind, von der tiefen Civiliſationsſtufe, auf welcher ſie ſtehen, von den Laſtern, welche die Herrſch- und Habſucht der Weißen beſonders durch die Einführung des Branntweins den ſo ſchon zur Trunkſucht geneigten Eingebornen gebracht, vor allem von den traurigen ſittlichen und religiöſen Anſchauungen, die ihr geſamtes Leben beherrſchen. Ich laſſe das aber; die groben Striche, mit denen ich mich heute begnüge, werden vollkommen hinreichen Stanley zu rechtfertigen, wenn er Afrika den dunkeln Weltteil nennt.

Es mag ja ſein, daß die meiſten ſeiner Bewohner nicht wiſſen, wie unglücklich ſie eigentlich ſind. Auch das Elend hat eine abſtumpfende Kraft. Das kann uns aber nicht von der Pflicht entbinden, ihnen zu helfen. Die tauſend Wunden, aus denen das arme Afrika blutet, ſind ebenſoviele Notſchreie: „Kommt herüber und helft uns!“ Um dieſe Hilfe zu bringen, iſt ja freilich vielerlei zu thun. Afrika braucht menſchenfreundliche Regierungen, rechtſchaffene Kaufleute, humane Koloniſten. Vor allem aber braucht es das

Evangelium Christi, welches, wie für alle Menschen, so auch für die Afrikaner das Universalrettungsmittel ist, das allein alle Schäden von innen heraus und von der Wurzel herauf heilt, und dieses Rettungsmittel bringt ihm eben die christliche Mission.

Es hat christliche Gelehrte gegeben, welche die Behauptung aufgestellt haben: das Christentum sei zu hoch für die Afrikaner, die Religion, welche für sie passe und durch die ihnen geholfen werde, sei der Mohammedanismus. Aber das ist Studierstubenweisheit, die ebenso wenig von einem Verständnis des Christentums wie des Mohammedanismus zeugt und die durch die Geschichte Lügen gestraft wird. Leider treibt der Mohammedanismus in Afrika eine sehr ausgedehnte Mission und dringt im Osten und Westen wie im Innern des großen Erdteils zum teil mit Feuer und Schwert immer weiter vor, nachdem er schon vor tausend Jahren den großen Norden in Besitz genommen. Er macht es den Leuten auch möglichst bequem. Vielweiberei und Sklaverei erklärt er geradezu für sittlich erlaubt, Blutvergießen und Tyrannei duldet, ja begünstigt er, den heidnischen Aberglauben läßt er meist ruhig fortbestehen, und die sündlichen Lüste des alten Menschen stellt er unter keinerlei Zucht. Wohl sind einige heidnische Greuel der gröbsten Art hier und da durch ihn beseitigt worden, aber wirkliche Wiedergeburtskräfte sind nirgends von ihm ausgegangen. Wohin er seinen Fuß gesetzt, hat er blühendes Leben verödet, aber aus dem Tode zum Leben keinem einzigen Volke verholfen. Wer kann sagen, daß die tausendjährige Herrschaft des Islam dem Norden Afrikas Licht und Leben gebracht habe? Im Gegenteil: der Islam liegt wie eine finstre Macht auf der Hälfte des unglücklichen Erdteils. Afrika muß nicht bloß vom Heidentum sondern auch vom Mohammedanismus erlöst werden, wenn die Finsternis weichen soll, die es bedeckt.

„Afrika für Christus" — mit dieser Losung haben unsre Brüder in England die großen neuen Missionsunternehmungen begonnen, durch welche sie vom Osten und Westen aus in das Herz des schwarzen Erdteils vorzudringen suchen, und von denen wir später hören werden. Lasset uns diese Losung auch zu der unsrigen machen. Er, der gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt," er allein kann auch den dunkeln Weltteil erleuchten und er wird es gewißlich thun. Täuscht nicht alles, so ist die Stunde nah, da auch über Afrikas Finsternis sein belebendes Wort erschallt: „Es werde Licht."

IV. Dein Licht kommt.

Es ist eine der dunkelsten Partien in der Geschichte der Menschheit, daß fast überall die ersten Blätter der Geschichte des Verkehrs der christlichen Nationen mit nichtchristlichen Völkern — mit Blut geschrieben sind. Auch das arme Afrika ist ein lautredender Zeuge dieser traurigen Wahrheit. Nicht genug, daß die eigne Bevölkerung in ihrer heidnischen Unwissenheit diesen Weltteil zu einem dunkeln macht; was die Vertreter der Civilisation und des Christentums ihm gethan haben, das übertrifft teilweise noch die Roheit, mit welcher die afrikanischen Wilden sich selbst behandeln. Vornehmlich die älteste Geschichte des Verkehrs Europas und Amerikas mit dem unglücklichen Afrika trägt die Überschrift: „Das Blut deines Bruders schreiet zu mir von der Erde."

In wahrhaft bestialischer Weise hatten die Spanier bald nach der Entdeckung Amerikas die Ureinwohner der westindischen Inseln hingemordet. Nun brauchten sie Arbeiter auf ihren Plantagen, und so kam man auf den Gedanken, schwarze Sklaven aus Afrika einzuführen. Diese schwarzen Sklaven waren schon längst kein unbekannter Handelsartikel mehr. Auf die Portugiesen fällt die Schande, die „schwarze Ware" zuerst auf den Markt gebracht zu haben. Schon 1442 brachten sie von der Westküste Afrikas Sklaven nach Lissabon. 1501 wurde dann auch seitens der spanischen Krone die Einfuhr afrikanischer Sklaven nach Westindien gestattet. Seitdem galt dieser fluchwürdige Menschenhandel als gesetzlich erlaubt. Allmählich beteiligten sich alle andern seefahrenden christlichen Nationen an ihm: Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen, ja zeitweise auch Brandenburger. Vom Jahre 1700 bis 1786 sind allein auf der einen Insel Jamaika 600000 und von 1680 bis 1786 auf den gesamten westindischen Besitzungen Englands 2130000 Negersklaven eingeführt worden. Wie groß die Zahl sämtlicher aus dem unglücklichen Afrika ausgeführter Sklaven während der ganzen Sklavenjahrhunderte gewesen sein mag, läßt sich auch nicht annähernd berechnen. Jedenfalls geht sie hoch in die Millionen. Nimmt man

vollends dazu, wieviel Menschen bei dem Sklavenraub und auf dem Transport nach der Küste das Leben verloren, so macht man sich sicherlich keiner Übertreibung schuldig, wenn man die infolge des Sklavenhandels stattgefundene Entvölkerung Afrikas auf mehrere hundert Millionen veranschlagt.

Sklavenhandel! Sklaverei! Wie leicht gleiten uns heut diese Worte über die Lippen; aber welche Abgründe von Gemeinheit, Ehrlosigkeit, Roheit, Grausamkeit auf seiten der Weißen, und welches Übermaß von Erniedrigung, Elend, Jammer, Schmerzen, Thränen, Blut auf seiten der Schwarzen bergen sie in sich! Jahrhundertelang hat das christliche Europa und Amerika dem dunkeln Weltteile nicht Licht und Leben, sondern Finsternis und Tod gebracht — allein schon durch den unmenschlichen Sklavenhandel.

Und wenn man einen auch nur flüchtigen Blick wirft auf die Geschichte der Kolonisierung Südafrikas — wie viel unschuldig vergossenes Blut, wie viel widerrechtlicher Länderraub, wie viel grausame Bedrückung der Eingebornen schreiet auch hier zum Himmel! Erst haben die Weißen die Ureinwohner benutzt, dann überlistet und übervorteilt, dann beraubt und zu Knechten gemacht, dann gemißhandelt und wie das Wild im Walde gejagt, und endlich ausgerottet oder vertrieben, was sich nicht knechten lassen wollte — ganz zu geschweigen der Einführung des Branntweins, der unter den Farbigen wie eine Pest wirkte!

So wurde die Finsternis Afrikas durch die Berührung mit den Trägern der Civilisation und des Christentums anfangs und lange Zeit hindurch nur noch finstrer gemacht. Nicht als Retter sondern als Verderber kamen die Weißen zu den Schwarzen, nicht Segen sondern Fluch brachten sie ihnen. Es war der erste Schein der Morgenröte, der über den dunkeln Weltteil hindämmerte, als endlich England des Sklavenhandels sich schämte, nach langen, harten Kämpfen 1807 ihn abschaffte und dann 1833 den Mut hatte, die Sklaverei selbst aufzuheben und nicht zu ruhen, bis ein sklavenhaltender Staat nach dem andern seinem Beispiel folgte. Freilich ist durch diese That der Menschlichkeit weder das alte Unrecht gesühnt noch der afrikanische Sklavenmarkt sofort geschlossen worden. Trotz der englischen Wachsamkeit werden bis in die neuste Zeit jährlich etwa noch 70 000 Afrikaner von arabischen Händlern als Sklaven ausgeführt, ein Handel, der nach Livingstones Berechnung mit dem

Digitized by Google

Verluste von mehr als einer halben Million Menschen jährlich verbunden ist.

Allerdings hat die den Eingebornen wohlgesinnte englische Regierung innerhalb ihrer Kolonialgebiete manches Gute gestiftet, aber sie hat auch durch verkehrte politische Maßnahmen besonders in Südafrika eine Reihe von Kriegen herbeigeführt, in denen viel Blut geflossen und viel Verwüstung angerichtet worden ist. — Ähnlich ist es mit dem Handel, der eine große Ausdehnung in Afrika gewonnen hat. Gewiß hat er den Eingebornen manche irdische Wohlthat gebracht, aber noch mehr hat er sie ausgebeutet und die Laster der Civilisation gelehrt. — Von allen Seiten sind Forschungsreisende durch den dunkeln Weltteil gezogen und haben ein unbekanntes Gebiet nach dem andern unsrer Kenntnis erschlossen. Zweifellos zum Vorteil der Eingebornen schon darum, weil sie ihr Elend bekannt gemacht und die Augen der christlichen Welt auf sie gerichtet haben. Aber, abgesehen von einzelnen Entdeckungsreisenden wie Livingstone und teilweis Stanley, haben die meisten dieser Männer es doch nur auf die Förderung der Wissenschaft, nicht eigentlich auf die Wohlfahrt der armen geknechteten Afrikaner abgesehen. Uns haben die Forschungsreisen viel Licht gebracht über den dunkeln Weltteil, aber der direkte Gewinn, den sie seinen eignen Bewohnern gebracht, ist doch nur ein sehr geringer.

Erst als die christliche Mission ihr Werk begann, brach für die Bewohner des schwarzen Erdteils ein neuer Tag an. Ja, selbst das ist noch zu viel gesagt; denn die alte römisch-katholische Mission, die schon im fünfzehnten Jahrhundert den portugiesischen Entdeckern und Eroberern auf dem Fuße folgte, brachte den afrikanischen Heiden wenig wirkliches Christentum. Es wurden vornehmlich auf der Westküste tausende getauft, oft ganze Massen auf einmal, „so daß die Hände der Missionare vom Taufen ganz matt und müde wurden.“ Im Grunde aber setzten diese Negerchristen nur katholische Bilder, Reliquien und Amulette an Stelle ihrer heidnischen Fetische und vertauschten so einen Aberglauben gegen den andern. Von einer wirklichen geistlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Wiedergeburt war bei dieser Bekehrungsmethode, die noch dazu meist nur unter dem Waffenschutze der Eroberer arbeitete, natürlich keine Rede. Daher ist denn auch von diesem katholischen sogenannten Christentum sehr wenig übrig geblieben, wenigstens an

den Orten, an welchen die portugiesische Herrschaft ihre Macht verlor. Erst die neuere evangelische und hier und da auch die katholische Mission bewies und bewährte sich als eine Lichtbringerin für den dunkeln Weltteil.

Freilich auch diese Behauptung bedarf noch sehr der Einschränkungen. Erstens sind es verhältnismäßig immer noch nur sehr kleine Gebiete des ungeheuren Erdteils, in denen die christliche Mission ihre erleuchtende und befreiende Macht bis heute hat offenbaren können, und zweitens dürfen wir uns diese unter den Einfluß der christlichen Mission gestellten Gebiete nicht als vollkommene Lichtpunkte vorstellen, die sich wie der Tag von der Nacht von den noch heidnischen oder mohammedanischen Teilen Afrikas unterscheiden. Ja, es giebt einzelne solche Lichtpunkte; aber im großen und ganzen ist es erst eine Dämmerung des Lichts, welche auf den Missionsgebieten angebrochen ist. Nirgends in der Mission, auch außerhalb Afrikas, tritt das Christentum sofort in seiner idealen Gestalt in die Erscheinung; es trägt vielmehr überall Knechtsgestalt, wie auch daheim bei den einzelnen Christen. Fleisch und Geist, Finsternis und Licht liegen im Kampf widereinander. Bis Völker, welche so tief und so lange unter der Nacht des Heidentums geknechtet gewesen, ganz frei werden von der Gewohnheitsmacht der alten väterlichen Sitten, brauchts lange Zeit. Nie und nirgends vollzieht sich die Wiedergeburt eines heidnischen Volkes im Handumdrehen. Aber das dürfen wir ohne jede Übertreibung sagen: die Sonne des Evangeliums geht auf über den dunkeln Weltteil; das Morgenrot bestrahlt schon seinen Rand, ja hier und da dämmert bereits der Tag.

Wir wollen nun eine kleine Rundschau halten über den gesamten Erdteil, um zu sehen, wie weit das Licht bis jetzt gedrungen ist und was es ausgerichtet hat. Es wird das freilich wesentlich nur eine Rundschau werden; denn abgesehen von den noch neuen, allerdings großartigen Unternehmungen: die Fahne des Kreuzes im Herzen Afrikas aufzupflanzen, ist die christliche Mission in das eigentliche Innere des dunkeln Weltteils noch wenig gelangt, sondern hat sich außer in Südafrika damit begnügen müssen, einige Randgebiete zu besetzen und nur hier und da einzelne Vorposten weit ins Land hinein vorschieben können. Vernünftigerweise kann man ihr daraus keinen Vorwurf machen. Afrika ist nicht bloß der dunkle sondern bis vor kurzem auch der ver-

ſchloſſene Erdteil geweſen, und man würde nur unnütz Menſchen geopfert haben, hätte man darauf beſtanden, ins Innere vorzudringen, ehe Gottes Rat und Wille die Thüren geöffnet werden ließ. Die Miſſion kann weder noch ſoll ſie fliegen. „Gehet hin“ hat der Heiland geſagt und gehen können auch die Miſſionare erſt, wenn Wege da und die Thüren geöffnet ſind. Die Wege und die Thüren ins Herz des dunkeln Weltteils ſind aber erſt durch den Entdeckungseifer der allerneuſten Zeit hier und da ein wenig aufgethan worden, und der geographiſchen That iſt ſofort im Oſten und Weſten das Miſſionsunternehmen gefolgt. Da gerade die neuen centralafrikaniſchen Miſſionen das Intereſſe beſonders in Anſpruch nehmen, will ich zuerſt über ſie einen Überblick geben.

Es ſind beſonders drei unter den Entdeckungsreiſenden, welche der Miſſion ins Innere Afrikas die Wege gebahnt, zwei unter ihnen hochberühmte Männer, deren Namen auch außerhalb ihres Vaterlandes allgemein bekannt ſind: Livingſtone und Stanley, während der dritte, unſer Landsmann Krapf, dem die oſtafrikaniſche Geographie große Förderung verdankt, keine ſo allgemeine Berühmtheit erlangt hat. Der eine war von Haus aus ein Miſſionar, der andre von Haus aus ein Zeitungskorreſpondent, der dadurch in die Entdeckerlaufbahn geführt ward, daß man ihn ausſchickte, den lange Zeit verſchollenen Livingſtone zu ſuchen; der dritte hat nur im Miſſionsberufe geſtanden. Es iſt merkwürdig, daß gerade die geographiſchen Entdeckungen dieſer Männer, die mehr oder weniger direkt ihre Anregung der Miſſion verdankten, vor andern zu Miſſionsunternehmungen den Antrieb gegeben haben.

Ein ganzes Menſchenalter hindurch hat der edle, tapfre Livingſtone unter unſäglichen Entbehrungen und Leiden auf die Erforſchung vornehmlich des ſüdlichen und öſtlichen Innerafrikas verwendet, bis er über dieſer Entdeckerarbeit ſeinen Tod fand. Unter den Forſchungsreiſenden aller Zeiten ſteht er als ein König da, der wohl hätte von ſich ſagen können: „ich habe mehr gearbeitet als ſie alle“ — wenn er dazu nicht zu demütig geweſen wäre. Livingſtone war kein Entdecker im bloß wiſſenſchaftlichen Intereſſe; die Menſchen, die er kennen lernt, ſtehen ihm höher, als die Länder, Flüſſe und Seen, die er entdeckt; die Förderung der Wohlfahrt der Eingebornen hat ihm einen größeren Wert als die Bereicherung unſrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe; ihn treibt

nicht der Ehrgeiz des Gelehrten sondern die barmherzige Liebe des Menschenfreundes. Um den Afrikanern zu helfen widmet er sein Leben der Erforschung Afrikas. Alle seine Entdeckungen haben als letztes Ziel die Erleuchtung, die Befreiung, die Wiedergeburt Afrikas: Beseitigung des Sklavenhandels, Straßenöffnung für ehrlichen Handel, Einführung gesunder Kultur, Ausbreitung des Christentums. „Ich bin des Entdeckens müde," schreibt er einmal, „wenn keine Frucht folgt." Und ein andermal: „Wenn meine Enthüllungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Ostküste führen, so halte ich dies für eine weit größere Leistung, als die Entdeckung aller Quellen zusammen genommen." Nie wird man von der Erschließung und Errettung Afrikas reden, ohne Livingstones zu gedenken. Und mit seinem Gedächtnis unzertrennlich verknüpft ist das seines Auffinders Stanley, auf den manche seiner menschenfreundlichen Ideen übergegangen sind. Auch Stanley sucht seine Entdeckungen für das Wohl der Afrikaner selbst fruchtbar zu machen. Seine zweite Reise quer durch Afrika, auf welcher er längere Zeit bei dem König Mtesa von Uganda verweilte, und dann den bis dahin unbekannten Lauf des Kongoflusses entdeckte, wird für die Erleuchtung des dunkeln Weltteils noch weittragende Folgen haben. Ebenso ist es mit den großen geographischen Entdeckungen, welche Krapf auf seinen vielen gefährlichen und entbehrungsreichen Missionsreisen im afrikanischen Nordosten gemacht hat. Anfänglich haben sie nur dazu gedient, der Karte von Afrika eine andere Gestalt zu geben, aber seit kurzem sind sie fruchtbar geworden für die Bewohner Ostafrikas und — was man noch vor einem Jahrzehnt für den Traum eines Schwärmers hielt: den dunkeln Weltteil von Osten nach Westen durch eine Kette von Missionsstationen wie mit Leuchttürmen zu besetzen — diese Lieblingsidee des bei allen Mißerfolgen hoffnungsstarken Missionars Krapf nähert sich, wenn nicht alles täuscht, heute der Verwirklichung. Vielleicht ehe noch ein Jahrzehnt vergeht, erschallt quer durch Afrika hindurch die Botschaft von dem Heil in Christo Jesu, der auch das Licht des dunkeln Weltteils ist.

Indes lassen wir jetzt die Zukunftshoffnungen. Den genannten Männern ist es wesentlich zu danken, daß schon heute die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, den Weg nach Mittelafrika gefunden haben. Durch den Tod Livingstones wie durch den Besuch Stanleys bei Mtesa und die Kongoentdeckung wurde in

Digitized by Google

den Miſſionskreiſen Schottlands, Englands und teilweiſe auch Amerikas ein neuer lebendiger Eifer für die Evangeliſierung Innerafrikas angeregt, der zu Unternehmungen trieb, welche zu den großartigſten in der Miſſionsgeſchichte gehören. Zunächſt im Oſten des dunkeln Weltteils. Krapfs Saat trug zuerſt ihre Frucht. Nicht weit von Mombas auf der Oſtküſte hatte dieſer tapfere Mann, dem es, ähnlich wie Livingſtone, nur beſchieden war zu ſäen, nicht zu ernten, mit ſeinem treuen Gefährten Rebmann ſchon 1844 eine kleine Miſſionsſtation errichtet, von der aus ſie unter dem Volk der Wanika ihr Evangeliſationswerk trieben, wie es ſchien, mit kaum nennenswertem Erfolge. Als nun England anfangs der ſiebziger Jahre mit neuem großem Ernſt dem oſtafrikaniſchen Sklavenhandel zu Leibe ging, da bekam dieſer halbvergeſſene Poſten mit einem Male eine große Bedeutung, indem man 1875 eine Kolonie für befreite Sklaven in ſeiner Nähe ins Leben rief, die zu Ehren eines engliſchen Staatsmannes, der ſich ſchon als Gouverneur in Indien um die dortige Miſſion verdient gemacht und dann den Sultan von Sanſibar zur Aufgabe des Sklavenhandels genötigt hatte, den Namen Freretown (ſprich Friretaun) erhielt. Es iſt dort durch viel Gedränge gegangen, auch von den Miſſionaren mancher Mißgriff gemacht worden, dennoch iſt die Pflanzung gediehen und bildet heute einen zukunftsreichen Ausgangspunkt in das Innere. Die chriſtlichen Gemeinden, die hier entſtanden ſind, zählen bereits über 1200 Seelen.

Im öſtlichen Innerafrika liegen von Süden nach Norden über einander drei große Seen, von deren Exiſtenz Krapf der wiſſenſchaftlichen Welt zuerſt Kunde gab und deren ſüdlichſten Livingſtone auffand, nämlich der Nyaſſa, Tanganika und Viktoria Nyanza. An dieſen Seen ſind ſeit Mitte der ſiebziger Jahre vier oder genauer fünf neue Miſſionen unter großen Opfern ins Werk geſetzt worden. Zuerſt machten ſich die Schotten auf, ihrem kurz vorher geſtorbenen Landsmann Livingſtone am Nyaſſa ein doppeltes Denkmal nach ſeinem Herzen zu ſetzen, das dauernder ſein wird als Erz und Stein. Beide Miſſionen, die der ſchottiſchen Freikirche am See ſelbſt, wie die der ſchottiſchen Staatskirche in der Nähe desſelben, am Schirefluſſe, haben heute ſchon feſte Wurzeln geſchlagen; mehrere Stationen ſind angelegt, Überſetzungen einzelner Schriftteile in die Landesſprachen zuſtande gekommen, Gottesdienſt und Schulen in Gang gebracht, ja die Erſtlinge be-

reits getauft. Dazu hat eine dritte, die auf Livingſtones Anregung ſchon früher ins Leben getretene ſogenannte Univerſitäten-Miſſion, die ſich bis dahin aber nur auf Sanſibar beſchränkte, ſeitdem einen neuen Aufſchwung genommen, und eine Kette von Miſſionsſtationen von der Oſtküſte aus nach dem Nyaſſa angelegt, welche gleichfalls friſch aufblühen und zuſammen wohl ſchon gegen 700 getaufte Chriſten zählen.

Den mittleren See, den Tanganika, hat ſich die Londoner Miſſionsgeſellſchaft zu ihrer Arbeitsſtätte erkoren. An vier Punkten ſind an und bei dem See Niederlaſſungen verſucht worden, aber mit Ausnahme der Unterwegsſtation bei dem gefürchteten Häuptling Mirambo, der kürzlich geſtorben, iſt weſentlich infolge des gefährlichen Klimas noch keine derſelben recht feſt gewurzelt. Trotz der großen Opfer an Menſchenleben, welche die Tanganikamiſſion bis jetzt gekoſtet, iſt die Geſellſchaft nichts weniger als entmutigt, wie die neuen großen Ausſendungen zeigen, durch die ſie gerade jetzt die gelichteten Reihen ihrer Arbeiter verſtärkt.

Zwei Jahre früher als dieſe Unternehmung, ſchon 1876, durch einen begeiſterten Brief Stanleys veranlaßt, begann die große engliſche Kirchenmiſſionsgeſellſchaft eine Miſſion an dem nördlichſten der genannten Seen, am Viktoria Nyanza, und zwar am Nordende desſelben in der Reſidenz des Königs Mteſa von Uganda. Auch dieſe Miſſion, die romantiſchſte der neueren Zeit, der wir ſpäter eine beſondere Miſſionsſtunde widmen wollen, iſt bis heute ſehr dornenreich und thränenvoll geweſen, nicht bloß wegen des Verluſtes manches teuren Menſchenlebens, ſondern auch wegen der kindiſchen Launenhaftigkeit des deſpotiſchen Königs, der bittern Feindſchaft der arabiſchen Sklavenhändler und der eiferſüchtigen Konkurrenz der mit eingeſchlichenen Jeſuiten. In der Hauptſtadt ſelbſt ſind endlich die 87 Erſtlinge der Waganda getauft, während auf vier weiteren Unterwegsſtationen die Miſſion unter andern Stämmen feſten Fuß gefaßt hat, wenn auch noch keine chriſtlichen Gemeinden zuſtande gekommen ſind.

Durch Stanleys Kongoentdeckung iſt nun aber auch ein weſtliches Eingangsthor in das Innere Afrikas geöffnet worden und die evangeliſche Miſſion hat nicht geſäumt, ſofort durch dasſelbe einzudringen. Seitens der engliſchen Baptiſten und einer neu gegründeten Geſellſchaft, die ſich die Kongo Inland Miſſion nennt und jetzt in den Händen der amerikaniſchen Baptiſten liegt, ſind

zwei bedeutende Miſſionsunternehmungen ins Werk geſetzt worden, die von der Mündung des Kongo aus flußaufwärts über die gefährlichen Waſſerfälle und Stromſchnellen hinaus bis tief in das Herz Afrikas vorgedrungen ſind, beide bereits eine ſtattliche Anzahl feſter Stationen angelegt haben und auf eignen Miſſionsdampfſchiffen auf dem kataraktenfreien Laufe des großen Stromes zu den noch ganz unbekannten Stämmen des Innern zu gelangen ſuchen. Dagegen iſt ganz neuerdings ſüdlich vom Kongo, von Benguela aus, die größte der amerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaften in das Reich Bihé eingedrungen und hat dort das Panier des Kreuzes aufgepflanzt.

Das ſind im Laufe von noch nicht einem Jahrzehnt neun zum Teil großartig angelegte, viel Geld und Menſchen fordernde Miſſionsunternehmungen, die alle ihr Angeſicht auf das Innere Afrikas gerichtet haben. Da dieſe ſämtlichen Unternehmungen ſich noch in der Entſtehung befinden, ſo kann ſelbſtverſtändlich heute noch nicht von großen Erfolgen bei ihnen die Rede ſein. Aber die Überſchrift darf man getroſt ſchon jetzt über ſie ſetzen: Siehe Afrika, dein Licht kommt.

Und nun unſre Rundſchau. In dem ganzen großen nördlichen Teile des rieſigen Kontinents iſt von evangeliſcher Miſſion nicht viel zu finden, denn überall bis über die Wüſte Sahara, ja über den unglücklichen Sudan hinaus, wo jüngſt der Mahdi ſeine Schreckensherrſchaft geübt hat, herrſcht hier der Mohammedanismus und noch iſt die Stunde nicht gekommen, die dem Evangelio Chriſti in die Länder des Islam die Thür aufgethan hat. Nur ganz vereinzelt giebt es in Ägypten und Algerien einige evangeliſche Miſſionen, deren ſämtliche kleine Gemeinden nicht mehr als ein paar tauſend Seelen zählen. Auch in Abeſſinien haben die Boten des Evangeliums bis jetzt vergeblich Boden zu gewinnen geſucht. Dieſes Land iſt allerdings von alters her dem Namen nach chriſtlich, aber ſein durch toten Formel- und Ceremoniendienſt entſtelltes Chriſtentum iſt nicht viel beſſer als das Heidentum oder der Islam und bedarf dringend der Reformation. Wiederholt iſt auch der Verſuch gemacht worden in dem an Abeſſinien angrenzenden Gallalande Fuß zu faſſen, aber bis jetzt, eine einzige kleine Miſſionsſtation abgerechnet, ohne Erfolg, wie auch die neuſten Anſtrengungen der amerikaniſchen und ſchwediſchen Miſſionsfreunde über Khartum den Nil hinauf vorzudringen, leider abermals ge-

ſcheitert ſind. Wenn wir im roten Meere zu Maſſaua, wo die Schweden eine kleine Miſſionsſtation haben, zu Schiff gehen, ſo müſſen wir der afrikaniſchen Oſtküſte entlang bis unterhalb des Äquators faſt 300 Meilen nach Süden fahren, bis wir endlich die nächſte evangeliſche Miſſion in dem früher erwähnten Freretown finden. Das ſind wenige Lichtſtätten im dunkeln Weltteile. Mit Ausnahme der nahen kleinen Inſel Sanſibar ſind auch faſt die ganzen nächſtfolgenden 300 Meilen der Oſtküſte nach Süden zu der evangeliſchen Miſſion noch verſchloſſen; dagegen iſt es ihr vergönnt geweſen, das Licht des Evangelii auf die benachbarte große Inſel Madagaskar zu tragen, wo heute bereits eine chriſtliche Volkskirche im Entſtehen iſt, zu der gegen 290 000 Eingeborne gehören mögen. Es iſt das die Frucht einer 65jährigen Miſſionsarbeit, die noch dazu durch eine harte Verfolgungszeit, welche ſofort nach den erſten zehn Grundlegungsjahren eintrat und mit einigen Pauſen dreißig Jahre lang währte, unterbrochen worden iſt. Später freilich, als durch den Übertritt der Königin ſelbſt zum Chriſtentum ganze Scharen auf einmal die Aufnahme in die chriſtliche Kirche verlangten, kam auch viel Spreu unter den in der Verfolgungszeit geſammelten Weizen, ſo daß wiederholt aufs ſtrengſte geſichtet werden mußte. Bis jetzt iſt es weſentlich der herrſchende Stamm der Howas, welcher das Chriſtentum angenommen; reichlich neun Zehntel der Geſamtbevölkerung ſind noch Heiden und es wird wohl noch manches Jahr vergehen, ehe man ſagen kann, ganz Madagaskar iſt ein chriſtliches Land. Aber wo das Evangelium Eingang gefunden, da hat es trotz aller Schattenſeiten, welche die jungen Chriſtengemeinden an ſich tragen, einen hellen Schein verbreitet, und nicht bloß das perſönliche ſondern auch das gemeinſchaftliche Leben in Ehe, Haus und Staat umzugeſtalten begonnen, ſo daß die heutigen Zuſtände von denen vor 65 Jahren ſich unterſcheiden, wenn auch noch nicht wie Tag und Nacht, doch wie Morgendämmerung und Finſternis. Augenblicklich hängt freilich eine dunkle Wolke über der Inſel, da Frankreich ungerechterweiſe ſich in ihren Beſitz zu ſetzen ſucht.

Kehren wir nun auf das Feſtland zurück, ſo betreten wir im Süden Afrikas ein großes von vielen Lichtſtätten erleuchtetes Miſſionsgebiet, das ſich vom Sambeſifluſſe im Oſten bis zum Cuneneſluſſe im Weſten über einen Raum erſtreckt, der über vier mal ſo groß iſt als das ganze deutſche Reich. Ein großer

Digitized by Google

Teil dieſes Gebiets ſteht unter britiſcher, ein kleiner jetzt unter deutſcher Herrſchaft, ein anderer gehört den Buren, der Reſt eingebornen Stämmen, von denen die einen mehr die andern weniger wirklich unabhängig ſind. Solcher Stämme giebt es eine große Menge und die meiſten ſtehen gegeneinander beſtändig auf dem Kriegsfuße; auch mit den Engländern und den Buren giebts bald hier bald da einen blutigen Zuſammenſtoß. Im Oſten wiegen die Kaffern mit den Betſchuanen, im Weſten die Hottentotten vor, während nach Norden zu die Negerbevölkerung beginnt. Man darf ſich aber dieſe verſchiedenen Raſſen ja nicht ſcharf von einander geſchieden denken, ihre Grenzen laufen vielmehr ſehr ineinander und beſonders je weiter man nach Süden kommt, deſto bunter iſt das Gemiſch. Neben der tyranniſchen Häuptlingsherrſchaft, unter welcher faſt alle noch unabhängigen ſüdafrikaniſchen Stämme ſtehen, und dem heidniſchen Zaubereiaberglauben, der ſie zu Knechten der Furcht macht, hat auf einen großen Teil dieſes Gebietes auch die europäiſche Civiliſation einen ſehr verderblichen Einfluß geübt. Nicht nur daß dieſe Civiliſation den Eingebornen den Branntwein und allerlei Laſter der Weißen gebracht hat, ſie hat auch eine Menge Kulturkarikaturen erzeugt, die einen ebenſo lächerlichen wie widerwärtigen Eindruck machen. In ihrem rohen Heidentum ſind die Wilden doch gewiſſermaßen Naturmenſchen; wenn ſie aber über dieſes rohe Heidentum, ohne daß es innerlich überwunden iſt, einige Civiliſationsflitter hängen, ſo werden ſie zu einer Art Hanswürſte, und was noch ſchlimmer iſt: ſie bekommen einen dummen Dünkel, der ſie aufgeblaſen und für das Evangelium noch unempfänglicher macht als die heidniſche Roheit und Unwiſſenheit.

Einige frühere kleine Verſuche abgerechnet hat nun die evangeliſche Miſſion etwa ſeit Anfang unſres Jahrhunderts auf dieſem weiten Gebiete ihr Werk begonnen. Und zwar haben ſich an demſelben faſt alle Nationen und Kirchenabteilungen des Proteſtantismus beteiligt: Deutſche, Engländer, Norweger, holländiſche Koloniſten, Amerikaner, auch unſre Glaubensgenoſſen in Frankreich und Rußland. Von deutſchen Miſſionsgeſellſchaften begegnen wir in Südafrika der Brüdergemeinde, der Berliner, der Hermannsburger und der Rheiniſchen, deren Gemeinden von Oſten nach Weſten durch ganz Südafrika zerſtreut ſich finden und zuſammen genommen die ſtattliche Zahl von etwa 50 000 Seelen umfaſſen, alſo etwa den vierten Teil aller dortigen farbigen Chriſten ausmachen. Ver-

hältnismäßig am wenigſten hat das Evangelium bis jetzt bei den verſchiedenen Kaffernſtämmen im Oſten Eingang gefunden, während unter den nach dem Inneren zu wohnenden Betſchuanen beſonders die Baſſutos ſich demſelben ſehr empfänglich zeigen und die Hottentotten im Weſten ihrem größten Teile nach wenigſtens äußerlich das Chriſtentum angenommen haben. In Summa mag es heut unter der farbigen Bevölkerung des ſüdlichen Afrikas gegen 200000 Chriſten geben, deren Hauptmaſſe freilich noch auf einer niedern Stufe des chriſtlichen Lebens ſteht und noch ſehr der inneren Förderung bedarf, bis man ſagen kann, ſie iſt ein Salz und ein Licht für ihre heidniſche Umgebung. Aber das Licht ſcheint doch hier in der Finſternis, und von manchen Miſſionsſtationen geht als von weithin ſichtbaren Leuchttürmen ein heller Schein aus, ſo z. B. ungerechnet diejenigen Kapländiſchen, die ganz und gar zu chriſtlichen Gemeinden geworden ſind, von dem brüdergemeindlichen Gnadenthal, dem freiſchottiſchen Lovedale, dem wesleyaniſchen Edendale, dem Londoner Kuruman, dem franzöſiſchen Morija, dem Berliner Botſchabelo, dem Hermannsburger Bethanien und vielen andern.

Von der Walfiſchbai, welche das Eingangsthor bildet zu der rheiniſchen Miſſion im Hererolande und der finniſchen in dem benachbarten Ovambolande, bis heute den Grenzgebieten der evangeliſchen Miſſion im weſtlichen Südafrika — von der Walfiſchbai aus ſetzen wir nun unſre Rundreiſe fort und zwar an der weſtlichen Küſte nach Norden hinauf. Wir müſſen jetzt lange, lange fahren, bis wir wieder auf ein ſtationenreiches evangeliſches Miſſionsgebiet gelangen, nämlich bis zum Niger an der Oberguineaküſte, eine Strecke von etwa 400 Meilen. Auf dieſem langen Wege treffen wir nur vereinzelt hier und da weit auseinander liegende evangeliſche Miſſionen, die entweder erſt ſeit ganz kurzem in Angriff genommen ſind, ſo die amerikaniſche, die von der Benguelaküſte aus in das Reich Bihé, und die beiden engliſchen, die von der Kongomündung aus nach Innerafrika vorzudringen ſuchen, oder die nur einen kleineren Umfang haben, und obgleich ſchon ſeit längerer Zeit beſetzt doch noch von keinem bedeutenden Einfluſſe geworden ſind, ſo die engliſchen und amerikaniſchen Miſſionen am Gabun, der Koriskobay, am Kamerun und Altkalabar, alle zuſammen genommen mit höchſtens 1800 evangeliſchen Chriſten. Erſt vom Niger aus erſtreckt ſich, allerdings mit Unter-

brechungen, bis nach Senegambien hin die speciell sogenannte Westküste Afrikas entlang ein mit evangelischen Missionsstationen verhältnismäßig reich besätes Gebiet, auf welchem das Licht des Evangeliums einen weithin in die heidnische Finsternis leuchtenden Schein wirft.

Es ist eine merkwürdige Mission, auf die wir am Niger stoßen: alle ihre im Dienste der englischen Kirchenmissionsgesellschaft stehenden Arbeiter sind Eingeborne Afrikas und an ihrer Spitze befindet sich sogar ein schwarzer Bischof, der nun greise Samuel Crowther, der aus einem Sklavenjungen allmählich zu dieser hohen Würde emporgestiegen, und wie seine Thaten beweisen, ihr vollkommen gewachsen ist. Die unter seiner Leitung stehende, 1857 begonnene Nigermission hat heute (1884) auf 11 Stationen allerdings erst 2200 getaufte Christen und 1500 Taufbewerber gesammelt, aber der segensreiche Einfluß auf die finstre heidnische Umgebung, der von ihr ausgegangen, ist weit größer als diese Zahl ahnen läßt. An die Nigermission schließt sich die evangelische Mission im Yorubalande an mit einer ganzen Menge von Stationen bis an das durch seine Menschenschlächtereien berüchtigte Reich Dahome mit zusammen gegen 14000 Christen. Neben diesen von englischen Gesellschaften besetzten Arbeitsfeldern folgen dann auf der Sklaven- und Goldküste auch zwei deutsche Missionen, die Bremer und die Baseler, von denen die letztere jetzt auf dem Wege in das blutige Asantereich sich befindet, in welches vor 15 Jahren einige ihrer Arbeiter in eine vierjährige Gefangenschaft geschleppt worden waren. Die großen Verluste an Menschenleben, welche von Anfang an beide Missionen infolge des tödlichen Klimas zu erleiden hatten, haben freilich gelehrt, daß die „Saat der Mohren" auf Gräber gesät wird, aber auch daß das in die Erde gelegte Weizenkorn Frucht bringt. In der Bremer Mission kann man allerdings immer noch erst von einer Saat auf Hoffnung reden, aber bei den Baselern wird jetzt eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsende Ernte eingebracht, wie wir in unsrer nächsten Stunde sehen werden, die der Arbeit derselben ausschließlich gewidmet sein soll. Nehmen wir die Wesleyanische Mission hinzu, die gleichfalls auf der Goldküste ein umfangreiches Gebiet besetzt hat, so mögen es zusammen gegen 30 000 Christen sein, die auf diesem Küstenstrich die sichtbare Frucht der Evangelisationsarbeit bilden.

Setzen wir von der Goldküste aus unsre Reise nach Westen

und Nordweſten fort, ſo müſſen wir zunächſt wieder an einem von dem Evangelio noch ſo gut wie unbeleuchteten Küſtenſtrich vorüber, um auf zwei dichtbeſetzte Miſſionsgebiete zu gelangen, auf denen das Chriſtentum ſchon ſeit längerer Zeit feſten Fuß gefaßt hat und von welchen aus es ſeinen Weg je länger je mehr ins Innere Afrikas finden wird, nämlich die von Amerika aus gegründete Negerrepublik Liberia und die engliſche Negerkolonie Sierra Leone. Beide haben eine aus eingeführten befreiten Sklaven beſtehende Negerbevölkerung und weſentlich dieſe iſt es, die bis jetzt das Chriſtentum angenommen hat, während die Mehrzahl der eigentlichen Ureinwohner noch wenig von demſelben wiſſen will. In Liberia zählt man etwa 18 000, in Sierra Leone über 40 000 evangeliſche Chriſten. Die letzteren, welche ſeit einiger Zeit ein gewiſſes Maß der kirchlichen Selbſtändigkeit erhalten haben und auch bereits ſelbſtändige Miſſion treiben, befinden ſich in einem weit geförderteren Zuſtande als die Liberianer, die man zu vorzeitig mit einer republikaniſchen Verfaſſung beglückt hat, für die ſie noch nicht reif waren. Aber trotz aller Schwächen, die ſich hier wie dort finden, ſind beide Negerſtaaten im Vergleich zu den von der Miſſion noch völlig unbeeinflußten afrikaniſchen Stämmen Lichtlein in der Finſternis und geht von Jahr zu Jahr die Morgendämmerung, die bereits angebrochen iſt, immer mehr in die Tageshelle über.

Gehen wir endlich noch einige Breitengrade nördlicher nach dem Rio Pongas, Gambia, Senegal und den kleinen anliegenden Miſſionsgebieten, wo wir zuſammen gegen 5000 evangeliſche Heidenchriſten finden mögen, ſo hat unſre afrikaniſche Miſſionsrundſchau ſchon ihr Ende erreicht. Afrika iſt noch ſehr voll Nacht; außer den paar eben erſt in der Entſtehung begriffenen Lichtſtätten im Innern des dunkeln Weltteils iſt bis jetzt nur die Inſel Madagaskar, ein großer Teil des ſüdlichen Kontinents und die Weſtküſte von dem Lichte des Evangeliums einigermaßen hell erleuchtet. Aber, gelobt ſei Gott! es iſt doch ein Anfang gemacht; das Licht kommt auch nach Afrika. Zwar kommt es nicht und kann nicht kommen mit der Geſchwindigkeit, mit welcher das Sonnenlicht die dunkle Erde erreicht, aber es kommt unaufhaltſam und in den nächſten Jahrzehnten wird es ſich weit ſchneller verbreiten als es in den Anfangsjahren der Miſſion geſchehen iſt und geſchehen konnte. Berge von Schwierig-

keiten, welche die Verſchloſſenheit des Landes, die Wildheit ſeiner Bewohner, die Gefährlichkeit ſeines Klimas, die Unkenntnis ſeiner Sprachen und auch die Unerfahrenheit der Miſſionare den Miſſionsanfängen in den Weg legten, ſind heute zwar nicht ganz aber doch teilweiſe überwunden oder ihre Überwindung iſt doch bedeutend erleichtert. Mit einem Eifer, wie er noch nicht dageweſen, bemächtigt ſich heute der wiſſenſchaftliche Forſchungsſinn und auch ſchon der Handelsgeiſt der Erſchließung des ſo lange unzugänglich geweſenen Erdteils. Sollte das die Miſſionsfreunde nicht reizen zu gleichem Eifer, um mit dem Evangelio Chriſti dem Entdecker und dem Kaufmann zu folgen und durch ſeine Boten dem großen Volke, das in Finſternis und Todesſchatten wohnt, ſagen zu laſſen:

Dein Licht kommt!

V. Fünfzig Jahre deutscher Missionsarbeit auf der Goldküste.

Wenn man von der Straße von Gibraltar aus die Westküste Afrikas nach Süden hinunter fährt an Marokko, der Saharawüste, Senegambien und Sierra Leone vorbei, da wendet sich die Küste eine ganze Strecke lang direkt nach Westen, bis sie ein Stück hinter der Nigermündung wieder ein Knie bildet und eine südliche Richtung einschlägt. Etwa in der Mitte dieser nach Westen laufenden Küstenstrecke, die den Namen Ober-Guinea führt, liegt ein Gebiet, das von alters her die Goldküste heißt, weil die Seefahrer hier Gold einzuhandeln pflegten. Reist man von dieser Küste aus nördlich tiefer ins Innere des Landes hinein, so kommt man in das Reich Asante, überschreitet man dagegen den Voltastrom, der die Grenze der Goldküste im Osten bildet, so gelangt man auf die Sklavenküste, hinter welcher das berüchtigte Reich Dahome liegt. Auf diesem Gebiet arbeiten nahe nebeneinander zwei deutsche Missionsgesellschaften, die Baseler seit länger als 50 Jahren auf einem Teile der Goldküste, die Norddeutsche oder Bremer seit länger als 30 Jahren auf einem Teile der Sklavenküste. Über das Werk der ersteren wollen wir heute eine kurze Überschau halten und einen Blick thun in seinen stufenmäßigen Fortschritt.

Am 18. Dezember 1828 stiegen die vier ersten Boten der Baseler Missionsgesellschaft, nachdem sie glücklich durch die schäumende Brandung hindurch gekommen, welche die Landung auf Afrikas Westküste so gefährlich macht, in dem Fort Christiansborg ans Land. Die dänische Regierung, der damals dieses Stück der Goldküste gehörte, hatte die Gesellschaft in Basel ausdrücklich eingeladen, hier eine Mission zu beginnen. Es hatte freilich in Kopenhagen erst lange Verhandlungen gegeben, bis man ans Werk gehen konnte und in der Folge hat die dänische Regierung der Mission auch sehr wenig genutzt, wie denn jede in Verbindung mit der Staatsmacht unternommene Mission eine schwerfällige Maschine wird, bei der es

viel Reibung giebt. Aber immerhin war es doch schön, daß dänische Behörden die Hand dazu boten, den unter ihrer Herrschaft lebenden Negern das Evangelium zu bringen und daß sie die ersten Verkündiger desselben freundlich in Christiansborg empfingen.

Was die Missionare hier sahen, das erquickte sie freilich ebenso wenig wie das dürre Gras, das zur Zeit ihrer Ankunft die öde Küstenstrecke bedeckte. Die meisten Europäer lebten nämlich mit eingebornen Frauen zusammen und aus diesen sogenannten Ehen war eine Mischlingsbevölkerung hervorgegangen, welche eine äußerst verderbte Menschenklasse bildete. Dänische Regierungskapläne hatten die meisten dieser Mulatten zwar getauft, aber ihr Christentum war nicht viel besser als das Heidentum der Vollblutneger, von denen sie sich nur dadurch unterschieden, daß sie dünkelhafter waren als diese und zu den Lastern der Eingebornen von den Europäern noch manche schlechte Sitte angenommen hatten. Unter dieser verkommenen Bevölkerung von Christiansborg machten sich die Missionare sofort an die Arbeit, soweit ihre unvollkommene Kenntnis der dänischen Sprache das ermöglichte. Aber Freude hatten sie an dieser Arbeit wenig, sintemalen es in der weiten Christenheit wohl kaum eine verdorbenere Gemeinde gab als diese. Natürlich suchten sie auch baldmöglichst der heidnischen Negerbevölkerung sich zu nähern, sie machten die ersten Studien in der an der Küste gesprochenen Gasprache und reisten hin und her in der Gegend um das Fort, um einen Ort für die erste Niederlassung zu erkunden — da setzte der Tod ihrer eben erst begonnenen Arbeit ein Ziel. Kurz nach einander raffte das böse Klimafieber, das den Aufenthalt an jener Küste für Europäer so gefährlich macht, bereits im August 1829 von den vier Missionaren drei hinweg, und zwei Jahre später, noch ehe von Europa aus Verstärkung ankam, war auch der vierte, der sich als dänischer Kaplan in Christiansborg hatte anstellen lassen, schon in Afrikas Erde gebettet. Und damit war die Gräberreihe noch nicht geschlossen. Von den drei Brüdern, die 1832 die Goldküste betraten, wurden abermals zwei schon im Verlauf weniger Monate hingerafft — das waren sechs Gräber, ehe die Mission noch eigentlich Fuß im Lande gefaßt hatte. Als die Trauerbotschaft nach Basel kam, hatte man nicht den Mut, sofort neue Brüder in dieses Todesland zu senden. Man überließ die Entscheidung dem einzig übrig gebliebenen Bruder Riis: habe er Mut zu bleiben, so wolle man die Mission fortsetzen, wünsche er heimzukehren, so

wolle man sie aufgeben. Der tapfre Mann schrieb: „Ich bleibe“ und die Mission auf der Goldküste wurde fortgesetzt.

Mehrere Jahre stand jetzt Riis ganz allein. Nachdem es ihm endlich gelungen, sich von Christiansborg loszumachen, wo ihn der dänische Gouverneur als Kaplan festhielt, versuchte er 1836 die erste Station unter den Negern anzulegen, und zwar nicht unter der verkommenen Bevölkerung an der ungesunden Küste sondern auf den Bergen des Akuapemlandes, die etwa fünf Stunden landeinwärts beginnen. Der Weg war überall nur ein ganz enger Fußpfad, der bergauf bergab durch undurchdringliche Wälder, über Felsen und umgefallene Bäume führte, so daß der Wanderer bald zerrissene Schuhe und wunde Füße bekam. Die elenden Dörfer in diesen Wäldern lagen so begraben, daß man sie erst zu sehen bekam, wenn man wenige Schritte vor ihnen stand. Der Empfang in Akropong, wo sich Riis niederlassen wollte, war zwar nicht unfreundlich; aber nun denkt euch die Lage des einsamen Mannes mitten in dieser afrikanischen Wildnis unter Menschen, welche mit ihren Nachbarstämmen fast ununterbrochen in blutigen Streitigkeiten lebten und die einem Heidentum dienten, das noch von keinem einzigen Lichtstrahl erleuchtet war! Dazu redeten die Leute hier eine andre Sprache als die an der Küste, nämlich die weit ins Land hinein gesprochene Tschisprache. Mit vieler Mühe mußte Riis diese Sprache dem Volke vom Munde ablernen und wie lange dauerte es, bis er imstande war, ihnen auch nur die einfachsten ABC-Wahrheiten des Christentums in ihrer eignen Sprache einigermaßen verständlich darzulegen. Eine Mietswohnung, die er hätte beziehen können, gabs in Akropong auch nicht, so mußte der Missionar sich wohl selbst ans Bauen machen. Es war nur eine sehr einfache Hütte, die er aufrichtete, aber sie machte Mühe genug, da ihm die Neger wenig halfen und durch ihre Faulheit seine Geduld auf die härteste Probe stellten. Mit der Zeit ist ja aus dieser ersten Nothütte mehr als ein stattliches Haus in Akropong geworden; in dem ungesunden Klima müssen die Missionare wenigstens erträgliche Wohnungen haben. Aber was für eine lange Leidensgeschichte erzählen auch die afrikanischen Bauten. Erst kommen lange Verhandlungen über den Ankauf des Bauplatzes, dann wird der Wald niedergehauen, dann die Steine zum Fundament auf dem Kopfe herbeigetragen, Holz gesägt, Schindeln gespalten, Erdmauern aufgeführt und so geht es fort manchmal ein paar Jahre bis die

Station fertig ist. Wenn so eine Baugeschichte erzählt wird, hört sie sich recht romantisch an; aber in Wirklichkeit ist in Westafrika jede Bauarbeit eine gefürchtete Sache und mancher Missionar hat dabei schon Gesundheit und Leben geopfert. Die Trägheit, Ungeschicklichkeit und Widerspenstigkeit der Neger nehmen eine ganz unglaubliche Geduld in Anspruch. Wird der weiße Mann zornig, so lachen die Neger ihn aus und rühren erst recht nicht Hand noch Fuß. Wenn nun vollends die aufgeführten Erdmauern infolge der furchtbaren tropischen Regengüsse wieder zusammenstürzen, wenn die Arbeiter davon laufen, wenn die Heiden aus abergläubischer Zaubereifurcht den Bau hintertreiben oder um mehr Geld zu erpressen, immer neue Schwierigkeiten erheben, wenn endlich der ganz allein auf sich selbst angewiesene Missionar vom Fieber ergriffen wird gerade in der besten Bauzeit, dann ist ihm oft genug das Weinen nahe. Also auch in dieser Beziehung ist der Anfang schwer.

Nun ging es bei dem armen einsamen Riis aber auch noch durch andres Gedränge. Es brachen Streitigkeiten unter den Negern in Akropong aus, sie lehnten sich gegen die dänische Regierung auf und erklärten, sich unter englischen Schutz stellen zu wollen. Der der Mission abgeneigte dänische Gouverneur machte Riis für das alles verantwortlich und nötigte ihn, ein halb Jahr lang Akropong wieder zu verlassen. Ein Freudentag für den einsamen Mann war im November 1836 die Ankunft zweier neuer Mitarbeiter aus Basel, die ihm seine Braut mitbrachten. Jetzt wurde rüstig gebaut, gereist, Sprache studiert — da machte der Tod abermals allen diesen hoffnungsreichen Anfängen ein Ende: erst starb der eine der Mitarbeiter, dann Riis' Töchterchen und gegen Ende 1838 der zweite Baseler Bruder. Zehn Jahre waren jetzt vergangen — acht Missionsarbeiter waren in diesen zehn Jahren ins Grab gesunken und eine sichtbare Frucht ihrer Arbeit nicht vorhanden. Tief bewegt stehen wir an diesen Gräbern. Was bedeuten sie? Den Tod der Mission? Oder sind sie nur die unerläßliche „Saat der Mohren"? Wird auch hier das in die Erde gelegte Weizenkorn Frucht bringen? Ja, es bringt Frucht, aber in — Geduld.

Das zeigt uns bereits das Ende des zweiten Jahrzehnts der Geschichte der Mission auf der Goldküste. Am Schlusse des Jahres 1848 finden wir sieben Baseler Brüder auf drei Stationen in frischer Arbeit, ein paar Erstlinge sind getauft, die mitterweile

begründeten Schulen werden von 300 Negerkindern besucht, hunderte hören die Predigt. Freilich das sind immer noch geringe Erfolge, aber es sind doch Anfänge, die zur Fortarbeit ermutigen und Angelder auf größere Ernten in der Zukunft.

Als ein treuer Thürhüter war Riis zum zweiten Male allein auf seinem Posten geblieben. Aber 1840 hatte auch er Afrika verlassen, nachdem er noch zwei fruchtlose Untersuchungsreisen nach Akem und Kumase gemacht. Er kehrte heim auf ausdrückliche Einladung des Vorstandes der Baseler Missionsgesellschaft, um mit demselben über die Zukunft der so opferreichen Mission persönlich in Beratung zu treten. Das Ergebnis dieser Beratung war: es soll noch ein neuer Versuch gemacht werden, und zwar durch die Ausführung eines originellen aber etwas abenteuerlichen Planes. Man beschloß nämlich eine Anzahl christlicher Neger aus den gesegneten brüdergemeindlichen Missionen in Westindien nach der Goldküste überzusiedeln, damit die dortigen Heiden gleichsam einen christlichen Anschauungsunterricht empfingen, indem ihnen eine kleine schwarze Christengemeinde vor Augen gestellt würde. Man gedachte mit diesen an das afrikanische Klima leicht gewöhnbaren westindischen Christen den Grundstock zu bilden für eine schwarze Christengemeinde auf der Goldküste und durch ihr Wort und ihren Wandel einzuwirken auf die Bekehrung der heidnischen Afrikaner. Auch hoffte man an ihnen tüchtige Handarbeiter zu bekommen, die den Missionaren manches äußerliche Werk abnehmen würden. Die Ausführung dieses kühnen Planes bot große Schwierigkeiten, aber sie wurden alle überwunden. Riis selbst reiste 1842 nach Westindien und es gelang ihm nach mancher Enttäuschung zusammen 24 Personen nach Afrika mitzunehmen. Freilich die hohen Erwartungen, welche man auf diese Westindier gesetzt, erfüllten sich nicht; wohl haben einige später der Mission gute Dienste geleistet, aber die hellen Lichter, mit denen man gehofft hatte die afrikanische Finsternis zu erleuchten, wurden sie nicht. In bezug auf seinen eigentlichen Zweck war das kostspielige Unternehmen also ein verfehltes. Aber wir haben einen gütigen und weisen Regenten im Himmel, der auch aus den Fehlern seiner Knechte noch etwas zu machen weiß. Die Übersiedelung der Westindier nach Afrika belebte den gesunkenen Mut der heimatlichen Missionsfreunde und auf der Goldküste gab sie dem abgebrochenen Werk einen neuen Anfang. Seit dieser Zeit dachte niemand mehr daran, die dortige Mission aufzugeben,

Digitized by Google

obgleich immer wieder neue Arbeiter ins Grab ſanken. Zwar mußte der bisherige Bahnbrecher Riis 1845 für immer Afrika verlaſſen, aber andre tüchtige Arbeiter traten an ſeine Stelle und ſie durften noch vor Ablauf des zweiten Jahrzehnts die Erſtlingsfrüchte ernten.

Freilich auch ſie hatten einen ſchweren Anfang. Abgeſehen davon, daß ſie die Miſſionsgebäude in Ruinen fanden und das Baugeſchäft wieder von vorn anfangen mußten, daß das Klimafieber bald ihre Reihen lichtete und immer wieder Kriegsunruhen ausbrachen — ſo machte ihnen auch die Bewältigung der Sprache jetzt ganz beſondere Not. Ich will nicht davon reden, wie ſchwer es war unter den verſchiedenen Dialekten der Tſchiſprache, die man allmählich kennen lernte, denjenigen auszuwählen, welcher ſich am beſten dazu eignete, zur Schriftſprache erhoben zu werden — noch ſchlimmer war es, daß der Ga- wie der Tſchiſprache die richtigen Ausdrücke fehlten für die Hauptbegriffe der chriſtlichen Lehre. So fand ſich z. B. in dem geſamten Sprachſchatze kein treffendes Wort, um den bibliſchen Begriff: „Glauben" auszudrücken. Wie ſollte man ſich da helfen? Nach langem Kopfzerbrechen verband man die beiden Worte: „nehmen" und „eſſen" und gebrauchte ſie für glauben. Aber wie lange dauert das wieder bis die Eingebornen mit dieſem ſo gebildeten Wort wirklich den Sinn verbinden, den das bibliſche „glauben" hat! Ihr ſeht aus dieſem einen Beiſpiel, wie ſtümperhaft in den erſten Jahren einer Miſſionsarbeit die Verkündigung des Evangelii iſt, zumal wo die Miſſionare, wenn ſie die Elemente der fremden Sprache einigermaßen inne haben, ſchnell hintereinander wegſterben oder mit gebrochener Geſundheit das Land verlaſſen müſſen. Es war ein Glück, daß einigen Brüdern ein längeres Leben beſchert war und mit ihrer Hilfe ſowohl die Tſchi- als die Gaſprache nach und nach völlig bemeiſtert wurde. Aber im zweiten Jahrzehnt ging es noch recht dürftig her und man mußte ſich in Predigt und Unterricht behelfen, ſo gut oder ſchlecht man eben konnte.

Zu dem allem war das Herz der Neger ein ſehr harter Acker. Ich will jetzt nicht reden von der Fleiſchesluſt, die unter ihnen ſo tief gewurzelt iſt, nicht von der Vielweiberei und Sklaverei, nicht von der Lüge und Trägheit und dem ſonſtigen Sündenleben, an das ſie von den Vätern her gewöhnt waren und das ihre Gewiſſen ganz und gar abgeſtumpft hatte, ſondern euch nur einen Blick

thun laſſen in ihren aberglaubensreichen Götzendienſt, der ſie unter eine große Geiſterfurcht knechtete und vor dem Übertritt zum Chriſtentum zurückſchreckte als vor einer Beleidigung dieſer Geiſter, für welche ihre Rache ſie treffe.

Was uns zunächſt auffällt, das iſt die Menge der Zaubermittel, durch welche der Neger entweder ſich ſelbſt gegen böſe Einflüſſe zu ſchützen, oder auf andre böſe Einflüſſe zu üben ſucht. Solche Zaubermittel trägt der Neger bei ſich, hat er in ſeinem Hauſe, bringt er auf den Wegen an — überall umgeben ſie ihn. Da begegnet uns ein ziemlich erwachſener Burſche, er iſt ſehr wenig bekleidet, aber um ſeinen Hals trägt er eine Schnur, an der ein kleines Täſchchen hängt. Auf unſre Frage, was dasſelbe bedeute, antwortete er: „Das ſehr gut, lauter Ding drin kräftig zu ſehr, ſchütz mich vor Krankheit, vor Haifiſch, vor Kugel, vor böſe Menſch, vor böſe Geiſt, vor alle böſe Ding.“ Wir öffnen ein ſolches Grigri oder Amulett, was iſt darin? Knochen oder Zähne von Tieren oder Menſchen, Haare, Federn, Perlen, Muſcheln u. dergl. Dieſen geweihten Zauber bezahlt der arme Neger oft teuer genug und dann glaubt er ein ſicheres Schutzmittel zu beſitzen oder die Macht zu haben andern zu ſchaden. Wird er ein Chriſt, ſo muß er natürlich von dieſem Amulett ſich trennen; aber wie ſchwer iſt der zauberfürchtige Neger dazu zu bewegen! Wir gehen in ein Haus, in dem ein mutiger, tapfrer Mann wohnt. An der Wand der Hütte lehnen zwei Stücke Holz, das eine weiß, das andre rot beſchmiert, ſie ſind roh geſchnitzt, oben ſind zwei ſchwarze Punkte, welche die Augen vorſtellen ſollen und ein paar Einſchnitte bezeichnen die Arme und Beine; eine Muſchelſchnur hängt um den Hals. Wir fragen den Mann, was das für Hölzer ſeien, und er antwortet: das ſind meine Fetiſche. Wir wollen ihm die Götzen abkaufen; „nimmermehr“, erwidert er voll Angſt, „dann würde mich ihr Zorn treffen.“ — Wir machen eine Reiſe. Was bedeuten die Büſchel, die hier auf einem Erdhaufen ſtecken, was die Schnur, an der dort ein geheimnisvolles Päckchen hängt, oder das ſeltſame Stück Holz, welches an einem andern Orte aufgerichtet iſt? Es ſind lauter Zaubermittel; die einen ſollen Unglück abhalten, die andern Fluch bringen über einen Menſchen oder über einen ganzen Ort.

Neben ſolchen Zaubermitteln beſitzt der weſtafrikaniſche Neger noch eine ganze Menge für ihn geheiligter Gegenſtände, denen er religiöſe Verehrung widmet, weil er ſie ſich von Geiſtern bewohnt

denkt. Freilich ahnt auch der Neger von ferne einen einigen allmächtigen Gott, der die Welt geschaffen. Aber dieser lebendige Gott ist bei ihm ganz in den Hintergrund getreten; dafür ist ihm die Welt erfüllt von höhern und niederen Geistern, einer Art Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen, welche in tausend Dingen Wohnung nehmen. Bald ist es ein Berg, ein Fels, eine Grotte, bald ein Baum, ein Fluß oder aber auch ein Stein, ja selbst ein Ziegenhorn oder ein Flaschenkork, oder irgend ein anderes ihm auffälliges oder von den Zauberern geweihtes Ding, in dem der Geist wohnt. Streng genommen hält der Neger den Baum oder Klotz oder Stein oder Kork nicht für einen Gott, er denkt ihn sich nur beseelt von einem Geiste, aber unwillkürlich verwechselt er den Geist mit dem Gegenstande, in dem er Wohnung genommen hat und behandelt dann diesen Gegenstand selbst als eine Art Götzen. Man nennt diese Gegenstände der Verehrung und der abergläubischen Furcht des Negers Fetische. Auf diese Fetische setzt der arme Neger sein Vertrauen, ihnen bringt er Opfer, von ihnen erwartet er Genesung, wenn er krank ist, Regen, wenn es dürr ist, Glück, wenn er in den Krieg geht, Rache, wenn er einen Feind hat; vor ihrem Zorn fürchtet er sich aber auch mit einer großen Furcht. Und in dieser Furcht bestärken ihn die vielen Priester, Fetischmänner und Fetischfrauen, die das arme Volk tyrannisieren und aussaugen und von seiner Angst sich bereichern. Zu ihrem Gewerbe, das in lauter Lug und Trug besteht, werden sie gegen ein bestimmtes Lehrgeld förmlich angelernt, und obgleich oft genug ihre betrügerische Schlauheit durchschaut wird, so lassen sich die armen Leute doch immerfort von ihnen knechten, weil sie fürchten, sonst an Leib und Leben geschädigt zu werden.

Nun denkt euch in die Lage solcher durch Geister- und Zaubereifurcht geknechteter Menschen hinein. Jedem, der den Missionaren einen Dienst zu thun oder gar selbst ein Christ zu werden wagen wollte, droht der Fetisch mit seinem furchtbaren Zorn. Da hat sich ein Mann bewegen lassen, einen Platz zum Bau eines Missionshauses zu verkaufen. Kurz darauf wird er krank. Der Fetischpriester, den man gerufen, erklärt, das sei die Strafe der Geister, weil auf dem verkauften Platz ein Fetischbaum umgehauen worden. Oder der Fischfang ist nicht ergiebig; der deshalb befragte Fetisch läßt sagen: Ich zürne, weil einige den fremden Lehrern Gehör geschenkt und an dem mir heiligen Dienstag gearbeitet haben. Oder

der Regen bleibt aus, die Ernte mißrät, ein Kriegszug läuft unglücklich ab, stets ist es Zorn der Fetische, die Rache dafür nehmen, weil das Christentum die väterliche Religion bedroht. Das alles sind Mauern, die nicht auf den ersten Angriff fallen. Jahrelang muß da gearbeitet werden bis der erste Erfolg sich zeigt.

Am Ende des dritten Jahrzehnts, also 1858, ist schon viel mehr Frucht sichtbar. Das Netz der Stationen hat sich beträchtlich ausgedehnt, neben 16 europäischen Missionaren sind bereits 26 eingeborne Mitarbeiter thätig, die Zahl der Getauften ist auf 385 gestiegen, das Erziehungs- und Unterrichtswesen ist in eine feste Ordnung gebracht, selbst das äußere Aussehen der Missionsplätze ist verändert: geräumige Häuser sind gebaut, Brunnen gegraben, Wege hergestellt, Plantagen angelegt, Werkstätten eingerichtet — kurz die Fundamente einer Kultur gelegt, welche auch die irdische Wohlfahrt der Neger fördert.

Freilich auch in diesem dritten Jahrzehnt ist es wieder durch schwere Zeiten gegangen. Zunächst durch viel Krankheit und Sterben der Missionare, ihrer Frauen und Kinder. Meist erschraken die neuen Ankömmlinge, wenn sie die abgezehrten, elenden Gestalten ihrer Brüder und Schwestern erblickten. Einer derselben schreibt einmal: „Sie sahen aus wie die Leichen im Sektionszimmer des Spitals.“ Nur einen Fall laßt mich erzählen. Auf einer Reise erkrankte ein Missionar an einem starken Dysenterieanfall. Man mußte seine Frau herbeirufen. Unter ihrer Pflege ward es mit dem Mann auch besser; aber da erkrankte das Kindlein und starb. Die über ihre Kraft angestrengte Mutter mußte sich bald auch legen, gebar vor der Zeit ein Töchterlein und starb, kurz nach ihr auch das neugeborne Kind. Im Lauf von vier Wochen mußte der gebeugte Mann sein Weib und zwei Kinder begraben. War das nicht viel für ein schwaches Menschenherz, zumal in der afrikanischen Einsamkeit? Und ein paar Jahre später bettete man auch diesen Missionar selbst in Afrikas Erde.

Zu diesen Krankheits- und Todesheimsuchungen kamen neue Kriegsunruhen. 1850 ging der dänische Besitz auf der Goldküste an die Engländer über. Die Eingebornen verweigerten die Kopfsteuer, welche die englische Regierung ihnen auflegte. Darüber kam es zum Kampf, die Engländer beschossen die Küstenorte und zerstörten auch die dort befindlichen Missionshäuser in Christiansborg. Aber die Missionare wollten lieber sich der größten Gefahr

ausſetzen und alles verlieren, als den Schein erwecken, daß ſie es mit den Feinden der Neger hielten. Sie hätten ſich ſonſt für alle Zukunft den Zugang zu ihren Herzen verſchloſſen. So blieben ſie in ihren Wohnungen trotz des auch auf dieſe gerichteten Bombardements. Infolge dieſer Beſchießung zerſtreuten ſich die Küſtenneger, aber dafür entwickelte ſich deſto gedeihlicher beſonders die vier Stunden landeinwärts gelegene Station Abokobi.

Wie ſchon angedeutet, widmete man von dieſer Zeit an beſonderen Fleiß der Pflege der Schule. Die Negerkinder und Jünglinge, die man allmählich immer zahlreicher in denſelben ſammelte, erwieſen ſich keineswegs als ungelehrig, aber Ordnung, Pünktlichkeit und auch Ausdauer kannten ſie nicht. Zwar gab eine Schulglocke vor Beginn des Unterrichts zweimal das Zeichen zum Sammeln, aber was fragen die kleinen ſchwarzen Wollköpfe nach der Zeit! Der eine kommt fünf Minuten, der andre eine halbe Stunde, der dritte eine Stunde zu ſpät, ein vierter aber genießt die frühere ſüße Freiheit und kommt gar nicht. Da iſt wieder viel Geduld nötig und der Miſſionar darf ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, ſich ſeine Schüler zuſammen zu holen. Auch der Ungehorſam der kleinen Burſchen verurſacht manche Not. Ihre Eltern haben ſie gewöhnt, Herren und Häupter zu ſein, und vollends die Mulattenkinder kommen ſich vor wie ſouveräne kleine Könige. Anfänglich mußte man, um überhaupt Schüler zu bekommen, den Kindern allerlei Geſchenke z. B. Kleider geben und als ſpäter die Geſchenke aufhörten, wollten die Eltern ihre Kinder nicht mehr ſchicken. Jeder Arbeiter, meinten ſie, bekommt doch ſeinen Tagelohn, folglich müßten die Kinder auch ihren Lohn dafür kriegen, daß ſie einen ganzen Tag in der Schule ſäßen. Als dieſe Schwierigkeit überwunden war, fand ſich eine neue, die gleichfalls die Exiſtenz der Schule bedrohte. Weil die Miſſionare noch keine Bücher in der Sprache der Eingebornen beſaßen, auch ſelbſt dieſer Sprache noch nicht ganz mächtig waren, ſo erteilten ſie anfänglich, wenigſtens im Küſtengebiet, den Unterricht in der engliſchen Sprache. Sobald jene Mängel beſeitigt waren, ließ man jedoch dieſen Notbehelf fahren und bediente ſich nur der Gaſprache. Siehe, da blieben viele Schüler abermals weg. Etwas Engliſch wollten die Eltern wohl ihre Kinder lernen laſſen, damit ſie ſich als Engländer gebärden und im Verkehr mit dieſen ſich manchen Vorteil verſchaffen könnten, aber ſchen einem gründlichen Unterrichte, der ſie für das zeitliche und

ewige Leben geſchickt machte, war ihnen nichts gelegen. Die Miſſionare ließen ſich dadurch natürlich nicht irre machen und ſie hatten die Freude, daß allmählich ihre verſchiedenen Schulen ſich wieder füllten.

Auch nach einer andern Seite hin wurde in dieſem Jahrzehnt der Grund zu einem wichtigen Fortſchritt gelegt. Wir dürfen, ſagten ſich die Miſſionare, den Negern nicht bloß predigen, auch genügt es nicht, daß wir Schulen unter ihnen errichten; wir müſſen ſie auch arbeiten lehren, zu tüchtigen Landwirten machen, Handwerke unter ihnen einführen und ſo ihren niedrigen Kulturſtand in die Höhe bringen. Dazu bedurfte man aber weiterer Hilfstruppen aus Europa, denn die paar Miſſionare hatten mit der Predigt- und Schul- und Überſetzungsarbeit alle Hände voll zu thun. Aus dem anfänglichen Plane: chriſtliche Einwanderer nach Weſtafrika zu ziehen, wurde zwar nichts, aber dieſe Koloniſationsgedanken kamen in anderer und beſſerer Weiſe zu Stand und Weſen, indem der Vorſtand der Baſeler Miſſionsgeſellſchaft ſich entſchloß, einige Handwerkerbrüder auszuſenden, welche die Lehrmeiſter des Volks in allerlei äußerlichem Werk werden ſollten. Der erſte derſelben ſank freilich in ein frühes Grab, aber man ließ ſich dadurch nicht entmutigen und bald waren verſchiedene Werkſtätten in einen erfreulichen Gang gebracht.

Als nun abermals ein Jahrzehnt, das vierte, vergangen war, da gab es ſchon mehr ſichtbaren Erfolg. Gerade im Jahre 1868 fanden zum erſten Male in dem Gebiete dreier Stationen Übertritte von Heiden in größerer Anzahl ſtatt. Die Gemeinden vermehrten ſich in dieſem einen Jahre um 372 Seelen, alſo um beinahe eben ſo viel als man in den 30 Anfangsjahren zuſammen gewonnen hatte. Die Geſamtzahl aller Chriſten belief ſich Ende 1868 auf 1581 Seelen. Die Steigung fällt nun in die Augen. In zehn Jahren hat ſich die Zahl der Getauften vervierfacht. Während 30 Jahre geduldiger Säearbeit nötig waren, bis es 385 Chriſten gab, braucht es nur 10 Jahre, um dieſe Zahl auf 1581 zu ſteigern. Ihr ſeht, der Miſſionserfolg wächſt mit der Länge der Arbeitszeit. Auch darin zeigte ſich ein großer Fortſchritt, daß unter den Getauften ſich nicht mehr bloß Leute ledigen Standes, ſondern Familienväter befanden, die mit ihrem ganzen Hauſe gläubig wurden, auch bereits aus etlichen angeſehenen Familien Jünglinge in den Miſſionsdienſt traten. Rings um die alten Stationen herum wird eine Außen-

ſtation nach der andern gegründet, nach Oſten wie nach Norden dehnt das Miſſionsgebiet ſich aus, aus drei Hauptſtationen ſind ihrer acht geworden und auch die Zahl der europäiſchen wie der eingebornen Arbeiter iſt gewachſen. Im Innern iſt dieſes Jahrzehnt eine Periode der Organiſierung; es werden feſte Ordnungen und Einrichtungen geſchaffen, die zwar manche ſchwere Kriſis herbeiführen, aber Halt und Plan in das geſamte Werk bringen. Wenigſtens einige flüchtige Blicke müſſen wir in dieſe Ordnungen werfen, damit ihr ſeht, mit was für vielen inneren Schwierigkeiten eine Miſſion zu thun hat, gerade wenn ſie zu erſtarken beginnt.

Da iſt zuerſt die wichtige Ehefrage. Wie überall in Afrika ſo beſteht auch auf der Goldküſte unter den Heiden die Vielweiberei. Als der erſte Familienvater zu Akropong ein Chriſt wurde, da taufte man ihn, obgleich er drei Frauen hatte, weil er mit allen in Frieden lebte und die Frauen ſelbſt dem Evangelio geneigt waren. Man wollte nicht ſofort ſtreng durchfahren und darauf beſtehen, daß jeder, der ein Chriſt werde, alle ſeine Frauen bis auf eine entlaſſen müßte, ſondern man hoffte, der chriſtliche Geiſt werde nach und nach das Übel der Vielweiberei in den chriſtlichen Gemeinden von ſelbſt beſeitigen. Allein je mehr Ehemänner übertraten, deſto weniger befriedigte dieſe Praxis. Lange und ernſte Verhandlungen wurden geführt, und es gab daheim und draußen viel Aufregung über dieſe brennende Frage. Sie war geradezu zu einer Lebensfrage für die jungen Gemeinden geworden und ſie mußte entſchieden werden ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ein Rückſchlag in dem Fortſchritte eintreten ſollte, den jetzt das Werk genommen. Es wurde alſo als Regel feſtgeſtellt, daß die zum Chriſtentum übertretenden Heiden bloß eine Frau behalten dürften, und nur in beſtimmten Ausnahmefällen für die Zeit des Überganges die Behaltung mehrerer Frauen geduldet, wenn die Auflöſung der mit ihnen während der heidniſchen Zeit geſchloſſenen Ehe ſchwere Übelſtände nach ſich zöge. Nach dem Übertritt zum Chriſtentum dürfte unter keinen Umſtänden ein Ehemann eine zweite Frau heiraten. Dieſe Beſtimmungen hielten freilich manchen, der in Vielweiberei lebte, vom Chriſtentum zurück, trafen auch manche Frau, von der ſich der Ehemann trennen mußte, mit einer gewiſſen Härte und verurſachten gegen die Übertreter Anwendung der Kirchenzucht. Aber die Erfahrung hatte gezeigt, daß ſie notwendig waren, um in den jungen Chriſtengemeinden eine Reform des ehelichen Lebens durchzuführen.

Eine andre Schwierigkeit bot die Sklavereifrage. Durfte es den Christen gestattet werden noch Sklaven zu halten und wenn Sklaven Christen wurden, sollten sie in dem alten Sklavenverhältnis bleiben? Eine Entscheidung war sehr schwer, da man ja den Herren nicht ohne weiteres ihr Eigentum nehmen durfte und sich auch sehr hüten mußte, den Sklaven einen Anlaß zur Flucht oder zur Auflehnung zu geben. Endlich wurde die Bestimmung getroffen, daß die christlichen Herren gehalten sein sollten, ihre Sklaven freizugeben gegen eine bestimmte Summe, welche die letzteren abverdienen mußten und die ihnen manchmal die Missionare vorschossen. So wurde das Sklavenverhältnis in ein gewöhnliches Dienstverhältnis umgewandelt und war in den christlichen Gemeinden diese schwierige Frage schon gelöst, als später die englische Regierung innerhalb ihres ganzen Gebiets auf der Goldküste die Sklaverei durch Gesetz abschaffte. Aber glatt ging natürlich auch diese Neuerung nicht ab und seitens der Missionare war viel Weisheit und viel Festigkeit nötig, um das Schifflein durch die brausenden Wogen glücklich hindurch zu steuern.

Weniger Kampf aber nicht weniger Weisheit erforderte zum dritten die feste Organisation des Schulwesens und des christlichen Gemeindelebens. Neben der Elementarschule für Knaben und für Mädchen brauchte man eine höhere Bildungsanstalt für die Erziehung eingeborner Lehrer und Prediger, also ein Seminar und bald stellte sich heraus, daß zwischen beide noch ein drittes Glied, eine Mittelschule eingeschoben werden mußte. Diese verschiedenen Arten von Schulen brauchten nicht bloß verschiedene Lehrer und eine ganze Menge Gebäude, sondern auch klar durchdachte Lehrpläne und Schulbücher, und es kostete manches Kopfzerbrechen, bis man besonders die höheren Schulen an die rechten Orte gelegt und in der rechten Weise eingerichtet hatte. Auch mit der Einführung von Schulgeld wurde begonnen. Ebenso erhielt das christliche Gemeindeleben seine feste Ordnung: es wurden Älteste eingesetzt und gewisse Nebenstationen oder Filiale der selbständigen Verwaltung zuverlässiger ordinierter eingeborner Mitarbeiter übergeben, welche die Titel „Diakonen“ erhielten. Solche und ähnliche Einrichtungen trugen nicht wenig dazu bei, der Missionsarbeit einen soliden Unterbau zu geben.

Nicht im Sturmschritt, aber in gesundem Wachstum geht es denn auch im fünften Jahrzehnt voran. Ende 1878 finden wir auf

Digitized by Google

9 Hauptſtationen, 18 Filialen, und 13 Außenſtationen nahezu 4000 und Ende 1883 bereits über 5500 Neger in geordnete chriſtliche Gemeinden geſammelt, die aus ſich ſelbſt Lehrer und Prediger ſtellen und zu ihrem Unterhalt jährlich wachſende Beiträge ſteuern. Wohl ſind viele von dieſen Negerchriſten noch bloße Anfänger im Chriſtentum, aber doch iſt zwiſchen ihnen und den Heiden ein großer in die Augen fallender Unterſchied bemerkbar. Wie anders ſah es auf der Goldküſte aus bei der Feier des 50jährigen Miſſionsjubiläums als 1828, da die erſten Miſſionare landeten. Damals eine ganz allgemeine Unwiſſenheit, weder die Küſtenneger innerhalb des Gebietes der Gaſprache noch die das Tſchi redenden Stämme im Innern konnten ihre eigene Sprache ſchreiben. Jetzt ſind beide Sprachen in Schrift verfaßt, in beide iſt die heilige Schrift überſetzt und tauſende leſen das Wort des Lebens. In 41 niedern und höhern Schulanſtalten werden faſt 1200 chriſtliche und heidniſche Schüler unterrichtet und viele hunderte, die bereits dieſe Schulen durchgemacht und ſich in ihnen einen Schatz guter Kenntniſſe fürs Leben geſammelt haben, ſind ein Licht und Salz für ihre Umgebung. Wo die Miſſion ſich niedergelaſſen, hat ſich ſelbſt die äußere Geſtalt des Landes verändert. Der Urwald mit ſeinen giftigen Dünſten beginnt zu weichen und macht wohlgepflegten Pflanzungen Platz. Neben den ſchmutzigen Städten und Dörfern der Heiden ſind freundliche Chriſtendörflein entſtanden, und in den Werkſtätten der Miſſion ſind tüchtige Zimmerleute, Schloſſer, Schreiner und ſonſtige Handwerker ausgebildet worden. Im Aſantekrieg (1873) ſammelte der engliſche Kapitän Glover auch ein Negerheer am rechten Voltaufer, und während er ſonſt über dieſe Negerſoldaten bittre Klagen führte, konnte er den Baſeler Miſſionaren danken, daß die aus ihren Gemeinden ſtammenden Leute ſo brauchbar waren. Denn ſie hielten unter ſich nicht bloß gute Zucht und zeigten ſich willig und gehorſam, ſondern es waren auch Schuſter, Schloſſer und Zimmerleute unter ihnen, welche die wertvollſten Dienſte leiſteten, ſo daß die engliſche Regierung ſich veranlaßt ſah, an den Vorſtand der Baſeler Miſſionsgeſellſchaft ein Anerkennungsſchreiben zu richten für die geſegnete Arbeit ihrer Boten, durch welche ſie ſo viel zur ſittlichen Hebung und zum wirtſchaftlichen Fortſchritt der Bewohner der Goldküſte beigetragen.

Nur kurz ſei erwähnt, daß im fünften Jahrzehnt auch ein bedeutender Fortſchritt in der Ausdehnung des Miſſionsgebiets ſtatt-

gefunden. Für die durch die wilden Aſanteer zerſtörte Station am Voltafluſſe ſind nach Beendigung des Krieges zwei neue Stationen angelegt auf dem Wege in das berüchtigte Aſantereich hinein, und für die Gefangenſchaft mehrerer Miſſionsgeſchwiſter in Kumaſe hat ſich die Geſellſchaft dadurch gerächt, daß ſie mit dem Evangelium des Friedens in dieſe Mörderhöhle einzudringen ernſtlich den Verſuch macht. Es wird nicht lange mehr dauern, ſo iſt das Panier des Kreuzes auch in Kumaſe aufgepflanzt.

Freilich es hat viel gekoſtet bis alles ſo weit gekommen iſt. Von den 124 Miſſionaren, die im Lauf dieſer 50 Jahre ihren Fuß auf die Goldküſte geſetzt, ſind 39 draußen ins Grab geſunken und 50 durch Krankheit zur Heimkehr genötigt worden. Nur wenigen iſt es vergönnt geweſen, 10, 20 ja 30 Jahre in dem ungeſunden Klima auszudauern; den meiſten war nur eine Arbeitszeit von wenigen Jahren beſchieden, ein ſchmerzlicher Übelſtand, der wie kaum ein anderes Hindernis den ſiegreichen Lauf des Evangelii aufgehalten hat. Und wie viel andre Not, die in dieſem kurzen Überblick hat kaum angedeutet werden können, iſt im Laufe dieſer 50 Jahre durchzumachen geweſen: wie viel Feindſchaft der Heiden, beſonders ihrer Prieſter und Könige, wie viel Schwachheit der jungen Heidenchriſten, wie viel Ärgerniſſe ſeitens der europäiſchen Beamten und Kaufleute, auch wie viel Fehler der Miſſionare!

Laſſet mich zum Schluß nur noch einige Geſchichten erzählen aus den Kämpfen zwiſchen der Finſternis und dem Licht, wie ſie noch immer fortgehen, aber je länger je mehr zum Siege des Chriſtentums ausſchlagen. Einige Meilen nördlich von der Centralſtation Akropong unter dem Kroboſtamme liegt in ſchöner Gebirgslandſchaft die Station Odumaſe. Ein großes Hindernis für die Annahme des Evangelii bildet hier die ſog. Otufo-Koſtüme, d. h. die Sitte, daß die Mädchen in ihrem zwölften Jahre auf den Kroboberg gebracht, dort ſorgſam gemäſtet, in alle fleiſchlichen Sünden eingeweiht und für den Fetiſchdienſt fanatiſiert werden. Ein Mädchen, das dieſe Sitte nicht mitmachen wollte, gilt für ehrlos im Stamme und kein Mann wird ſie heiraten. Nun weigerte ſich im Jahre 1873 ein zwölfjähriges Heidenmädchen, das die chriſtliche Schule beſuchte, an dieſer abſcheulichen Sitte teilzunehmen. Sie wußte wohl, daß ſie damit Vaterhaus und Heimat verliere, als ein Fluch unter ihrem Volke angeſehen werde und Verfolgung leiden müſſe. Aber ſie blieb feſt bei ihrem aus freiem Antrieb gefaßten

Beſchluß. Um der Verfolgung zu entgehen floh ſie auf die Station Abokobi, wo ſie getauft wurde. Welch ein Sturm brach da los! Niemals vorher war der ganze Stamm ſo aufgeregt als bei dieſer Gelegenheit. Die Fetiſchprieſter und die von ihnen fanatiſierten Weiber wüteten, eine tobende Menge umgab das Miſſionshaus, die Mutter des entflohenen Mädchens erfüllte das Haus unabläſſig mit ihrem Geſchrei und tanzte wie beſeſſen auf der Galerie herum. Alle heidniſchen Mädchen wurden aus der Schule genommen und tagelang ſchwebte die Miſſionsfamilie in der größten Gefahr. Aber — das Evangelium erfocht einen großen Sieg durch die kühne That dieſes Mädchens: ein alter Stammesgebrauch war furchtlos zum erſten male durchbrochen. Die chriſtlichen Gemeindeglieder erfaßten bald die Bedeutung dieſer Thatſache. In einer großen Verſammlung erklärten ſie vor dem Könige: auch ſie betrachteten ſich aus dem Volksverband ausgeſtoßen; geſtatte man ihnen nicht, Chriſten zu werden, ſo möge man den Bann über ſie ausſprechen, aber ſie würden dann auch die Heeresfolge verweigern u. ſ. w. So mußten die Heiden Gewiſſensfreiheit gewähren und die Otufo-Koſtüme hatte eine große Einbuße an ihrer Macht erlitten.

In La, einer Außenſtation von Chriſtiansborg, hatte der Fetiſch das Geſetz gegeben, daß niemand am Dienstag fiſchen dürfe, und ſeit Jahrhunderten hatten alle Fiſcher der Goldküſte dieſes Geſetz gehalten. Die Chriſten beſchloſſen nach manchem Zögern, dieſes heidniſche Gebot zu übertreten: ihrer vier gingen am Dienstag auf den Fiſchfang. Bald verſammelte ſich mit den drohendſten Gebärden eine große Volksmenge am Meeresufer. Die Heiden rüſteten ein Boot um die paar Chriſten auf dem Meere anzugreifen. Alle beruhigenden Worte des mittlerweile herbeigerufenen Miſſionars waren umſonſt. Die Chriſten blieben aber in ihrem Boote ganz ruhig und an ihrer Ergebung ſcheiterte die Wut der Heiden. Auch als ſie landeten, that man ihnen nichts, nur die Fiſche nahm man ihnen und das Netz. „Der Fetiſch wird euch töten," ſchrien die Heiden — aber die Chriſten blieben wohl und geſund und der Bann, der auf dem Dienstagsfiſchfang lag, war gebrochen.

Auf der Station Kjebi, nordweſtlich von Akropong, war der König voll Feuer und Flamme wider die Chriſten. Verſchiedene von ihnen plünderte er aus, ſchlug ſie, jagte ſie fort, ſperrte ſie ein, nahm ihnen Weib und Kinder weg. Einem zündete er mit

eigener Hand das Haus an, einem andern biß er in der Wut sogar die Nase ab. Jedermann durfte die Christen ungestraft mißhandeln. Wenn sie ihr Feld bebauten, wurden sie mit Gewalt daran gehindert, weil der Fetisch die Arbeit nicht gestatte; versuchten sie die Zucht von Haustieren, so nahm man sie ihnen weg, weil der Fetisch Ziegen und Schweine nicht dulde. Gott sei Dank, das ist jetzt alles anders geworden. Weil es der König gar zu arg trieb, ist er von der englischen Regierung wegen Mordbrennerei mit fünf Jahr Zuchthaus bestraft worden; weil man die Christen in Kjebi nicht duldete, haben sie sich nahebei ein eignes nettes friedliches Dörfchen gebaut, wo sie ungehindert ihres Glaubens leben und ihre Zahl von Jahr zu Jahr wächst.

Immer allgemeiner verbreitet sich jetzt unter den Heiden die Überzeugung, daß das Christentum den Sieg davontragen werde. „Unsre Fetische bringen das nicht zustande, was die Christen thun; ihre Sache hat Kraft, unsre Sache wird sterben," so sagen viele. Wenn die Fetischpriester in der letzten Zeit ihre teuflischen Künste spielen ließen und durch sie das arme Volk in Furcht und Schrecken setzten, so vermehrten sie oft nur den Abscheu vor dem Heidentum und trieben die Leute dem Christentum in die Arme. Besonders durch den Ausgang des Krieges mit Asante wie durch das Betragen der Christen während desselben wurde das Heidentum tief erschüttert. In der Zerstörung von Kumase wie in der Befreiung der Missionare aus ihrer vierjährigen Gefangenschaft sahen die Neger Gottes Finger. Daß die christlichen Frauen für ihre im Felde stehenden Männer sich in aller Ruhe regelmäßig zur Fürbitte versammelten, während die heidnischen Frauen schrien und tolle Umzüge hielten — machte viele nachdenklich und für das Christentum günstig gestimmt. Das Heidentum ist zwar noch kein völlig geschlagener Feind, aber es befindet sich auf dem Rückzuge und hofft nicht mehr im Ernst auf den Sieg. 6000 Christen unter einem Volke von etwa 300 000 Heiden erscheint ja freilich noch als eine kleine Minderheit; aber dieser kleinen Minderheit gehört die Zukunft. Im zweiten halben Jahrhundert geht der Fortschritt im schnelleren Tempo. Wenn wieder 50 Jahre vergangen sein werden, dann werden die Baseler Missionsgemeinden auf der Goldküste nach zehntausenden zählen. Durch die geduldige Arbeit der ersten fünf Jahrzehnte ist ein fester Grund gelegt; noch ehe ein Jahrhundert der dortigen Missionsarbeit zu Ende gegangen, wird das erste

Stockwerk fertig ſein und im Laufe des zweiten Jahrhunderts wird das Haus unter Dach gebracht werden. 50 Jahre ſind im Reiche Gottes eine kurze Bauzeit und die Anfangsarbeit hält am längſten auf. Zum Miſſionsdienſt gehört viel Geduld, viel Ausdauer, viel Glaubenszuverſicht. Gott ſchenke auch ferner ein reichliches Maß dieſer Tugenden den tapfern Baſeler Brüdern auf der Goldküſte und — auch uns daheim in der Heimat.*)

*) Nur um dieſe Miſſionsſtunde nicht über Gebühr auszudehnen, habe ich der jüngſt auf der Goldküſte ausgeführten Viſitation nicht gedacht, die durch den Tod des Inſpektors Prätorius einen ſo ſchmerzlichen Abſchluß gefunden. Man kann dieſe Viſitation zum Gegenſtand einer beſonderen Miſſionsſtunde machen. Den Stoff dazu liefern die Berichte im „Heidenboten“ 1882 und 83. Vergl. auch den „Bericht über die chriſtlichen Jahresfeſte in Baſel vom 2. bis 5. Juli 1883“ (Miſſionsbuchhandlung) S. 37 ff. 53 ff.

VI. Ein Besuch in Onitscha.

Etwa 40 Meilen vor dem großen Kniebogen, den die Westküste Afrikas macht, ehe sie sich direkt nach Süden wendet, mündet einer der größeren Ströme dieses wasserarmen Erdteils in den atlantischen Ocean, der Niger. Fährt man diesen Strom gegen 30 Meilen aufwärts, so kommt man an eine von etwa 13000 Einwohnern bevölkerte Negerstadt, die den Namen Onitscha führt. Von dieser Stadt will ich heute etwas erzählen.

Es sind jetzt 27 Jahre her, daß die englische Kirchenmissionsgesellschaft am Nigerstrome eine Mission angefangen hat. Weil sich das dortige Klima für Europäer als äußerst ungesund zeigte, so kam man auf den Gedanken, in der Nigermission lauter eingeborne Afrikaner zu verwenden. In der unter englischer Herrschaft stehenden weiter westlich gelegenen Negerkolonie Sierra Leone, wo schon seit Anfang unsres Jahrhunderts die evangelische Mission ihr Werk begonnen, hatte man längst schwarze Lehrer und Prediger herangebildet, die die europäischen Missionare in ihrer Arbeit unterstützten. Aus ihnen nahm man die Arbeiter für die Mission am Niger. Die Nigermission ist also im doppelten Sinne eine Negermission: sie wird nicht nur unter Negern, sondern auch von lauter Negern getrieben. Ja sie wird selbst von einem Neger geleitet, nämlich von dem bekannten, jetzt einige siebzig Jahre alten Samuel Crowther, der es von einem armen Sklavenjungen bis zu einem evangelischen Bischof gebracht hat, und dieser hohen Würde, wie seine Thaten beweisen, auch vollkommen gewachsen ist.

Es ist heute nicht meine Absicht, einen Überblick über die gesamte Nigermission zu geben, oder im Zusammenhange die ganze Geschichte derselben zu erzählen. Wir wollen diesmal nur auf einer der 11 Stationen, die nach und nach im Nigergebiet gegründet worden sind, einen Besuch machen und zwar in dem oben genannten Onitscha, nicht darum weil diese Station die interessanteste Geschichte hätte oder das Evangelium hier die größten

Siege davon getragen. Ich wähle dieſen Ort vielmehr darum, weil er auch in deutſchen Zeitungen in der letzten Zeit oft genannt worden iſt wegen eines Ärgerniſſes, welches ein paar unwürdige ſchwarze Miſſionsgehilfen hier gegeben und das die miſſionsfeindliche Preſſe ausgebeutet hat, um die geſamte Miſſion zu ſchmähen.

Die Sache iſt dieſe. Im Jahre 1877 hat ein ſchwarzer in Onitſcha ſtationierter Hilfslehrer in Gemeinſchaft mit einem ſchon früher aus dem Miſſionsdienſt entlaſſenen ſchwarzen Handlungsgehilfen ein paar die Schule beſuchende Negermädchen in ſo grauſamer Weiſe beſtraft, daß eins derſelben infolge der Mißhandlung geſtorben iſt. Die an die Mißachtung des Menſchenlebens gewöhnten Neger machten daraus nicht viel, aber ein Europäer brachte den Fall bei dem engliſchen Gerichte in Sierra Leone, unter welches die beiden Miſſethäter gehörten, zur Anzeige und dieſes hat nach umſtändlichen Unterſuchungen im Jahre 1883 beide zu vieljähriger Zuchthausſtrafe verurteilt. Natürlich war das ein ſehr ſchmerzlicher Schlag für die Miſſion. Nicht daß die Verbrecher verurteilt wurden, das war ganz in der Ordnung, ſondern daß Männer, die in einem wenn auch noch ſo untergeordneten Dienſtverhältnis zur Miſſion geſtanden, ein Verbrechen begehen konnten, für welches ſie mit Zuchthaus beſtraft werden mußten, und daß den Gegnern der Miſſion dadurch eine Handhabe geboten wurde, in allen Zeitungen der Welt Angriffe auf das Werk der Heidenbekehrung zu richten. Leider giebt es auch in der Miſſion allerlei Ärgernis; aber ſo wenig ein vernünftiger Menſch den Heiland ſchmähen wird, weil ſich unter den Zwölfen ein Judas befand, ebenſo wenig darf man ſagen: die ganze Miſſion taugt nichts, wenn ſich unter ihren Arbeitern je und je ein unwürdiges Subjekt befindet, das ihr Schande macht. Bei aller Sorgfalt, die auf die Wahl der Miſſionsarbeiter verwendet wird, kann es irrenden Menſchen begegnen, daß ſie ſich einmal täuſchen laſſen. Hätte man gewußt, daß ihr Chriſtentum jene beiden Männer noch nicht von der heidniſchen Grauſamkeit freigemacht, die dem Neger ſo tief im Blute ſteckt, ſo hätte man ſie natürlich niemals als Miſſionsgehilfen angeſtellt. Gott ſei Dank, kommen ſolche Vergehungen nur ſehr vereinzelt vor und ſie wirbeln gemeiniglich viel mehr Staub auf in der Heimat infolge der Angriffe, zu denen die Miſſionsfeinde ſie benutzen, als auf dem Miſſionsfelde ſelbſt, wo man die Greuel des Heidentums vor Augen hat und die ſegens-

reichen Dienſte der Miſſion viel zu gut kennt, als daß man wegen eines einzelnen Ärgerniſſes das Kind mit dem Bade ausſchüttete. So hat denn auch jener betrübende Vorfall in Onitſcha am Niger ſelbſt der Miſſion wenig Schaden gethan. Es iſt ein Geheimnis auch um die Ärgerniſſe. Sie müſſen ja kommen, wie der Herr geſagt hat, aber ſie müſſen auch dazu dienen den Beweis zu liefern, daß der Menſchen Sünde das Werk Gottes nicht aufhalten kann, wie unſer Beſuch in Onitſcha uns zeigen wird.

Es iſt ein großer Vorteil, den die Nigermiſſion vor den meiſten andern afrikaniſchen Miſſionen voraus hat, daß ihr eine Waſſerſtraße zu Gebote ſteht, auf der ſie — wenigſtens heute — ohne große Schwierigkeiten ziemlich tief ins Innere des Landes vordringen kann. Auch wir wollen dieſe Straße benutzen, um nach Onitſcha zu gelangen. Wir treffen es gut: im Hafen von Lagos, etwa 40 Meilen nordweſtlich von der Nigermündung, wo der Biſchof Crowther ſeine Wohnung hat, liegt ein kleiner netter Dampfer, der ſich eben zu einer Fahrt den Niger hinauf rüſtet und den Namen Henry Venn, des früheren Direktors der engliſchen Kirchenmiſſionsgeſellſchaft führt. Auf unſre Frage erfahren wir, daß das das Miſſionsſchiff iſt, auf welchem der Biſchof jetzt ſeine Viſitationsreiſen ausführt. Geſchwind ſuchen wir den greiſen Herrn auf und bitten um die Erlaubnis, uns auf ſeinem Dampfer mit nach Onitſcha zu nehmen. Mit großer Freundlichkeit wird dieſelbe gewährt und ſchon tags darauf treten wir die Reiſe an. In Begleitung des Biſchofs befindet ſich noch ein junger ſchwarzer geiſtlicher Herr, den uns der Biſchof vorſtellt mit den Worten: „Mein Archidiakonus Herr Henry Johnſon. Bei der großen Ausdehnung meines Sprengels, der ſich ſchon jetzt über 100 Meilen den Niger hinauf erſtreckt und mit der Zeit noch viel größer werden wird, fährt nach einer Weile der Biſchof fort, wie bei der Notwendigkeit jede der 11 Haupt- und noch mehr Nebenſtationen alle Jahre einmal genau zu inſpizieren und allen meinen einzelnen Geiſtlichen, Lehrern und ſonſtigen Gehilfen, die der Leitung oft noch ſehr bedürfen, mit Rat und That beizuſtehen, habe ich mir zwei Archidiakonen zur Seite ſtellen laſſen, die mich im Werke der Beaufſichtigung unterſtützen, der eine iſt mein jüngſter Sohn, der andre dieſer mein heutiger Reiſebegleiter. Sehen Sie ſich den ſchwarzen Mann nur ordentlich an, er hat drei Erdteile beſucht; in Afrika iſt er geboren und hier hat er auch als Lehrer ſeine Miſſionslauf-

bahn begonnen, dann hat er in England ſtudiert und darauf iſt er mehrere Jahre in Paläſtina geweſen, wo er tüchtig arabiſch gelernt hat, um auch zum Kampf gegen die Mohammedaner gerüſtet zu ſein, mit denen wir es am mittleren und oberen Niger zu thun haben. Sie dürfen vor meinem lieben Bruder Johnſon ſchon ein wenig Reſpekt haben, er iſt ein wackrer Streiter ſeines Herrn Jeſu Chriſti und auch ein ganz leidlicher Sprachgelehrter."

Nachdem wir dem Herrn Johnſon die Hand geſchüttelt und unſre Freude darüber ausgeſprochen haben, daß auch ſein Reiſeziel Onitſcha iſt, und wir dort einige Zeit mit ihm zuſammenſein dürfen, kommen wir mit den beiden Herren in eine lebhafte Unterredung über die großen Schwierigkeiten, welche auch am Niger die Verſchiedenheit der Sprachen der Miſſion bereitet. Wohl kennen manche der ſchwarzen Miſſionare, die aus der Nigergegend nach Sierra Leone verſchlagen worden ſind, die eine oder andere der etwa ſechs Sprachen noch ein wenig von ihrer Kindheit her, oft aber müſſen ſie auch die Sprache erſt lernen. In keinem der von den verſchiedenen Nigerſtämmen geſprochenen Dialekte exiſtierte irgend ein Buch; die ſchwarzen Miſſionare mußten erſt Schriftſprachen aus ihnen machen und ſie haben im Laufe der 27 Jahre ſchon eine kleine Litteratur zuſtande gebracht und zwar in drei Sprachen. In Onitſcha wird Ibo geſprochen und die Leute beſitzen außer den Evangelien das engliſche Gebetbuch, einen Katechismus und ein Schulleſebuch in dieſer Sprache.

Jetzt erſt finden wir Zeit, das Schiff etwas in Augenſchein zu nehmen, auf dem wir uns befinden. Es iſt ein ſehr praktiſch und bequem eingerichteter Dampfer, der 75 000 M. gekoſtet hat und ſeit 1878 im Dienſte der Miſſion ſteht. Etwa die Hälfte des Kaufpreiſes hat Crowther perſönlich in England kollektiert, 10 000 M. hat die Geſellſchaft dazu gegeben und den Reſt ſowie ſeine Unterhaltung muß das Schiff durch Frachtfahrten ſelbſt verdienen. „Das iſt jetzt ein ander Ding," bemerkt ſchmunzelnd der Biſchof; „wie gehindert war ich früher, als ich meine Inſpektionsreiſen auf verſchiedenen Kauffahrteiſchiffen machen mußte, die gelegentlich den Strom befuhren. Wie flüchtig mußten da oft meine Beſuche ſein, weil ich ganz abhängig war von der Zeit, die mir die Händler gewährten. Und was noch ſchlimmer war: weil ich auf den Handelsſchiffen kam, ſo hielten die Eingebornen mich ſelbſt für einen Händler. So machten ſie mich gerade in Onitſcha — es

war im Auguſt 1868 — dafür verantwortlich, daß die Waren zu teuer ſeien. Man muß mit den Negern durch Gleichniſſe reden. So ließ ich mir eine Schüſſel mit Waſſer bringen, ſchüttete einen Löffel voll Öl hinein und ſagte ihnen, ſo wenig das Öl mit dem Waſſer ſich menge, ſo wenig habe die Miſſion mit dem Handel der Kaufleute zu thun, deren Schiff mich hierher gebracht. Sie können ſich kaum vorſtellen, wie viel Unannehmlichkeiten unſerm Werke aus dieſer Zuſammenwerfung mit dem Handel entſtanden ſind."

„Aber — werfen wir ein — man hat uns immer geſagt, der Handel ſei ein willkommener Bundesgenoſſe der Miſſion, er übe einen civiliſierenden Einfluß aus und bereite vielfach dem Evangelio den Weg."

„Das iſt auch nicht ganz unrecht," erwiderte der Biſchof. „Wir verdanken dem Handel, daß unſre Miſſion überhaupt exiſtiert. Im Handelsintereſſe wurden die erſten Nigerfahrten unternommen und dieſe Fahrten regten den Gedanken einer Nigermiſſion an. Auch werde ich immer dankbar dafür bleiben, daß mich jahrelang Handelsſchiffe auf unſre Stationen führten. Aber mit dem civiliſierenden Einfluß des Handels iſt es, wenigſtens ſoweit meine Erfahrung reicht, nicht weit her. Allerdings hat der Handel manche unſrer Neger beſonders auf den Küſtenſtationen ziemlich reich gemacht. Sie können da geputzte ſchwarze Damen ſehen, die in Sammet und Seide gehen und manchen Schmuck bewundern, der ſeine 10 000 M. gekoſtet hat. Aber dieſe reichgewordenen Neger ſind am unempfänglichſten für das Evangelium. Der Handelsgeiſt, der dem Neger ſo ſchon in Fleiſch und Blut ſteckt, hat Habſucht, Liſt und Betrug ganz außerordentlich genährt und doch keine Civiliſation gebracht. Ich will nicht von vergangenen Zeiten reden, wo der Sklavenhandel in Blüte ſtand, obgleich die verhärteten Herzen, mit denen wir es heute zu thun haben, noch als die Nachwirkungen dieſes fluchwürdigen Handels betrachtet werden müſſen. Die Handelsleute ſind viel früher am Niger geweſen als wir und bis auf den heutigen Tag zahlreicher hier vertreten als die Boten des Evangelii. Was haben ſie denn dem Lande und dem Volke Gutes gethan? Nicht einen einzigen Götzentempel haben ſie geſtürzt. Im Gegenteil, wenn einer von ſelbſt ſtürzte, ſo hat der Handel Eiſen geliefert, um ihn ſtattlicher als zuvor wieder aufzurichten. Ja, ja, ich habe das ſelbſt erlebt. Auf unſrer Station Bonny fanden wir ein großes Götzenhaus. Die Thürpfoſten am Eingang, die

Pfoſten in den Wänden und die Säulen im Innern dieſes Tempels waren mit hunderten menſchlicher Schädel verziert. Vor dem Götzenhaus befand ſich ein Geſtell, auf dem die Gebeine der dem Fetiſch geopferten Menſchen aufgehäuft waren. Als wir 1866 dort unſre Kapelle bauten, waren die Leute von Bonny gegen andre Stämme gerade im Kriege, was übrigens faſt immer der Fall iſt. Einmal fingen die Sieger 45 Mann und alle wurden verzehrt; als die Gegner darauf 103 Mann in ihre Gewalt bekamen, erlitten dieſe das gleiche Schickſal. Und dieſe greuliche Vertierung der Menſchen war hier mit dem Gottesdienſte verbunden; die kläglichen Überreſte des ſchrecklichen Mahles dienten als Schmuck jenes Götzenhauſes. Nun geriet merkwürdigerweiſe dieſes Haus nach dem Bau unſrer Kapelle in Verfall; das Dach ſenkte ſich und wir erwarteten, es werde zuſammenſtürzen, da es niemand reparierte. Aber was ſah ich, als ich 1867 die Station beſuchte? Da ſtand ein neues Fetiſchhaus, dauerhafter als das alte, ein Haus von Eiſen, deſſen Material der Handel geliefert hatte! Auch ſonſt wüßte ich nicht, daß der Handel eine heidniſche Unſitte beſeitigt hätte; er hat weder einem Zwillingskinde das Leben gerettet, noch einem Zauberer die Macht genommen, noch einen ſonſtigen Aberglauben bekämpft. Erſt die Miſſion hat ſich an die Ausrottung dieſer Greuel gemacht. Am auffälligſten iſt, daß der Handel nicht einmal das gethan, was ihm auf die Nägel brennen mußte. Die Kaufleute brauchen doch einheimiſche Gehilfen, die leſen, ſchreiben und rechnen können müſſen. Aber, ſoviel mir bekannt, hat der Handel am Niger auch nicht eine einzige Schule gegründet. Dagegen hat uns der Handel beſonders durch die ganz unglaubliche Unkeuſchheit vieler ſeiner Vertreter den größten Schaden gethan. In Onitſcha z. B. ſind es weiße zügelloſe Handelsleute geweſen, die unſren ſchwachen Chriſten einredeten, die Vielweiberei ſei erlaubt, da auch Abraham, David, Salomo mehr als ein Weib gehabt. Sie können ſich denken, wie demoraliſierend das wirken muß unter einem Volke, das ſo ſchon unter einer furchtbaren Knechtſchaft der fleiſchlichen Lüſte ſteht. Auch ſonſt bereitet uns der Handel allerlei Verwicklungen. Eine derſelben iſt die Veranlaſſung, die mich und meinen Bruder Johnſon jetzt nach Onitſcha führt. Es iſt nun etwas über ein Jahr her, daß mehrere Eingeborne ſich Gewaltthätigkeiten gegen dort ſtationierte Händler erlaubt, und dieſe den britiſchen Konſul zu Hilfe gerufen hatten.

Leider plünderten die aufgeregten Schwarzen während ſeiner Verhandlungen mit den Häuptlingen mehrere Faktoreien, ja ſie feuerten in der Nacht ſogar auf ſein Schiff. Zur Strafe ließ der Konſul Onitſcha niederbrennen und bei dieſer Gelegenheit wurde auch unſre Kirche zerſtört und die Gemeinde zerſtreut. Die Eingebornen hatten ja gewiß eine Züchtigung verdient, aber die Händler hätten ſie ſicherlich auch verdient, denn ſie haben die Wilden erſt gereizt. Und iſt es nicht traurig, daß bei derartigen Exekutionen der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden muß? In dieſem Falle hat allerdings die gütige Hand Gottes alles zum beſten geleitet. Die zerſprengte Chriſtengemeinde hat ſich wieder geſammelt, die Heimſuchung hat ſie belebt und auch die Heiden für die Botſchaft des Heils empfänglicher gemacht. Aber das iſt Gottes Gnadenweisheit, die das Böſe zum Heil zu lenken verſteht und wir gehen jetzt hin, um möglichſt alles zurecht zu bringen. — Aber um noch einmal auf den Handel zurückzukommen. Er könnte ja der Miſſion große Dienſte leiſten, wenn wir viele in Wahrheit chriſtliche Händler hätten! Aber auch wenn wir ſie hätten, dem Volke wäre damit doch noch wenig geholfen. Der Handel, wie er hier betrieben wird, iſt eigentlich eine Raubwirtſchaft; er zieht wohl Güter aus dem Lande und bringt für ſie europäiſchen Tand, aber er leitet nicht an zur Erzeugung von Gütern. Unſer Volk muß Güter erzeugen lernen, es muß zur wirklichen Arbeit, vor allem zum Ackerbau angeleitet werden. Ich habe ſelbſt in dieſer Beziehung allerlei Verſuche gemacht und trage mich fortwährend mit dieſem Gedanken. Mein Wahlſpruch iſt: „Das Evangelium und der Pflug.“ Aber das Evangelium zuerſt. Die Leute müſſen zuvor von innen heraus geändert werden, bevor im Äußeren Wandel geſchafft werden kann. Wir haben es mit einem tief gewurzelten Aberglauben, mit böſen, das ganze Leben beherrſchenden Sitten, mit einer auf alten Vorurteilen und verkehrten geſellſchaftlichen Zuſtänden beruhenden Arbeitsſcheu zu thun — und dieſe Dinge werden nur durch eine Macht überwunden, welche die Herzen ändert und einen neuen Sinn einpflanzt, und dieſe Macht hat nur das Evangelium Chriſti.“

Lange noch reden wir mit dem Biſchof über dieſes Kapitel, das offenbar einen Lieblingsgegenſtand ſeiner Miſſionsideen bildet und wir wünſchen ſeinen civiliſatoriſchen Plänen den beſten Erfolg. Um aber einigermaßen orientiert zu ſein, wenn wir nach Onitſcha

kommen, ſo bringen wir das Geſpräch auf die Geſchichte dieſer Station und bitten, einige Züge aus derſelben uns mitzuteilen.

„Onitſcha — erzählt der freundliche Greis — beſteht ſo lange als unſre Nigermiſſion exiſtiert. Schon 1857 ließ ſich mein damaliger Kollege Taylor hier nieder. Trotzdem er die Sprache der Leute verſtand, weil er aus ihrem eignen Stamme war und ſchwarz ausſah wie ſie ſelbſt, ſo liefen ſie doch davon, wenn er ſich ihnen näherte. Sie hielten ihn für den Geiſt eines verſtorbenen Häuptlings, der nach ihren abergläubiſchen Vorſtellungen in das Land der Weißen gekommen ſei und dort deren Sitten angenommen habe und fürchteten, er nehme ſie mit ins Geiſterreich, wenn ſie vertraut mit ihm würden. Monatelang kam er den Leuten nicht nahe. Da verſuchte er die Kinder an ſich zu locken, und wirklich ließ ſich ein Knabe bewegen, Zwieback von ihm anzunehmen und die Buchſtaben zu lernen. Aber wie böſe wurde der Vater, als er hörte, ſein Sohn habe Geiſternahrung zu ſich genommen und die Geiſterzeichen gelernt! Er drohte Taylor mit dem Tode, wenn ſeinem Sohne ein Unfall begegne. Glücklicherweiſe blieb der Knabe ganz geſund. Das weckte die Neugier der andern und nach einiger Zeit hatte der Miſſionar eine kleine Anzahl Kinder und Erwachſener um ſich, die ſeiner Botſchaft zuhörten. — Einigen ging ſie durchs Herz, eine Negerin lieferte ihm ſogar ihre Götzen aus. Nach ſechsjähriger harter Arbeit hatte Taylor eine Gemeinde von 53 Getauften. Als ich 1865 ihn beſuchte, war ihre Zahl ſchon auf 97 gewachſen, die ſich durch ihre reinliche Kleidung und ihr anſtändiges Betragen auf den erſten Blick von ihren heidniſchen Landsleuten unterſchieden. Aber wie viel Mühe hatte das gekoſtet und welche Stürme folgten! Mit großem Ernſt legte mein Bruder Zeugnis ab gegen die vielen Menſchenopfer, die fortgehend geſchlachtet, gegen die Zwillinge, die getötet, gegen die Gottesurteile, die vollzogen wurden. Als in den ſechziger Jahren der ſogenannte König ſtarb, wurden ihm neun Menſchen geopfert und beim Tode ſeines Nachfolgers ſollten ihrer ſogar ſechzig geſchlachtet werden, die wir aber bis auf ſieben herunter handelten. Beim Tode eines Sohnes des vorigen Königs begaben ſich zwei Älteſte der Chriſtengemeinde zu dem Vater, um ihm Vorſtellungen wegen der beabſichtigten Menſchenopfer zu machen. Die Opfer wurden damals zwar nicht gerettet, aber die ſchreckliche Sitte wurde doch erſchüttert, und iſt ſie auch bis auf den heutigen Tag noch nicht gänzlich beſeitigt,

ſo wird ſie es doch zuverſichtlich im nächſten Menſchenalter. Freilich bis dahin müſſen wir durch viel Feindſchaft gehen. Wie viele Menſchen fielen und fallen heute noch dem Oratſi zum Opfer, d. h. dem Gifttrank, zu dem ſie verurteilt werden, wenn man ſie der Zauberei beſchuldigt. Sehr oft wird dieſes ſogenannte Gottesurteil benutzt, um einen Menſchen aus dem Wege zu ſchaffen. Aus vielen Beiſpielen nur eins. So wollten zwei Söhne ihre eigne alte Mutter gern los ſein, um ſie nicht länger verſorgen zu müſſen. Sie klagten ſie deshalb an auf Grund des Zeugniſſes eines Beſchwörers, ſie trage die Schuld, daß der eine Sohn nur zwei Kinder habe, der andre kränkle. Auch dieſem Greuelweſen trat Taylor mutig entgegen und das war um ſo gefährlicher als es mit dem Intereſſe des Königs zuſammenhing, der für jedes Oratſi eine Gebühr bezieht.

„Beſonders 1868 ſtanden die Sachen in Onitſcha für uns ſehr bedenklich. Kein Menſch begrüßte mich, als ich zur Viſitation eintraf. Am Tage nach meiner Landung begab ich mich zum König, wo eine Menge Volks verſammelt war. Die Erbitterung gegen die Chriſten war groß. Sie machen, hieß es, unſre Gebräuche nicht mehr mit, die Frauen tragen Röcke, die Männer eſſen dem Fetiſch gehörige Hühner, Ziegen und heilige Fiſche. Um dieſer Gottloſigkeit willen ſterben jetzt ſo viel unter uns; das Kirchengehen muß verboten werden, jeder Chriſt muß eine Strafe von 15 Mk. zahlen. Eure Kirche iſt größer als des Königs Haus; ſie iſt eine Feſtung, um das Land zu unterwerfen u. ſ. w. Ich konnte nichts erreichen. Der Kirchenbeſuch wurde wirklich nach meiner Abreiſe verboten und dadurch die Chriſten ſehr eingeſchüchtert. Nur dem zufälligen Beſuche eines Schiffes war es zu danken, daß das Miſſionshaus nicht geplündert und zerſtört wurde. Aber ein armes Weib wurde im Niger ertränkt, um durch dies Opfer den Fetiſch zu beſänftigen. Der arme Taylor hat damals eine ſchwere Zeit durchmachen müſſen, bis es ihm gelang, die Chriſten wieder zu ermutigen und den Zorn der Heiden zu beſchwichtigen.

„Ein andermal benahmen ſich die Chriſten beſſer, indem ſie einem ihrer Hauptfeinde das Böſe, das er ihnen zugefügt, durch Gutes vergalten. Sein Haus war niedergebrannt und ſie veranſtalteten auf Taylors Zureden unter ſich eine Sammlung, die ſie dem erſtaunten Manne überreichten. Solche feurige Kohlen

fühlt auch ein Heide. Unter den Taufkandidaten war eine alte Frau, die ihr Leben zugebracht hatte in dem Verlangen nach Rache. Ihr Sohn war von einem Kameraden getötet worden, der ungestraft geblieben war, weil er einer angesehenen Familie angehörte. Sein Bruder befand sich zu derselben Zeit auch mit unter den Taufbewerbern. Ganz erregt kam die Frau zu Taylor, sie könne nicht mit diesem Menschen unter demselben Dache weilen. Aber sie lernte vergeben an der Liebe dessen, der für seine Mörder gebetet. An dieser großen Lektion lernten alle Christen, dem Heiland zu folgen und in der Liebe zu wandeln.

„Nur noch zwei Geschichten will ich Ihnen erzählen; zuerst einen Sieg über die böse Sitte des Zwillingsmords, gerade als mein Sohn 1879 in Onitscha anwesend war. Der treue Taylor hatte damals die Station schon längst verlassen und war mit gebrochener Gesundheit nach Sierra Leone zurückgekehrt. Einem der Christen wurden Zwillinge geboren. Entsetzt floh die Mutter und verbarg sich im Busch, die Kinder sollten getötet werden. Aber christliche Verwandte legten sich ins Mittel, und der herbeigerufene Missionar bestand darauf, die Kinder leben zu lassen. Nur mit Mühe brachte man die zitternde Mutter zurück, aber sie war nicht zu bewegen, die Kinder anzusehen. Weil ihre Geburt durchaus nicht verheimlicht werden sollte, so ließ der Missionar, wie es bei jeder Geburt dort Sitte ist, schießen und es den Leuten mitteilen, daß Zwillinge geboren seien. Alle drückten ihren Abscheu und ihre Angst aus. Ein Vorübergehender ließ sich jedoch zur Vernunft bringen. Er wurde gefragt, ob er kein Geschenk annehme. Die Antwort lautete natürlich: ja. Ob er es zurückweise, wenn es ein Doppelgeschenk sei? nein. Die Anwendung lag nahe und leuchtete dem Heiden so ein, daß er selbst mitschoß. Aber anders dachte die Menge und der König. Dieser befahl, nicht nur die Zwillinge, sondern auch noch zwei andre Menschen zur Sühne müßten getötet werden. Als der Gehorsam verweigert wurde, drang ein wütender bewaffneter Haufe vor das Haus und verlangte die Auslieferung der Kinder. Während mein Sohn mit der aufgeregten Menge verhandelte, wurden diese auf ein Schiff gerettet und auf eine andre Station gebracht. Nur mühsam ließen sich die Bewohner Onitschas beruhigen, als sie hörten, die Zwillinge seien aus der Stadt entfernt. Sie können sich kaum denken, von welcher großen Bedeutung es ist, wenn eine solche Sitte zum ersten

Male durchbrochen und zum ersten Male dem Fetisch sein Opfer entrissen worden ist.

„Nicht so erfolgreich war mein eignes Einschreiten im Jahre vorher gegen die Sitte des Menschenopfers beim Erntefeste. Ich predigte gegen dieses Blutvergießen im königlichen Palaste und es schien, als ob der Tag vorüber gehen sollte, ohne daß ein Menschenopfer gebracht würde. Als aber mein Sohn im Dunkeln vom Schiffe nach dem Missionshause ging, begegnete er einem großen Menschenzuge, der ein junges Mädchen hinter sich herschleifte, um es in den Fluß zu stürzen. Auch er konnte das Verbrechen nicht hindern. Seitdem hat man wenigstens nicht mehr gewagt, am hellen Tage das Opfer zu bringen, und schon das ist ein großer Fortschritt, wenn die Heiden ihre Greuel zu verbergen suchen. Sie sehen, es geht durch viel Kampf und der Boden, den wir bebauen, ist hartgetreten. Auch unsre Nigermission ist ein Geduldswerk; wir haben in 27 Jahren auf unsern 11 Stationen erst 2220 getaufte Christen und 1580 Taufkandidaten, von denen etwa 350 auf Onitscha kommen. Leute, welche von den Missionsschwierigkeiten keine Ahnung haben, nennen das einen geringen Erfolg; ich aber bin meinem Gott für diese Frucht unsrer Arbeit sehr dankbar. Ich werde es nicht mehr erleben, aber ich bin gewiß, daß nach Ablauf des zweiten Vierteljahrhunderts die Ernte eine ungleich größere sein wird."

Noch manches lehrreiche Gespräch haben wir mit dem Bischof, von dem wir den Eindruck gewinnen, daß er ein ebenso bescheidener wie tüchtiger Mann ist. Manches erzählt er noch auf unsre Bitte aus seinem interessanten Leben, besonders wie er seine alte Mutter wiederfand und sie zu sich nahm, wie er einmal hinterlistigerweise gefangen gehalten worden u. s. w. Aber da wir es heute nur mit Onitscha zu thun haben, so müssen wir auf die Mitteilung dieser Geschichten verzichten. Auch unsre Erlebnisse auf den Missionsstationen Akassa und Osomare, auf denen das Missionsschiff bei seiner Fahrt den Niger hinauf anlegte, wie die interessante Fahrt selbst können wir nicht schildern, um endlich nach Onitscha selbst zu gelangen.

Eine große Menschenmenge war am Ufer des Stromes versammelt, um den Bischof zu begrüßen. Alle begegneten ihm mit ebenso viel Ehrerbietung als Herzlichkeit. Die Leute sind anständig gekleidet und ihr Betragen macht gar nicht den Eindruck, daß man sich unter Wilden befinde. Während Crowther und Johnson mit

dem Stationsmiſſionar Fyne ſich ins Miſſionshaus begeben, machen wir unter Begleitung des ſchwarzen Schulgehilfen einen Gang durch die „Stadt“, die freilich unſern Städten nicht ſehr ähnlich iſt. Sie bildet nicht etwa einen zuſammenhängenden großen Ort, ſondern beſteht aus mehreren Ortſchaften, von denen jede ihren beſondern Namen hat: Umude, Iyawo, Obori u. ſ. w. Ebenſowenig iſt von Straßen und Häuſern in unſerm Sinne die Rede. In einem ganz unregelmäßigen Gewirr liegen die cylinderförmigen mit Gras oder Palmblättern bedeckten Hütten der Neger durcheinander und ohne unſern Führer hätten wir uns ſchwerlich zurechtgefunden. Selbſt „der Königspalaſt“ täuſcht unſre Erwartung ſehr. Überall ſtoßen wir auf reichliche Spuren von Unreinlichkeit; auch iſt die Volksmenge, die uns auf Schritt und Tritt verfolgt, recht läſtig. Zwiſchen den Chriſten, die den Biſchof abholten und den Heiden, die uns auf unſrer Wanderung durch die Stadt begleiten, iſt ein ziemlicher Unterſchied. Die letzteren ſehen doch recht abſchreckend aus: ſie haben ihre Augenbrauen weiß und das Geſicht mit allerlei phantaſtiſchen Zeichen bemalt, ſind ſehr dürftig bekleidet und die Männer mit Waffen verſehen. Ein kleiner Zwiſchenfall, den wir auf unſrer Wanderung erleben, läßt uns ſofort einen Blick thun in den tiefen Stand des hier herrſchenden ſittlichen Lebens. Zwei Männer befinden ſich in einem heftigen Streite miteinander. Wir verſtehen natürlich nicht was ſie ſagen, ſehen aber, daß der eine wiederholt mit heftiger Gebärde auf die Federn weiſt, die ſeinen Kopfſchmuck bilden. „Was ſagt der Mann?“ fragen wir unſern Begleiter. „O,“ lautet die Antwort, „er nennt ſeinen Gegner einen Lump. Was willſt denn du ſagen? Ich habe meine ſechs Mann erſchlagen, wie viel du?“ — So geht es hier; man prahlt mit ſeinen Schandthaten, weil jede Erkenntnis der Sünde fehlt. Da höre ich neulich ein Freudenſchießen. Ich erkundige mich nach der Urſache. Was war es? Es hatte einer einem andern Manne durch Gewalt ſein Weib geraubt und das that er öffentlich durch Freudenſchüſſe kund.“ Auch in der Chriſtenheit kommt ja leider Mord und Ehebruch vor, aber man rühmt ſich doch dieſer Schandthaten nicht öffentlich, ſondern ſucht ſie zu verbergen. Unter dieſen Heiden aber gilt das Böſe als eine Heldenthat.

Am Tage nach ſeiner Ankunft machten der Biſchof, ſein Archidiakonus und Herr Fyne dem König ihren Beſuch. Dieſer König iſt freilich ein armſeliger Potentat, denn er hat im Grunde faſt

nichts zu ſagen, da jeder, zumal jeder Häuptling thut, was ihn gut dünkt. Auch darf der arme Mann alle Jahre nur einmal ſeine Wohnung verlaſſen. Fünf Oberhäuptlinge waren zugegen bei der Audienz. Der Biſchof, der ſehr freundlich empfangen wurde, brachte zuerſt die Wiederherſtellung der Kirche zur Sprache, die bei der Zerſtörung von Onitſcha eine Ruine geworden war. Schon in der Verwirrung vor der Zerſtörung hatten die Heiden das Gotteshaus geplündert und Thüren, Fenſter, Bänke u. ſ. w. geſtohlen. So ſei es eine Ehrenſache für den König, daß er zu ſeinem Wiederaufbau einen anſtändigen Beitrag gebe. Aber Seine Majeſtät lamentierten über die eigne große Armut; wohl ſei die Miſſion ein Segen für ſein Volk, auch müſſe die ausdauernde Treue der Miſſionare anerkannt werden; ſpäter ſolle der Biſchof einen Beitrag erhalten. Auch die lange Unterredung über die Abſchaffung des Gifttrankes (Orotſi) verlief reſultatlos. „Niemals, niemals — erklärte der König — werde ich dieſen Brauch aufgeben; er iſt mein Landgut.“

Dagegen zeigte die kleine Chriſtengemeinde ſich willig, nach Kräften zur Reſtauration der Kirche zwar nicht Geld aber Palmöl beizuſteuern, obgleich ſie bei der Zerſtörung faſt alles verloren hatten. Die meiſten von ihnen waren längſt nach Onitſcha zurückgekehrt. Obgleich die Kirche eine Ruine war, verſammelten ſie ſich doch ſonntäglich darin und ſolange ſie keinen Miſſionar hatten, ließen ſie ſich von einem erwachſenen Schulknaben Schriftabſchnitte und Gebete vorleſen. Ende Oktober 1881 war es ein Jahr, ſeit nach der Zerſtörung wieder regelmäßiger Predigtgottesdienſt in Onitſcha gehalten worden war. Der Biſchof benutzte dieſe Gelegenheit, um ein Feſt in der mit Palmzweigen geſchmückten Kirchenruine zu feiern. Mehr als 300 Perſonen waren anweſend. Von verſchiedenen Gemeindegliedern wurden Anſprachen gehalten. Alle bezeugten, daß ſie in der Zerſtörung des Ortes 1879 ein göttliches Strafgericht erblickten und daß dieſes Strafgericht ihnen zum Segen geworden ſei. Unter den anweſenden Heiden befand ſich auch der Mann, der durch ſeine Gewaltthaten das Bombardement vornehmlich herbeigeführt. Er hatte ſich ſpäter der Gerechtigkeit freiwillig geſtellt und war durch eine tüchtige Tracht Schläge zur Einſicht ſeines Unrechts gebracht worden. Selbſtverſtändlich ſprach der Biſchof bei dieſer Feier manch gutes Wort, und nachdem man noch ein gemeinſames Mahl miteinander gehalten, kehrten alle

befriedigt heim, überzeugt, daß die Sache des Evangeliums einen neuen Aufſchwung nehmen werde in Onitſcha.

Beſondere Aufmerkſamkeit widmete der Biſchof auch der Schule, die er wiederholt beſuchte. Aber er war mit ihr nicht recht zufrieden. „Wie ganz anders iſt es auf unſern Küſtenſtationen," bemerkte er nach einem ſolchen Beſuche. „Da laſſen es ſich die Neger viel Geld koſten, damit ihre Kinder guten Unterricht erhalten und ſchicken ſie wohl nach Lagos oder Sierra Leone in unſre höheren Schulen, ja ſelbſt nach England. Das hat allerdings der Handel zuwege gebracht; die Neger haben eingeſehen, daß ſie etwas lernen müſſen, um den weißen Kaufleuten gewachſen zu ſein. Aber hier haben die Alten und die Jungen eine Abneigung gegen die Schule. Wir müßten an einem Orte wie Onitſcha viel mehr als bloß 40 Schüler haben. Es ſind ja ganz geweckte Jungen darunter und ich nähme gerne den einen und andern mit nach Lagos auf eine unſrer höheren Unterrichtsanſtalten. Aber da ſteht wieder ein böſer Aberglaube im Wege. Sollte nämlich ein ſolcher Junge dort krank werden und ſterben, ſo meinen ſie, das ſei die Schuld deſſen, der ihn mitgenommen und ein andres Menſchenleben müßte dann als eine Art Sühnopfer dargebracht werden. Sie ſehen, überall hindert uns dieſer böſe heidniſche Aberglaube und es wird noch manches Jahr vergehen, bis er aufhört, ſelbſt unſre Chriſten mit geheimer Furcht zu ſchrecken."

Nachdem er noch allerlei Anordnungen getroffen, verließ der Biſchof den Ort, aber Johnſon blieb, um das neubegonnene Werk erſt in guten Gang zu bringen und da man uns in dem einfachen Miſſionshauſe freundliche Herberge gewährt, blieben wir auch. Schon am 8. November verſammelte der thatkräftige Mann die etwa 200 erwachſenen (konfirmierten) Mitglieder der Gemeinde, wählte aus ihnen 36 der gefördertſten, eben ſoviel Männer als Frauen, heraus, gab ihnen den Titel „Diſtriktsbeſucher" und wies je vieren einen der neun Stadtteile zu, um während der Woche und beſonders am Sonntag Morgen die dort wohnenden Heiden einzuladen, den Gottesdienſt zu beſuchen. Allmonatlich ſollten dann dieſe 36 Diſtriktsbeſucher zuſammen kommen, um über ihre Erfahrungen zu berichten. Bald zeigte ſich der Erfolg dieſer Bemühungen: die Zahl der Kirchenbeſucher ſtieg auf 600, 700, ja zu Weihnachten ſogar auf 1100, ſo daß ſelbſt ein proviſoriſcher Schuppen außerhalb der notdürftig reſtaurierten Kirche übervoll war und

man es vor Hitze kaum aushalten konnte. Täglich meldeten ſich Taufbewerber, unter ihnen beſonders viele junge Leute. Ein Weib brachte ihre Götzen und bekannte freudig ihren Glauben an Chriſtus. Ein Mann, deſſen Frau trotz aller Götzenopfer geſtorben war, ſuchte Troſt im Taufunterricht. Zwei feindliche Häuptlinge, die jahrelang einer nach des andern Blute gedürſtet, verſöhnten ſich miteineinder unter dem Eindrucke dieſer Bewegung und obgleich ſie noch Heiden waren, kamen ſie zur Kirche und dankten Gott öffentlich, daß er ihre Herzen zum Frieden geneigt. Die Heiden ſind eingeſchüchtert und von dem Menſchenopfer, das alljährlich in Onitſcha gebracht worden iſt, hat man ſeit dieſer Erweckung nicht zu reden gewagt.

Auch über die Station hinaus erſtreckt ſich die Bewegung. Nur eine halbe Stunde von Onitſcha entfernt, aber jenſeit des Stroms, liegt die Stadt Aſaba, in welche nach der Zerſtörung viele Chriſten geflohen waren und die erſt ſeit 1875 Miſſionsſtation geworden iſt. Im Dezember 1881 ſtarb hier einer der 500 „Könige“. Seine Verwandten verlangten, er ſolle mit den üblichen Ehren beſtattet, d. h. drei Menſchenopfer ſollten ihm gebracht werden, um ihm in der jenſeitigen Welt als Sklaven zu dienen. Sein Sohn ging nach Onitſcha, um dort die nötigen Sklaven anzukaufen, aber er kehrte allein zurück mit der Erklärung, er werde keine Menſchenopfer bringen. Die Verwandten waren entſetzt über dieſe unerhörte Neuerung, aber der junge Mann erklärte: „Ich bin meines Vaters Sohn, es iſt meine Pflicht, meinen Vater zu begraben; ihr alle ſeid nur Verwandte. Ich ſage, ich kann keine Sklaven zu kaufen bekommen, um ſie zu opfern. Geht und tötet wen ihr wollt; ich will damit nichts zu thun haben.“ Auch in Aſaba beſuchen bereits gegen 100 Perſonen allſonntäglich den Gottesdienſt und ihrer 29 haben ſich zur heiligen Taufe gemeldet.

Als wir im Frühjahr Onitſcha verlaſſen, nehmen wir den Eindruck mit, daß ein Werk Gottes in der That hier im Gange iſt. Beim Abſchied bittet uns der eifrige Johnſon, der gleichfalls die Station verlaſſen muß, um auch an andern Orten mit Rat und That zu helfen: „gedenken Sie unſres Werkes in Ihrem Gebete, und vergeſſen Sie inſonderheit nicht, für mich und meine ſchwarzen Brüder zu beten, daß Gottes Kraft in unſrer Schwachheit mächtig ſei, daß keiner unter uns durch ſeinen Wandel ein

Ärgernis gebe, daß wir vielmehr in diesem finstern Lande als Lichter scheinen mögen, und daß durch unser Zeugnis in Wort und Werk das herrliche Reich unsres Herrn Jesu Christi immer weiter an diesem Strome sich ausbreite."

Gern geloben wir ihm die Erfüllung dieser Bitte, lassen auch für die genossene Gastfreundschaft eine Gabe zum Kirchenbau zurück und kehren auf einem Handelsschiffe nach Lagos zurück, Gott preisend um alles, was wir gesehen und gehöret haben.*)

*) Nach den neusten Nachrichten hat das Evangelium wieder bedeutende Fortschritte in und um Onitscha gemacht; 43 Erwachsene wurden getauft, der bisher feindlich gesinnte König hat die Sonntagsfeier befohlen und an seinem Hofe regelmäßigen Gottesdienst eingeführt; eingeborne Christen sind freiwillig in die Nachbarschaft als Evangelisten ausgezogen und als auf besondere Einladung Missionar Johnson dorthin kam, fand er eine Versammlung von 1500 Personen, die sein Wort gern annahmen. Siehe Allg. M.-Z. 1885 Beiblatt S. 7 ff.

VII. Eine südafrikaniſche Miſſionsſchule, Lovedale.

Es iſt heutzutage innerhalb der Chriſtenheit viel Streitens darüber, wem die Schule gehöre: dem Staat oder der Kirche? Wenn auch die oft gehörte Rede: „Wer die Schule hat, der hat die Zukunft“ nicht ganz wahr iſt, weil dabei außer acht gelaſſen wird, daß das geſamte Leben auf das heranwachſende Geſchlecht oft genug einen weit größeren Einfluß übt als die Schule — ſo ſteht doch ſoviel außer Zweifel, daß die Schule eine bedeutende Macht iſt im Leben der Völker und daß von dem Geiſte, der in ihr herrſcht, für die Erziehung der künftigen Generation ganz außerordentlich viel abhängt. Darum iſt es wohl begreiflich, daß in dem großen Geiſterkampfe, der heute die Welt bewegt, die Frage eine wichtige Rolle ſpielt: „Unter weſſen Regiment ſteht die Schule?“ Zieht man die Geſchichte zu Rate, ſo darf man wohl ſagen: Die Miſſion iſt die Mutter der Schule. Es hat ja freilich auch Schulen gegeben und giebt auch heute noch Schulen außerhalb der chriſtlichen Miſſions- und Kirchengebiete; aber die Volksſchule, wie wir ſie heute haben, verdankt ihre Anregung dem Chriſtentum. Unſer Herr Jeſus Chriſtus iſt auch in dem Sinne der große Lehrer der Menſchheit, daß er den Grund zu einer allgemeinen Volksbildung gelegt hat. Seine Befehle: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen;“ „Weide meine Lämmer;“ „Lehret ſie — die Getauften — alles halten, was ich euch befohlen habe“ ſind ſchöpferiſche Worte, die bis auf den heutigen Tag in der ganzen Welt ſchulgründend gewirkt haben. Leider hat man das innerhalb der Chriſtenheit vielfach vergeſſen. Nachdem die Tochter herangewachſen iſt und ſich ſelbſt forthelfen kann, iſt ſie undankbar geworden gegen die Mutter, der ſie ihren Urſprung verdankt. Das iſt nicht ſchön und es gereicht auch der Schule nicht zum Segen, wenn man ſie von ihrer Wurzel losreißen will.

Wie in ſo vielen andern Dingen, ſo können wira uch in bezug

auf die Schule aus der Miſſion lernen, was wir ſelbſt dem Chriſtentum verdanken. Überall, wo die Miſſion heute das Chriſtentum pflanzt, da entſtehen auch Schulen. Die europäiſchen Miſſionare brauchen Gehilfen aus den Eingebornen und dieſe müſſen Unterricht genießen, um zu ihrem Berufe tüchtig zu ſein. Unſre Miſſionare überſetzen ſobald als möglich die Bibel in die Sprache der Eingebornen und weil ſie natürlich wünſchen, daß die Bibel auch geleſen werde, ſo müſſen ſie leſen lehren, alſo Schulen gründen. Es iſt ſehr unverſtändig, wenn Gegner der Miſſion darüber ihren Spott haben, daß unſre Miſſionare Schulmeiſter ſind und ſie zeigen durch dieſen Spott, daß ſie von der Bedeutung der Schule für das Volksleben kein Verſtändnis haben und thäten klüger in Schulſachen nicht mitzureden. Die heutige Miſſion hat auf ihren ſämtlichen Arbeitsgebieten mehr als 12000 Schulen der verſchiedenſten Art, hohe und niedre, für Knaben und Mädchen, ins Leben gerufen und über 650000 Schüler und Schülerinnen werden in ihnen erzogen. Angeſichts dieſer, ich denke, ganz reſpektabeln Thatſache nimmt ſichs doch ſonderbar aus, wenn Leute, welche nichtsthuend daſtehen und ſpotten, wo andre handeln, wenn die ſich als Gönner und Freunde der Schule breit machen und das Chriſtentum verdächtigen, als ſei es der Feind der Schule.

Allein ſtatt Betrachtungen dieſer Art, die heutzutage allerdings nicht überflüſſig ſind, fortzuſetzen, wollen wir lieber in einer einzelnen Miſſionsſchule einen Beſuch machen und zuſehen, was da geleiſtet wird. Ich führe euch zu dieſem Zweck nach Südafrika und zwar auf die öſtliche Seite desſelben, wo die Kaffern wohnen, in das ſogenannte britiſche Kaffraria, das jetzt die ſüdöſtliche Grenze der Kapkolonie bildet. Von einem der dortigen Häfen Port Eliſabeth oder East London aus reiſen wir ein Stück per Eiſenbahn und gelangen über Beaufort oder King Williamstown zu dem faſt in der Mitte zwiſchen beiden gelegenen Örtchen Alice. Ganz nahebei befindet ſich die ſchottiſche Miſſionsſtation Lovedale, welche das Ziel unſrer Reiſe bildet. Es iſt ein anmutiges, liebliches Thal, in das wir hinter Alice eintreten. Hohe Berge ſchließen es ein, muntre Bäche ſchlängeln ſich hindurch, eine mit Bäumen bepflanzte Straße gewährt ſogar erwünſchten Schatten. Je näher wir kommen, deſto freundlicher wird die Umgebung, die überall erkennen läßt, daß ſich hier fleißige Menſchenhände regen.

Am Schluſſe unſrer Wanderung überraſcht uns eine ſtattliche Anzahl netter Gebäude, welche zum Teil in hübſchen Gärten liegen. Es ſind die verſchiedenen Erziehungsanſtalten von Lovedale.

Nur wenige Blicke wollen wir werfen in die wechſelvolle Geſchichte dieſer geſegneten Miſſionsſtation, um uns dann ausſchließlich mit ihren Erziehungsanſtalten zu beſchäftigen.

Dieſe Anſtalten ſind im Jahre 1841 ins Leben getreten. Die Station ſelbſt iſt etwas älter; ſie befand ſich erſt an einem andern Orte und wurde, nachdem ſie dort im erſten Kaffernkriege total zerſtört worden war, hierher verlegt. Die kriegeriſchen, ſtolzen Kaffern hatten ſich bis dahin dem Evangelio ganz und gar nicht geneigt bewieſen. Als der Gründer der Lovedaler Miſſionsſchule von dem dortigen Häuptling mit einem Händedrucke bewillkommt wurde, ſo galt das als eine unerhörte Freundlichkeit. Leider brach 1846 ſchon wieder ein Kaffernkrieg aus, in welchem Lovedale von den Engländern als Feſtung beſetzt wurde. Dieſem Kriege folgten in kurzen Zwiſchenräumen zwei weitere leidenſchaftlich geführte Kriege, in denen zwar Lovedale nicht zerſtört aber natürlich das Friedenswerk der Miſſion völlig gehindert wurde. Erſt ſeit 1853 kam die Arbeit in einen ruhigen und geſegneten Gang, der freilich nochmals wieder durch kriegeriſche Unruhen aufgehalten worden iſt. Ich erwähne dieſe Ereigniſſe nur kurz; in Wirklichkeit bildeten ſie eine lange, ſchwere Leidenszeit. Es iſt auch in Lovedale, wie faſt überall in der Miſſion, durch viel Bedrängnis von außen und innen aus der Enge allmählich in die Weite, aus der Tiefe in die Höhe gegangen. Ich will aber die Geſchichte dieſer Entwicklung jetzt nicht erzählen, ſondern die Lovedaler Erziehungsanſtalten euch vorführen, wie ſie heute ſind.

Ich ſage: die Erziehungsanſtalten, denn wir haben es hier mit einer ganzen Reihe verſchiedenartiger Schulen zu thun. Aus einem kleinen Bäumchen iſt ein ſtattlicher Baum geworden, der bereits fünf Hauptäſte treibt, ungerechnet die Elementarſchulen, deren ſieben zur Station gehören mit zuſammen 390 Kafferkindern beider Geſchlechter. Solche Elementarſchulen finden ſich auf jeder Miſſionsſtation und es wird in ihnen durchſchnittlich dasſelbe geleiſtet wie in unſern ländlichen Volksſchulen mittleren Schlages. Aber dieſe Elementarſchulen, ſo wichtig ſie auch ſind, wollen wir ganz außer Betracht laſſen, da die Bedeutung von Lovedale

nicht in ihnen, sondern in seinen übrigen höheren Bildungsanstalten liegt.

Diese Bildungsanstalten zerfallen in fünf Hauptabteilungen. Die niedrigste von ihnen, die am zahlreichsten besucht ist, ist eine Art Bürger- oder Realschule mit einem dreijährigen Kursus. In ihr befinden sich solche junge Leute, die etwa dem Handelsstande sich widmen oder untergeordnete Beamte im Dienste der englischen Regierung werden wollen. Sie lernen tüchtig rechnen, schreiben, lesen, Geschichte, Geographie und englisch. Natürlich bildet die Religion einen Hauptunterrichtsgegenstand; die Schule ist ja eine christliche Missionsschule, welche ihre Schüler zu Christen erziehen will. Aber sie will diese Christen auch tüchtig machen fürs praktische Leben, darum rüstet sie sie mit einem solchen Maße menschlicher Bildung aus, welches sie befähigt eine höhere Stellung als die gewöhnlichen Arbeiter einzunehmen.

Die zweite Abteilung ist ein Lehrerseminar, in welchem aus den Farbigen Lehrer für die Elementarschulen unter ihren Landsleuten herangebildet werden. Tüchtige Schullehrer aus den eingebornen Christen sind für das Gedeihen der Mission ein großes Bedürfnis. Je mehr die Mission ihre Arbeit ausdehnt, desto weniger reichen die Kräfte der europäischen Missionare zum Schuldienste aus, und je ernster die Mission darauf ausgeht, die eingebornen Christen unabhängig von der europäischen Hilfe zu machen, desto eifriger muß sie auf die Heranbildung eines Lehrerstandes aus ihnen selbst hinarbeiten. Heutzutage sind an weit den meisten von den 12 000 Missionsschulen eingeborne Christen als Lehrer thätig und die europäischen Missionare beschränken sich darauf, Schulinspektoren und Erzieher dieser eingebornen Lehrer zu sein. Wir haben daher heute fast auf jedem Missionsgebiete Lehrerseminare. In Lovedale bildet nun die vorhin genannte Realschule die Präparandenanstalt für das Lehrerseminar, d. h. wer in dieses aufgenommen werden will, muß zuvor jene durchgemacht haben. Auch in dem Lehrerseminar ist der Kursus ein dreijähriger. Die Unterrichtsgegenstände sind ziemlich dieselben wie in unsern Lehrerseminaren auch, nur daß man nicht in allen Fächern das Ziel so hoch steckt. Beim Abgang machen die Seminaristen in Gegenwart eines englischen Regierungsschulrats ein ganz ordentliches Examen und wenn sie dasselbe gut bestehen, so erhalten sie ein Zeugnis, das ihnen einen Anspruch auf eine Regierungszulage zu ihrem Gehalt gewährt.

An das Lehrerseminar schließt sich als oberste Abteilung ein theologisches Seminar an, welches die Ausbildung eingeborner christlicher Jünglinge zu ordinierten Pastoren zum Zweck hat. Sollen die durch den Dienst der Mission gesammelten heidenchristlichen Gemeinden wirklich selbständig werden, so müssen sie mit der Zeit auch Eingeborne zu Pastoren bekommen. Die Missionare, welche wir zu den Heiden senden, sollen unter ihnen christliche Gemeinden gründen, aber nicht eigentlich Pastoren dieser Gemeinden werden. Im Anfange müssen sie das ja freilich auch sein, aber je länger je mehr soll es dahin kommen, daß Eingeborne das Hirtenamt in den neugegründeten Gemeinden übernehmen und die europäischen Missionare nur eine Art Superintendenten dieser eingebornen Geistlichen sind. Auch solcher eingeborner ordinierter Pastoren giebt es bereits eine große Menge, auf dem einen Missionsgebiet mehr, auf dem andern weniger; zusammen hat ihrer die heutige Mission bereits gegen 1700, während die Zahl der sonstigen Gehilfen in Schule und Kirche über 23 000 beträgt. Wie wichtig diese eingebornen Mitarbeiter sind, das sehen selbst die Heiden ein. Als Missionar Leupold in Kaschipura in Indien einst eine Straßenpredigt hielt vor einer anständigen und aufmerksamen Zuhörerschaft, da redete ein heidnischer Brahmane die Versammlung mit den Worten an: „Schaut euch einmal diese Leute (die Missionare) an, was sehet ihr sie thun?“

„Sie predigen uns,“ lautete die Antwort.

„Gut, aber was hat der Herr in seiner Hand?“

„Das Neue Testament.“

„Recht, das Neue Testament. Aber was bedeutet das? Ich wills euch sagen. Das ist die Evangeliumsaxt, in die man einen europäischen Stiel befestigt hat. Kommt ihr heute, so seht ihr, daß sie diese Axt schwingen; kommt ihr morgen, so thun sie dasselbe. Und wogegen schwingen sie die Axt? Gegen den edlen Baum unsrer Religion. Es hat tausend Jahre gedauert, bis dieser Baum in unserm Lande Wurzel schlug. Jetzt breitet er seine Zweige über ganz Indien aus, es ist ein edler herrlicher Baum, aber diese Menschen kommen täglich mit der Axt in ihren Händen. Sie schauen den Baum und der Baum schaut sie an, aber er ist hilflos und die Axtschläge hallen täglich. So groß und stark er ist, endlich muß er fallen“

„Ganz wahr,“ erwiderte der Missionar, „aber bedenke, daß

mancher arme Stiel entzwei geht und mancher aus der Axt fällt und daß es immer lange dauert, bis ein neuer aus Europa kommt und brauchbar wird."

„Ach, wenn das alles wäre, es wäre wahrlich gut; der Fall des Baumes würde aufgehalten werden," gab der Heide zur Antwort. „Aber wie ſteht die Sache in Wirklichkeit? Findet die Axt, daß der Stiel nicht mehr taugt, giebt ſie etwa das Schwingen auf? Mit nichten. Dann ſteigt ſie hinauf auf den Baum, beſieht ihn ſich und ſpricht: Da iſt ein ſchöner Zweig, aus dem kann ein neuer Stiel gemacht werden. Hinauf fährt die Axt, herab fällt der Zweig und bald iſt er zu einem Stiel zugerichtet. Der europäiſche Stiel wird herausgenommen, der eingeborne eingeſetzt und friſch geht das Schwingen weiter. Endlich ſtürzt der Baum durch die Stiele, die aus ſeinen eignen Zweigen gemacht worden ſind."

So iſt es in Indien, ſo in der Südſee — und ſo muß es auch in Afrika werden. Irre ich nicht, ſo giebt es heute unter den Kaffern fünf eingeborne Paſtoren, die aus dem Lovedaler Predigerſeminar hervorgegangen ſind und ihnen allen wird das Zeugnis gegeben, daß ſie intelligente Männer ſind und die ihnen anvertrauten Gemeinden treulich weiden. Der berühmteſte Kaffernpaſtor, den das Lovedaler Inſtitut geſtellt, der aber nachher in Schottland noch eine gründlichere theologiſche Durchbildung empfangen hat, iſt leider frühzeitig geſtorben. Er hieß Tiyo Soga und ich erzähle euch ſpäter einmal ausführlich ſein Leben. Dieſer Kaffernpaſtor ſtand in ſeinen Leiſtungen den europäiſchen Miſſionaren durchaus nicht nach, und er würde ein ebenſo bedeutender Mann in Südafrika geworden ſein, wie der ſchwarze Biſchof Samuel Crowther in Weſtafrika iſt, hätte es Gott nicht gefallen, ſeinem Leben früh ein Ziel zu ſetzen.

Doch nun zurück zu dem Lovedaler Predigerſeminar. Wer in dasſelbe Aufnahme finden will, der muß zuvor die beiden untern Schulen, die wir vorhin beſchrieben, durchgemacht und Beweiſe von geiſtiger Begabung und geiſtlichem Leben gegeben haben. Auch auf dieſer oberſten Stufe dauert der Unterricht drei Jahre, ſo daß alſo ein zukünftiger Kaffernpaſtor zuſammen einen neunjährigen Schulunterricht durchlaufen muß. In dem Predigerſeminar bilden natürlich die theologiſchen Fächer den Hauptunterrichtsgegenſtand: Auslegung der Schrift des Alten und Neuen Teſtaments, Kirchengeſchichte

und christliche Glaubens- und Sittenlehre. Sogar die alten Sprachen: lateinisch, griechisch und hebräisch werden dort getrieben, die man vielleicht besser noch weg ließe. Daneben wird aber auch die allgemeine Bildung nicht vernachlässigt. Man treibt Welt- und Naturgeschichte, Mathematik und selbst Wirtschaftslehre und Philosophie. Ich gestehe, daß ich das alles ein wenig zu viel finde für junge Leute, deren Väter noch völlige Barbaren waren und weder schreiben noch lesen konnten. Man sollte erst allmählicher, d. h. von Generation zu Generation aufsteigen und fürs erste sich noch mit einer einfacheren Bildung begnügen. Jedenfalls aber liefert ein solches theologisches Seminarium den Beweis, daß die Mission die Leute nicht in der Dummheit erhalten will, sondern sichs einen Ernst sein läßt, sie auf eine möglichst hohe Stufe der theologischen und der allgemeinen Bildung zu erheben. Die Kaffern sind auch nicht etwa von Natur zu beschränkt für eine solche Bildung; manche von ihnen lernen mit den Europäern um die Wette und werden mit der Zeit noch etwas recht Tüchtiges leisten.

Eine sehr weise Einrichtung ist es, daß die sämtlichen Zöglinge dieser Anstalten, auch die Herren Studenten der Theologie, täglich mehrere Stunden in Feld, Garten und Haus Handarbeit thun müssen. Auch am Straßenbau, der Anlegung von Wassergräben, der Aufschüttung von Dämmen u. dergl. müssen sie sich beteiligen. Man bezweckt dadurch mehr als einen Vorteil: die Schüler liefern einen Beitrag zur Selbsterhaltung der umfangreichen Anstalten; sie gleichen durch die körperliche Bewegung die ungewohnte geistige Anstrengung, welche sonst leicht krank macht, einigermaßen aus; sie lernen selbst arbeiten und zeigen ihren Landsleuten, daß auch die Handarbeit niemand schändet; sie werden endlich durch Arbeit dieser Art in etwa vor der Gefahr des Hochmuts bewahrt, daß sie wegen ihrer höheren Bildung sich nicht über ihre Volksgenossen erheben und innerlich von ihnen entfremden.

Die bis jetzt beschriebenen drei Schulabteilungen sind nur für Knaben und Jünglinge. Nach dem letzten Jahresberichte betrug ihre Gesamtzahl 380, die verschiedenen südafrikanischen Stämmen angehörten; auch einige zwanzig Kinder von Europäern befanden sich unter ihnen. Die Zöglinge werden nicht etwa auf Kosten der Mission erzogen, sondern sie bezahlen seit 1872 ein mäßiges Schul- und Kostgeld — ein Beweis, daß ihre Väter den Wert der Schulbildung doch schon zu schätzen wissen. Da die Station auch einigen

Landbesitz hat, den die Zöglinge selbst bebauen, und die Regierung einen hübschen Beitrag zur Besoldung der Lehrer liefert, so braucht die heimische Missionskasse jetzt nicht mehr viel (höchstens den vierten Teil, etwa 30—35 000 Mk.) zur Unterhaltung der Anstalten zuzuschießen.

Neben der Erziehung der Knaben hat man aber auch für eine höhere Bildung der Mädchen gesorgt. Es ist von großer Bedeutung für die Mission, daß auch das weibliche Geschlecht auf eine höhere Bildungsstufe erhoben wird, damit nicht nur die eingebornen Lehrer und Prediger ihnen ebenbürtige Gattinnen finden, sondern auch in den andern höheren Ständen der Eingebornen die Frauen imstande sind, einen veredelnden Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben. Daher hat man in einem besondern Gebäude 1868 auch eine Mädchenerziehungsanstalt errichtet, die jetzt 160 Schülerinnen hat. Die Unterrichtsgegenstände in dieser Anstalt sind etwa dieselben wie in einer Bürgermädchenschule bei uns; daneben wird aber auch Unterricht in allen weiblichen Handarbeiten erteilt. Man will die Schülerinnen zu tüchtigen Hausfrauen erziehen, die zu jedem häuslichen Werke geschickt sind und sich keiner Arbeit schämen. Von den sieben Lehrerinnen der Mädchenerziehungsanstalt sind vier, und von den elf Lehrern an den Knabenschulen sind zwei aus den Eingebornen.

Nun bleibt uns aber noch die fünfte wichtige Abteilung der Lovedaler Erziehungsanstalten, nämlich die sogenannte Industrieschule. Es sind außer den eigentlichen Schullehrern auch noch acht europäische Meister angestellt, welche verschiedene Werkstätten leiten, in denen junge Kaffern allerlei Handwerk lernen. Diese Werkstätten wurden im Jahre 1855 eröffnet und sie sind ein Beweis, daß die Mission auch ein Erzieherin zur praktischen Lebensarbeit ist. Streng genommen hat sie ja mit Arbeit dieser Art nichts zu thun; ihre Aufgabe ist: die Seelen der Menschen für das Himmelreich zu gewinnen. Aber weil Müßiggang aller Laster Anfang ist und ein Christ auch lernen soll, fleißig zu sein und mit seinen Händen etwas Gutes zu schaffen, so läßt es sich die Mission, so viel ihr möglich ist, auch angelegen sein, die von Natur faulen Heiden, welche Christen geworden, zur Arbeit zu erziehen und durch diese Art der Erziehung sie zu civilisieren. Denn die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung nicht bloß des zukünftigen sondern auch dieses Lebens.

Dieſe Arbeitsſtätten ſind eine beſonders intereſſante Einrichtung der Lovedaler Anſtalten, und es wird uns nicht gereuen, ihnen einen Beſuch abzuſtatten. Um uns dazu die Erlaubnis zu erbitten, laſſer wir uns bei dem Vorſteher des geſamten Inſtituts, dem Herrn Dr. Stewart, melden. Er empfängt uns ſehr freundlich und da ſeine Unterrichtsſtunden zu Ende ſind, iſt er ſo gütig, uns ſelbſt ein wenig herumzuführen.

Zuerſt kommen wir in die Druckerei, ein ziemlich geräumiges Zimmer, das eine große Druckerpreſſe enthält. Drei junge Kaffernburſchen ſind unter der Aufſicht eines europäiſchen Druckers rüſtig an der Arbeit.

„Sehen Sie," ſagt unſer freundlicher Führer, indem er uns einen eben abgezogenen Bogen übergiebt, „das iſt die nächſte Nummer eines chriſtlichen Volksblattes, das für die Kaffern in ihrer Sprache gedruckt wird. Dank unſrer Schulthätigkeit können ja jetzt die meiſten leſen. Da geben wir nun ſeit 1870 dieſe Zeitung heraus; denken Sie ſich, ſeit fünf Jahren iſt ein Kaffer der Redakteur, einer von den jungen Leuten, die auch unſre oberſte Schulabteilung durchgemacht haben. Ja, ja, ſtaunen Sie nur. Aus unſern Kaffern kann noch etwas werden."

„Und findet denn dies Blatt auch ſo viel Leſer, daß es ſich rentiert?"

„Gewiß, es hat ihrer jetzt gegen 2000 und übt weithin im Lande einen ſehr großen Einfluß aus. Wir geben auch noch zwei engliſche Blätter heraus, die teilweiſe auch von Eingebornen geleſen werden, denn viele unter dieſen verſtehen ganz ausgezeichnet engliſch. Aber auf unſre Kaffernzeitung legen wir doch ganz beſonderen Wert."

Während dieſes Geſprächs haben die ſchwarzen Drucker ununterbrochen gearbeitet. Wir haben noch manche Frage auf dem Herzen, aber der Doktor nötigt zum Weitergehen.

„Es giebt noch viel zu ſehen, und was hier ſeine Erklärung nicht findet, das findet ſie wo anders." Mit dieſen Worten führt er uns eine Treppe höher in ein Zimmer, wo ſchwarze Schriftſetzer ſetzen. Wir können aber nur im Vorbeigehen beobachten, wie ſchnell ihnen die Arbeit von der Hand geht, den unſer Führer hält ſich hier nicht auf, ſondern öffnet eine anſtoßende Thür und geleitet uns in einen neuen großen, freundlichen Raum.

„Guten Tag, mein lieber Herr Wilſon, da bringe ich Ihnen

einige Gäſte, die gern einmal Ihre Buchhandlung in Augenſchein nehmen möchten.“

Und wirklich, wir befinden uns in einer ſtattlichen Buchhandlung. In dichten Reihen vom Boden bis an die Decke ſteht Buch an Buch, teilweiſe in den ſchönſten Einbänden. Wir treten näher, muſtern die Titel und ſehen, daß es hier nicht nur die mannigfaltigſten Schulbücher in engliſcher und kafferiſcher Sprache, ſondern auch theologiſche und ſonſtige wiſſenſchaftliche Werke in großer Auswahl giebt. Wieder lächelt der Herr Direktor, als er unſre Verwunderung ſieht.

„Das iſt unſre Speiſekammer. In einer Schule braucht man auch Bücher, und wir haben es praktiſch gefunden, dieſe Bücher von uns ſelbſt zu beziehen. Sehen Sie, dieſe Abteilung enthält lauter von uns ſelbſt verfaßte Schulbücher; alle unſre eingebornen Lehrer beziehen von hier ihren Bedarf. Aber wir haben auch ſonſt zahlreiche Kunden unter Schwarzen und Weißen. Die Nachfrage iſt ganz bedeutend, und wir ſetzen mehr um als manche Buchhandlung in der Kapſtadt. Herr Wilſon kann mit ſeinen zwei ſchwarzen Gehilfen die Arbeit kaum bewältigen.“

Unterdes ſind verſchiedene Kaffern, die Briefe und Pakete bringen, eingetreten. Herr Wilſon verweiſt ſie an einen ſeiner Gehilfen, und als er unſre fragenden Blicke bemerkt, ſagt er: „Das hat mit dem Buchhandel ſtreng genommen nichts zu thun. Wir haben hier auch unſre Poſt, und ich bin zur Zeit Poſtſekretär.“

„Eine eigene Poſt auf einer Miſſionsſtation? Hat denn Lovedale ſo viel Verkehr?“

Herr Wilſon holt ſein Journal und zeigt uns, daß im Jahre 1880 neben 4700 eingegangenen und 5200 abgegangenen Briefen über 7000 Pakete, meiſt Zeitungen und Bücher, befördert worden ſind. „Auch unſre Poſt,“ fügt er hinzu, „erfüllt eine gewiſſe Miſſionsaufgabe. Nicht nur, daß ſie unentbehrlich iſt für die Beamten und Zöglinge unſrer Anſtalten, die zuſammen ein Perſonal von faſt 500 Menſchen repräſentieren, auch unſre Eingebornen werden durch ſie immer mehr veranlaßt, zur Feder zu greifen und ſich ein gutes Buch kommen zu laſſen.“

Während dieſer Worte vernehmen wir deutlich den wohlbekannten Ton eines Telegraphenglöckchens. Neue Überraſchung. Oder hätten wir uns getäuſcht?

„Bitte, folgen Sie mir, es giebt da noch etwas, was ich bald

vergeſſen hätte," ſagt Herr Wilſon. „Sehen Sie, hier iſt unſer Telegraphenbureau. Ich bekümmere mich jetzt wenig darum, mein ſchwarzer Gehilfe verſieht den Dienſt ganz ausgezeichnet. Aber es wird Sie intereſſieren zu hören, wie wir dazu gekommen ſind. Ich denke, unſer verehrter Direktor, dem wir dieſe Blitzpoſt verdanken, wird Ihnen darüber am beſten ſelbſt Aufſchluß geben."

Wir verneigen uns gegen Herrn Stewart, der jetzt wieder das Wort nimmt.

„Das iſt bald geſagt. Ich hatte bei unſern geförderteren Schülern unter anderm auch den Unterricht in der Phyſik und Chemie zu erteilen. Nun liebe ich es, immer möglichſt anſchaulich und praktiſch im Unterrichte zu ſein. Als ich daher das Kapitel von der Elektricität behandelte und auf den Telegraphen zu reden kam, konſtruierte ich einen ſolchen, zuerſt nur im Schulzimmer, dann auf eine weitere Strecke, dann bis zu dem benachbarten Alice. Je beſſer die Leitung arbeitete, deſto mehr wurden meine Schüler intereſſiert. Da dachte ich: Du kannſt ja aus der Spielerei Ernſt machen und in Lovedale eine Telegraphenſtation errichten. Erſt wies mich die Regierung ab, aber ich kam wieder und wieder, und ſeit 1872 haben wir wirklich den Telegraphen. Unſre Kaffern ſind ganz vortreffliche Telegraphiſten."

„Und der Telegraph wird auch wirklich viel benutzt?"

„Ei freilich," fiel Herr Wilſon ein, im vergangenen Jahre haben wir gegen 2500 Telegramme befördert, und in jedem Jahre hat auch der Gebrauch, den unſre Eingebornen von dem Telegraphen machen, zugenommen."

Dankbar für alles, was wir geſehen und gehört, verabſchieden wir uns nun von dem vielbeſchäftigten Herrn Wilſon und ſeinen fleißigen Gehilfen und folgen unſerm Führer weiter, der jetzt um die Ecke biegt und die Thür zur Wagenmacherei öffnet. Sie ſteht unter der Leitung eines Herrn Rierie, der einige zwanzig ſchwarze Lehrlinge hat, die alle eifrig bei der Arbeit ſind. Da in Südafrika die Wagen das Haupttransportmittel bilden, ſo ſteht dieſer Arbeitszweig ſehr in Flor, und der Meiſter verſichert uns, daß ſeine Lehrlinge gerade dies Geſchäft mit großer Luſt erlernen.

Von hier gehts zur Schmiede, wo Meiſter Macintoſh ſeines Amtes wartet. Er hat nur ſechs Lehrlinge, da ſein Handwerk unter den Eingebornen zur Zeit weniger beliebt iſt als die Wagenmacherei. „Es iſt eine zu harte Arbeit, Eiſen zu ſchmieden," meinen

LIBRARY OF THE UNION THEOLOGICAL SEMINARY.
Digitized by Google

die Kaffern. „Aber ihr werdet's ſchon noch ſchätzen lernen," ergänzt der Meiſter. „Iſt es auch Eiſen, das wir bearbeiten, gerade das Schmiedehandwerk hat einen goldenen Boden." Wir klopfen dem braven Manne auf die Schulter. „Recht ſo, Sie werden den Jungens ſchon noch Luſt machen."

Jetzt betreten wir die Werkſtatt des Zimmermanns. Da iſt ein emſiges Leben. Wohl dreißig junge Leute ſitzen rüſtig ſchaffend an zwölf Werktiſchen. Schulgeräte, Pulte, Tiſche, Bänke und allerlei Gegenſtände zu Hauseinrichtungen werden hier verfertigt. Die große Nachfrage hat eine Teilung der Arbeit und die Einrichtung einer beſondern Tiſchlerwerkſtätte nötig gemacht, Meiſter Modley ſteht ihr vor. Er ſchämt ſich ordentlich, als wir in ſein Zimmer treten. „Wir ſind ſo beſchränkt im Raume," entſchuldigt er ſich; „es iſt ein wahres Loch, das uns vorläufig zur Werkſtätte angewieſen iſt. Aber da, ſchauen ſie einmal dieſen Schrank und dieſe Kommode und dieſen runden Tiſch — haben alles meine Kaffernjungen gemacht." Man kanns dem Meiſter nicht verdenken, daß er auf die ſchönen Arbeiten ein wenig ſtolz iſt, denn man kann ſie in Europa nicht beſſer machen.

„Mit Lovedale wären wir nun fertig," erklärt jetzt Dr. Stewart, „es bliebe uns nur noch die Buchbinderei zu beſuchen, die ſich aber, da wir hier keinen Raum dafür haben, etwa ein Stündchen von Lovedale in einem alten Hauſe an der Straße nach King Williamstown befindet. Wir haben einen ſehr tüchtigen Buchbindermeiſter, aber ſeine Kunſt iſt noch nicht recht von den Kaffern anerkannt, deshalb hat er zur Zeit nur zwei Lehrlinge. Es wird aber ſchon beſſer werden; vor einigen Jahren hat er auf der Gewerbeausſtellung in der Kapſtadt den Preis erhalten, und ich hoffe, daß das unſern Jungens bald mehr Luſt machen wird."

Gern folgen wir der freundlichen Aufforderung des Herrn Doktors, ihn auf ſeinem Inſpektionsgange durch Garten und Feld zu begleiten, wo jetzt ſämtliche Zöglinge an der Arbeit ſind. Er ſetzt uns nochmals auseinander wie ſegensreich dieſe Einrichtung ſich erwieſen. Da er aber merkt, daß wir hierüber bereits unterrichtet ſind, ſo teilt er uns noch etwas anderes mit, was wir noch nicht wiſſen, nämlich daß die Lovedaler Anſtalt bereits zwei Abſenker hat, einen zu Blythswood im benachbarten Fingulande und einen an dem entfernten Nyaſſa-See. Es ſind ſehr intereſſante Geſchichten,

welche unſer Führer über die Entſtehung dieſer beiden Zweiganſtalten uns erzählt: wie die Fingukaffern ſelbſt 66 000 Mk. anboten, wenn man ihnen eine ähnliche Schule errichten wollte und wie mehrere junge Leute aus Lovedale als Miſſionsgehilfen mit an den entfernten Nyaſſa-See zogen, bereit, wenn es ſein müßte, dort ihr Leben zu laſſen. Allein dieſe Geſchichten müſſen heute unerzählt bleiben, es dürfte ſonſt des Guten zu viel werden.

Was wir von Lovedale geſehen, das ſind freilich nur die Außenwerke einer Feſtung, von der aus das Kafferland für den Herrn Jeſus Chriſtus erobert werden ſoll. Die Innenwerke, d. h. den Geiſt, der das Ganze beſeelt, kann man nicht wohl zeigen. Aber wenn wir den mancherlei gottesdienſtlichen Verſammlungen beiwohnen und mit den Lehrern und Zöglingen von Lovedale längere Zeit Umgang haben könnten, ſo würden wir merken, daß es der Geiſt des Glaubens, der Freude, des Friedens, der Liebe, der Zucht, kurz der heilige Geiſt Chriſti iſt, der das Regiment führt, und daß Unterricht und Arbeit keinen andern Zweck hat, als aus den jungen Kaffern Menſchen Gottes zu machen, die geſchickt ſind zu jeglichem guten Werk.

Es haben viele Fremde, hohe und niedere, Miſſionare und Beamte, Lovedale beſucht. Ihr aller Urteil läuft darauf hinaus, daß die Anſtalten dieſer Miſſionsſtation ein Segen für Südafrika ſind, eine Stadt auf dem Berge, eine lebendige Predigt von der erziehenden und neuſchaffenden Kraft des Evangeliums.

VIII. Eine Hermannsburger Missionsstation unter den Betschuanen.

Bethanien.

Unter den 40 Stationen, welche die Hermannsburger Mission nach dem letzten Jahresberichte in Südafrika hat, ist Bethanien im Betschuanenlande bis heute die gesegnetste. Von den etwa 8700 Heidenchristen, die im Jahre 1883 die sichtbare Frucht der Hermannsburger Missionsarbeit unter verschiedenen südafrikanischen Stämmen bildeten, sind zu Bethanien allein über 1300 getauft worden. Ihr könnt die Station leicht finden, wenn ihr eine Karte von Südafrika zur Hand nehmt und auf derselben die den sogenannten Buren gehörige Transvaal-Republik aufsucht. Zwischen den beiden Städtchen Pretoria und Rüstenburg zieht sich ein Gebirgszug, die Magalies-Berge genannt, hin und ein paar Stunden nördlich von diesen Bergen liegt Bethanien, nicht weit von dem Oberlaufe des Limpopoflusses. Natürlich ist dieser Name dem Orte erst gegeben, seitdem er eine Missionsstation geworden. Unter den ersten Täuflingen befanden sich ein Lazarus, eine Maria und eine Martha, darum und weil er wünschte, daß der Ort eine Herberge Jesu werden möchte, nannte ihn der Missionar Bethanien. Ich muß gestehen, daß ich diese Liebhaberei: den Täuflingen und den Missionsstationen biblische Namen zu geben, gerade nicht teile. Man soll bei den Namen bleiben, die in jeder Volkssprache üblich sind, das ist natürlicher. Wenn ein Heide Christ wird, so braucht er nicht Moses oder Jakob oder Petrus oder Nathanael zu heißen und eine Missionsstation kann auch eine Herberge Jesu sein, ohne daß sie den Namen Bethanien führt. Doch das nur beiläufig. Das Bethanien, welches wir heut besuchen wollen, führt seinen Namen mit der That.

Schon der äußerliche Anblick, den der Ort gewährt, überrascht den Reisenden. Während sonst die Betschuanendörfer aus unordentlich durcheinander liegenden runden Hütten bestehen, sehen wir in Bethanien hunderte gut gebauter viereckiger geweißter Häuser,

von denen viele ſogar mit Glasfenſtern verſehen ſind, und ordentliche Längen- und Querſtraßen, die eine ſchöne gerade Linie bilden. Zu jedem Wohnhauſe gehört ein rundes Kochhaus und Kornhaus und das ganze Beſitztum iſt immer mit einer Stein- oder Lehmmauer umgeben. Hinter den Gebäuden iſt eine Art Garten, in dem Kartoffeln und Melis gebaut werden, auch viele Fruchtbäume ſtehen, ſo daß der Ort faſt wie ein großer Baumgarten ausſieht. Eben in der Mitte des Orts befindet ſich eine ſtattliche ſteinerne Kirche, die mit dem Wohnhauſe des Miſſionars durch eine 136 Schritt lange Allee verbunden iſt. Wie ganz anders ſah es aus, als vor noch nicht 20 Jahren der erſte Miſſionar hier einzog! Ein armſeliges kleines Lehmhäuschen, das man ihm zur Wohnung anbot, war damals der ſtattlichſte Palaſt, den der Ort aufzuweiſen hatte. Und wie heruntergekommen und verarmt waren die Leute! Faſt ihr ganzer Viehbeſtand war durch Seuchen und durch die liſtige Ausplünderung ſeitens der Buren vernichtet; jetzt iſt an Hornvieh, Ziegen, Schafen und Schweinen wenn auch nicht ein Reichtum, ſo doch eine ſtattliche Menge vorhanden. Neben der Viehzucht wird auch Ackerbau getrieben, ſo gut das bei der Beſchaffenheit des dürftigen Bodens und dem häufigen Waſſermangel eben geht. Zwar iſt die alte Trägheit noch keineswegs völlig überwunden, aber gegen früher ſind die Leute doch viel arbeitſamer und fleißiger geworden. Ein rüſtiges Wirtſchaften iſt an der Tagesordnung; der eine pflügt, der andere ſäet, ein dritter tiſchlert, ein vierter baut. Und wie anſtändig und reinlich, aber glücklicherweiſe noch ohne allen Luxus ſind ſie gekleidet, wenn ſie des Sonntags zur Kirche kommen. Statt des Fellkaroſſes, mit dem ſie früher ihre Blöße bedeckten, tragen die Frauen Kleider und Schürzen, auch wohl ein Umſchlage- und ein Kopftuch und die Männer Hoſen und Rock. Auch die Kinder laufen nicht mehr wie vordem nackt herum.

Und was mehr iſt als das alles: das ganze Leben und Treiben in Bethanien iſt ein chriſtliches geworden. Gottes Wort iſt ein Salz nicht bloß in Kirche und Schule, ſondern auch im Hauſe. Die Eheleute leben ehrbar und in Frieden miteinander und es kommt ſelten etwas Ungebührliches vor. Unzuchtſünden, die in manchen Miſſionsgemeinden als Nachwirkungen des Heidentums den Miſſionaren noch viel Herzeleid bereiten, gehören in Bethanien zu den Seltenheiten. Die Kinder werden in chriſtlicher Zucht

erzogen und von ihren Eltern auch gestraft, wenn sie unartig und widersetzlich sind, was bei den Heiden eine große Seltenheit ist. Die Gemeindeglieder stehen sich mit Rat und That gegenseitig bei und auch gegen die Heiden und die Buren betragen sie sich friedsam. Auch die Gegner der Mission müssen anerkennen, daß die stille Arbeit eines einfachen Missionars in noch nicht zwei Jahrzehnten ein bewunderungswürdiges Werk der Civilisation hier fertig gebracht hat.

Bei alledem ist Bethanien kein Paradies. Schon äußerlich nicht. Außer der langen Trockenheit, durch welche der landschaftlich gerade nicht schöne Ort häufig heimgesucht wird, fehlt es nicht an allerlei Plagen. Manchmal bricht des Nachts ein Tiger in die Viehkraale und holt sich ein Schaf oder eine Ziege; oder was viel schlimmer ist, große Heuschreckenschwärme fallen über das Weidegras, das Ackerland oder die Gärten her und fressen alles auf. Sehr schlimme Gäste sind auch die Ameisen, besonders die weißen, die gleichfalls alles vertilgen, über das sie herfallen und selbst die Mauern der Gebäude zerfressen. Während die Schlangen meist ausgerottet sind, giebt es noch Skorpionen die Menge, giftige Spinnen und massenhaftes Ungeziefer kleinerer Art, das man nicht gerne mit Namen nennt. Auch lassen es die Bewohner des Orts, die noch lange keine Engel sind, an Reinlichkeit und ausdauerndem Fleiß manchmal noch sehr fehlen. Ohne etwa Säufer zu sein, trinkt manchmal einer etwas mehr Bier als gut ist und dann giebts auch Streitereien über nichtsnutzige Dinge. Es ist ein eigentümliches Völkchen. Stundenlang können sie miteinander über die kleinlichsten Dinge schwatzen und darüber die nötige Arbeit versäumen, die Zeit hat für sie noch nicht den Wert, den sie für uns hat. Sie lernen eben erst arbeiten.

Jetzt hat der Ort drei Schulen und eine Art Lehrerseminar zur Ausbildung eingeborner Schulgehilfen. 332 Kinder besuchen diese Schulen, an denen zwei eingeborne Lehrer angestellt sind. Über Unart und Gottlosigkeit ist bei den Kindern nicht zu klagen, sie sind still und folgsam; aber Trägheit, Stumpfsinn und Dummheit machen den Lehrern noch viel zu schaffen. Ohne viel Geduld, Kaltblütigkeit und strenge Zucht wird nichts ausgerichtet. Der Kopf geht den meisten erst auf, wenn sie 12—14 Jahre alt werden. Es geht eben bei ihnen alles langsamer als bei den Weißen;

nur in einem Dinge ſind ſie den Weißen vor: das iſt das Heiraten. Wenn die Jünglinge und Jungfrauen 15—16 Jahre alt ſind, ſo denken ſie im Ernſt ſchon an das Heiraten, wie das überall in den heißen Ländern iſt. Während den Kindern nichts ſchwerer wird als das Rechnen, haben ſie nichts lieber als das Singen. Geſungen wird, wo ſie gehen und ſtehen und zwar ſingen ſie ſchön, ſelbſt vierſtimmig. Auch die Erwachſenen ſind große Freunde des Geſanges und wollen immer neue Lieder lernen.

Es bleibt alſo bei groß und klein noch vieles zu wünſchen übrig; aber wer den Ort und ſeine Bewohner vor 20 Jahren gekannt hat, der erkennt beide heute nicht wieder, ſo groß iſt der Unterſchied zwiſchen ſonſt und jetzt. Die ſchwarzbraune oder gelbe Hautfarbe, die breite Naſe und die dicken Lippen haben die Leute freilich behalten, aber die garſtigen heidniſchen Unſitten und Unflätereien ſind in der chriſtlichen Gemeinde ganz und gar verſchwunden. Wie bei den allermeiſten Völkerſtämmen Afrikas, ſo giebt es auch bei den heidniſchen Betſchuanen eine religiöſe Feierlichkeit für Knaben und Mädchen, wenn ſie in das mannbare Alter treten. Für die Knaben iſt es die Beſchneidung oder boguera und während und nach derſelben geht es recht wild und wüſt her, daß man das nicht erzählen kann. Noch ſchmutziger muß es bei der ähnlichen Ceremonie für das weibliche Geſchlecht, der boyali, zugehen, denn auch chriſtlich gewordene Frauen ſind nicht zu bewegen, etwas davon zu erzählen, ſo ſchämen ſie ſich dieſer Dinge. Erſt wenn die Knaben die boguera und die Mädchen die boyali durchgemacht haben, dürfen ſie heiraten. Das Mädchen, welches dieſer ſchmutzigen Frauenweihe ermangelt, iſt verachtet; kein Heide wird ſie heiraten. Daher freit auch kein heidniſcher Jüngling um ein chriſtliches Mädchen. Für das chriſtliche Leben der Gemeinde iſt das ja ein großes Glück; aber beſonders im Anfange, ehe die Gemeinde ſo groß war wie jetzt, war es auch eine große Verſuchung und manches Mädchen wurde dadurch vom Übertritte zum Chriſtentum abgehalten.

Wie dieſe Mannbarkeitsceremonien in der chriſtlichen Gemeinde aufgehört haben, ſo iſt es in derſelben auch mit dem Einfluß der Zauberer und Regendoktoren vorbei, die eine ſo große Macht über die Heiden üben, daß dieſe faſt nichts ohne deren Rat unternehmen. Im letzten Jahre hatten ſich leider einige Chriſten verleiten laſſen, fremde Zauberdoktoren herbeizurufen; aber der

Missionar ging dem Unwesen so scharf zu Leibe und übte eine so ernste Kirchenzucht, daß das Ärgernis bald hinweggethan wurde. Selbstverständlich ist auch die Vielweiberei abgeschafft, die bei den Heiden erlaubt ist. Als allgemeine Laster gingen besonders die Lüge und der Diebstahl im Schwange, auch Unkeuschheit und Trunksucht waren weit verbreitet und die Faulheit war allen zur andern Natur geworden. Daneben hatten die Heiden aber auch manche gute Seiten: sie waren sehr gastfreundlich, untereinander anhänglich, hilfsbereit, gutmütig und friedlich. Ihre Religion ist eigentlich kein Gottesdienst, obgleich sie einen Namen für Gott, Molimo, haben, sondern Ahnendienst. Sie meinen, die Geister der Verstorbenen leben in einer gewissen Schlange fort, die sie setota nennen. Aber nur die Geister der verstorbenen Großen werden verehrt und zu ihnen in der Not gebetet. Man sucht dann ihre Grabstätten auf, betet, singt, tanzt und schlachtet Opfertiere dort. Soviel über das Heidentum der Betschuanen, wie es sich vor 20 Jahren in Bethanien fand und außerhalb der Christengemeinde teilweise heute noch findet.

Gleich der Beginn der dortigen Mission war sehr verheißungsreich. Was in der Geschichte der Mission nicht gerade oft passiert, das geschah hier: die Boten Gottes wurden mit Jubel aufgenommen. Ich habe früher einmal eine Missionsstunde gehalten über die Aufforderung Pauli zum Gebet, daß das Wort Gottes laufen möge*) und bei dieser Gelegenheit einige Thatsachen erzählt, welche anschaulich machen, was das heißt: das Wort Gottes läuft. Auch die Geschichte der Gründung von Bethanien liefert einen Beitrag zur Erklärung dieses eigentümlichen Ausdrucks.

Nun müßte ich freilich, wenn ich alles erzählen wollte, ziemlich weit ausholen: wie die Hermannsburger Missionare an Stelle der Londoner im Betschuanenlande eine Mission begannen, wie diese Mission durch ein trauriges Zerwürfnis der Missionare mit einem neu ernannten und sehr herrisch auftretenden Missionssuperintendenten gestört wurde und nach einigen Jahren neu besetzt werden sollte, wie man die Hermannsburger Missionare zurückwies und wieder englische verlangte, wie die zurückgewiesenen Boten von Hermannsburg nun andre Orte für ihre Niederlassung suchten und einer von ihnen, Behrens, nach mancherlei Versuchen durch einen

*) Bd. I, Nr. XI.

Bur auf die Leute im Norden der Magaliesberge hingewiesen wurde — aber ich will das alles nur andeuten, obgleich es sehr lehrreich wäre, in der Verknüpfung all dieser Umstände die göttliche Handleitung nachzuweisen.

Am 29. November 1864 traf der genannte Missionar Behrens mit Weib und Kind auf Bethanien ein, nachdem er seitens des Eigentümers des Platzes, eines Bur Namens Krüger, die Erlaubnis zur Niederlassung erhalten hatte. Die Farbigen, die nichts von seiner Ankunft wußten, gerieten in die freudigste Bewegung, als die Reisewagen ihrem Orte sich näherten und sie erfuhren, es komme ein Lehrer für sie. Behrens sprang vom Wagen, reichte ihnen die Hand, und die Leute priesen Gott über den glücklichen Tag, an dem ein Lehrer bei ihnen Einzug hielt. Viele Hände waren geschäftig, um die Ochsen auszuspannen und beim Abladen zu helfen. Ein kleines baufälliges Lehmhaus, das sonntäglich zum Gottesdienst benutzt worden war, erhielt der Missionar zur Wohnung. Nach Sonnenuntergang versammelten sich noch größere Massen und erklärten: „Wir sind zur Abendandacht gekommen, du mußt mit uns singen und beten und uns Gottes Wort verkündigen.“ Das rührte den Missionar und seine Frau zu Thränen. In dem mitgebrachten Reisezelte, das schnell aufgeschlagen wurde, hielt dann Behrens vor mehr als 100 Menschen die erste Abendandacht und seitdem ist in Bethanien kein Abend und kein Morgen gekommen, an dem nicht Gemeinde-Andacht stattgefunden.

Aber woher solche Freude der Heiden, unter denen doch noch nie ein Missionar gewohnt, woher ihr Verlangen nach Gottes Wort, woher das Kirchlein, in dem sich schon vor der Ankunft von Behrens allsonntäglich etliche zum Gottesdienst versammelt? Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte, die ich jetzt erzählen will, und aus der ihr sehen könnt, wie das Wort Gottes den Missionaren manchmal vorausläuft. Vor länger als 30 Jahren wurde in einem Kriege, den der Matebelen-Häuptling Moselekatsi mit einem Zulustamme führte, ein Betschuanenjüngling von den Zulus gefangen und mit an den Vaalfluß genommen. Als später die Zulus mit den Buren in Streit gerieten, fiel dieser junge Mann den letzteren in die Hände, hörte hier von einem Wesleyanischen Missionar das Evangelium, wurde von ganzem Herzen an den Herrn Jesum gläubig und empfing die heilige Taufe. Sein christlicher Name war David. Später kehrte dieser David zu seinem

Volke zurück und durchzog das Land mit der Predigt des Evangelii in recht apoſtoliſchem Eifer. Einigemale war er von den großen Häuptlingen ſchon zum Tode verurteilt um des Zeugniſſes von Chriſto willen; er fürchtete ſich aber nicht vor dem Tode. Zu einem dieſer Häuptlinge ſagte er: „Das iſt keine Ehre für dich großen König, daß du einen Hund zum Tode verurteilſt. Ich bin ein Hund, was kann dir an meinem Tode liegen?“ Auf dieſe Rede kam er frei. Nun, dieſer David kam auch zu den Leuten nördlich von den Magaliesbergen und lehrte hier eine Zeitlang, ſo gut er's konnte. Ein kleines Häuflein hing ihm an und lernte fleißig, aber der Häuptling ſuchte ihn und ſeine Anhänger zu töten. An dem Tage, an welchem der Anſchlag ausgeführt werden ſollte, hatte die Schar der Gläubigen ſich in dem kleinen Lehmkirchlein verſammelt, das ſie gebaut, entſchloſſen ſich aufs äußerſte zu verteidigen. Aber David wollte von fleiſchlichen Waffen nichts wiſſen und ermahnte nur zu dringlichem Gebete, das er auch ſelbſt fleißig übte. Da wurde auf ſeinem Wege nach dem Kirchlein der Häuptling plötzlich zu dem Diſtriktshauptmann der Buren berufen und ſo entgingen David und die Seinen dem Tode. Als Behrens nach Bethanien kam, war David ſchon ſeit zwei Jahren wieder fort und von der Burenregierung in der Hauptſtadt des Landes als Schullehrer für die dortigen Farbigen angeſtellt. Aber der von ihm ausgeſtreute Same hatte in vielen Herzen Wurzel geſchlagen und daher die Freude, als endlich ein Miſſionar unter den Leuten Wohnung nahm.

Schon 14 Tage nach ſeiner Ankunft hatte Behrens 30 heilsbegierige Heiden im Taufunterricht. Es war eine Luſt dieſe Taufkandidaten zu unterrichten. Die meiſten unter ihnen hatten von David ſchon etwas leſen und viele bibliſche Geſchichten gelernt. Sie nahmen dem Miſſionar die Worte von den Lippen. Zwei Monate ſpäter wurden die erſten 20 getauft. Unter ihnen waren zwei Unterhäuptlinge, gediegene Chriſten, welche treue Mitarbeiter von Behrens wurden. Nach Ablauf des erſten Jahres zählte die Gemeinde ſchon 119, nach Ablauf des zweiten 183, nach Ablauf des ſechſten 512 getaufte Chriſten. Das war ein überraſchend großer und ſchneller Erfolg.

Freilich auch an Feindſchaft fehlte es nicht. Die dummſten Gerüchte wurden über die Chriſten in Umlauf geſetzt. So z. B. hieß es, in das Taufwaſſer würde das Gehirn von Toten gethan

und im heiligen Abendmahl Leber und Lunge derſelben den Chriſten zu eſſen gegeben. Als das erſte Kind aus der Gemeinde ſtarb, haben die alten Heiden die Leiche nicht verlaſſen, bis ſie ins Grab geſenkt wurde, um zu ſehen, ob der Miſſionar ſie öffnen und Gehirn, Leber und Lunge herausnehmen würde. Obgleich ſie nun ſahen, daß nichts an der Leiche geſchah, wurde das alberne Gerede dennoch von vielen noch lange geglaubt und nur geſagt, der Lehrer ließe ſich Gehirn, Leber und Lunge aus Deutſchland kommen. — Auch mancherlei Verfolgungen hat es für die Einzelnen gegeben, die ſich bekehren wollten: Ehen ſind zerriſſen um des Glaubens willen, Eltern haben ihre Töchter den Männern wieder genommen, wenn dieſe ſich bekehrten, und umgekehrt haben Männer ihre Frauen verſtoßen, wenn dieſe gläubig wurden. „Zwei junge Leute, Braut und Bräutigam, hatten beide ein Herz für Gottes Wort, mußten aber ihre Liebe zum Herrn ſtill im Herzen tragen, bis ſie verheiratet waren, ſonſt hätten ſie ſich nicht gekriegt. Aber gleich nach ihrer Hochzeit kamen ſie beide und ließen ſich zum Taufunterrichte aufſchreiben. Nun aber war der Teufel in der Verwandtſchaft los. Dem jungen Manne konnte man nichts anhaben, aber ſeine Frau nahm man gleich von ihm weg; doch lief ſie immer zu ihrem Manne zurück. So fing man an, die Frau zu ſchlagen; aber wenn es Zeit zur Kirche und Schule war, kam ſie trotz der Schläge. Dann band man ſie jedesmal mit einem Riemen an einen Pfahl, wenn die Glocke läutete. Der junge Mann kam und klagte Behrens ſeine Not und frug, was er thun ſollte. „Gar nichts ſollſt du thun als nur beten," lautete die Antwort. „Das Feſtbinden werden die Heiden bald müde und deine Frau kann ungehindert zur Kirche und Schule kommen." Er befolgte den Rat und es dauerte nicht lange, ſo wurde die Frau nicht mehr feſtgebunden und kam regelmäßig zur Kirche und Schule und lernte ganz ausgezeichnet. Sie iſt dann ſpäter mit ihrem Manne getauft und beide ſind aufrichtige Chriſten, beſonders die Frau iſt eine gediegene Seele. — Ein junges Mädchen wollte gern lernen, durfte es aber nicht kund geben vor ihren Eltern, auch nie am Tage zur Kirche kommen. Da machte ſie es wie Nikodemus und kam im Dunkeln heimlich zur Abendandacht. Eines Sonntagmorgens, als die Glocke läutete, faßte ſie ſich aber ein Herz, kam zur Kirche und als die Kirche aus war, lieh ſie ſich ein Kopftuch, ging zum Bach, wuſch ſich den Kopf rein, band das Tuch um und ſagte zu den

chriſtlichen Frauen: „So will ich mich heute meinem Vater zeigen und ihm rund heraus bekennen, daß ich eine Chriſtin werden will.“ Sie that es. Als aber der Alte ſie ſah, ergriff er ein Stück Brennholz und ſchlug auf ſein Kind los, als wenn er es totſchlagen wollte, das Tuch riß er ihr vom Kopfe und warf es über die Hecke. Der ältere Bruder, der dabei ſtand, obgleich auch ein Heide, konnte das nicht länger anſehen, riß dem Alten das Holz aus der Hand und ſagte: „Morden ſollſt du dein Kind nicht.“ Darauf verſtieß der Alte ſeine Tochter mit den Worten: „Nie kommſt du wieder vor meine Augen.“ Das Mädchen hielt ſich von da an zur Schule, lernte gut, iſt getauft und mit einem chriſtlichen Jünglinge verheiratet. Der Zorn des Vaters hat ſich längſt gelegt.“

Verfolgungen im größeren Umfange etwa wie im Lande Sekukunis oder auf Madagaskar gab es nicht. Aber manche Buren ſahen es mit Neid, wie Bethanien ein ſo ſtattliches chriſtliches Dorf wurde; der eine wollte dem Zendeling die Kehle abſchneiden, der andre ihn erſchießen, noch andre wollten ihm in der Nacht das Haus abbrennen u. dgl. mehr. Am ſchlimmſten wurde es, als die Miſſion das große Grundſtück käuflich erwarb, auf dem Bethanien angelegt war. Einige Buren machten den heidniſchen Häuptling Mamagale betrunken und forderten ihn dann auf, „alle weißen Häuſer umzuſtoßen.“ Wenn er nur erſt anfinge, ſo würden ſie ſchon nachkommen und ihm helfen; es dürfe in Bethanien kein weißes Haus ſtehen bleiben. Der Häuptling rückte auch wirklich mit einem großen Haufen Heiden heran, die mit Aſſagaien und Keulen bewaffnet waren. Es waren damals gerade drei junge Hermannsburger Miſſionare bei Behrens zu Beſuch. Als dieſe alle dem Häuptling feſt entgegentraten, zog er mit ſeinem Anhange ab. Seitdem iſt von den Heiden nichts wieder gegen die Chriſten unternommen worden; ſie haben ſich damit begnügt, dieſelben zu verſpotten.

Auch in der Gemeinde gab es verhältnismäßig wenig ſchmerzliche Erfahrungen. Einmal mußte ein Jüngling wegen unchriſtlichen Wandels eine Zeit lang ausgeſchloſſen werden. Da verließ er die Gemeinde und fiel ins Heidentum zurück. Ferner ſind mehrere Fälle von Ehebruch vorgekommen, welche den Ausſchluß aus der Gemeinde nötig machten; aber die Sünde wurde meiſt aufrichtig bereut, ſo daß die Wiederaufnahme ſtattfinden konnte. Behrens

übt eine ſtrenge Kirchenzucht und wird in ihr von der Gemeinde unterſtützt. So ſchloß er auch diejenigen, welche ſich an heidniſcher Zauberei beteiligt, für einige Zeit aus der Gemeinde aus und nötigte ſie, ganz hinten in der Kirche auf der Armenſünderbank Platz zu nehmen. Als einmal der Gottesdienſt ſchlecht beſucht war, ließ er ſeinen Sohn predigen und ging unterdes ſelbſt von Haus zu Haus, um nachzuſehen, warum die Leute nicht in die Kirche kamen. Alle, welche er daheim antraf, ſchrieb er auf und verlas die Liſte im nächſten Gottesdienſte, was zur Folge hatte, daß ſeitdem auch die Abend- und Wochengottesdienſte wieder ſehr zahlreich beſucht wurden. Als die großen Schulmädchen beim Ährenleſen miteinander in einen erbitterten Streit geraten waren und zwei Parteien bildeten, die förmlich Krieg miteinander führten, da griff der energiſche Mann zur Peitſche, nachdem er unter Thränen ihnen eine herzandringende Strafpredigt gehalten.

Von Anfang an hat Behrens auch feſte chriſtliche Ordnungen geſchaffen, die ſich nun längſt ganz eingelebt haben: nämlich Kirchenälteſte, Kantoren und Küſter eingeſetzt — ſie alle haben ſich gut gehalten und ſind allezeit dem Miſſionar eine Stütze und Hilfe geweſen. Auch eine Kirchenſteuer iſt ſchon ſeit etwa 10 Jahren eingeführt und zwar eine ſehr bedeutende. Jeder Familienvater hat jährlich 20 M., jede Witwe und jeder konfirmierte Jüngling 10 Mk. für die Beſtreitung der kirchlichen Bedürfniſſe zu entrichten. Die Einführung dieſer Steuer machte gar keine Schwierigkeit. Alle drückten ihre Willigkeit aus und erklärten ſich auch mit der Höhe des Beitrages einverſtanden. Als ſich einmal ein Jüngling weigerte, ſeine 10 Mk. zu entrichten, erfolgte ſofort Ausſchluß aus der Gemeinde und Ausweiſung aus dem Orte. Da bat der junge Mann bald um Vergebung und brachte ſeinen Beitrag. Auch Schulgeld muß bezahlt werden, für jedes Kind jährlich 2½ Mk. Dagegen giebt es keine Gebühren für kirchliche Handlungen, um den Schein zu vermeiden, als würden die „Heiligtümer bezahlt."

So baute ſich die Gemeinde nach innen und außen und das Wort Gottes wuchs und mehrte ſich. Zum Schluß noch drei Geſchichten: eine Bekehrungsgeſchichte, eine Sterbegeſchichte und eine Vergeltungsgeſchichte.

Unter den Heiden in Bethanien war ein Mann, der ſich ſeiner Sünden und ſeines Haſſes gegen das Chriſtentum beſonders laut rühmte; niemand dachte, daß dieſer Feind des Evangeliums

einmal zum Glauben kommen könnte. Aber siehe! eines Sonntags verläuft er sich in die Kirche, das Wort, das er hört, packt ihn und er findet keine Ruhe, bis er sich „das Buch“ gekauft hat und lernt. Nach einigen Tagen kommt er zu dem Missionar mit seinen beiden Frauen und erklärt: „Mit meiner ersten Frau wünsche ich angeschrieben zu werden zum Taufunterricht und diese meine zweite Frau will ich entlassen.“ Bald darauf findet ihn sein Dienstherr unter einem Baume sitzend und im „Buche“ lesend. „April — so war sein Name — was machst du denn da?“ „Baas — so werden die Buren genannt — ich lerne.“ „Was? du alter Heide lernst?“ „Ja, Baas, unser Lehrer hat eine große Angel und er hat mich damit gefangen und ans Land geschleppt; ich kann nichts mehr gegen Gottes Wort, es ist mir zu stark geworden.“ Dieser April ist nun längst mit seiner ganzen Familie getauft und ein wackrer Christ geworden. Seine zweite Frau, die er um des Christentums willen entließ, hat sich später auch bekehrt und einen christlichen Mann aus einer andern Hermannsburger Missionsgemeinde geheiratet.

Nun folgt mir an das Sterbebett eines christlichen Betschuanen. Der Mann, der darauf liegt, leidet an der heftigsten Ruhr. Mit voller Ruhe nimmt er von Weib und Kindern Abschied und tröstet sie über seinen Heimgang. Als der Missionar ihn fragt: „Hast du wirklich Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein?“ giebt er zur Antwort: „Ich hänge mit nichts mehr an der Welt, sondern sehe nur zum Herrn auf, daß er mich abhole.“ Möchtest du nicht auch so sterben?

Und nun meine Vergeltungsgeschichte. Sie erzählt aber nicht ein göttliches Strafgericht, sondern eine göttliche Segensvergeltung. Als im Jahre 1853 die zweiten 12 Zöglinge in das Missionsseminar des berühmten Ludwig Harms in Hermannsburg eintraten, da befand sich unter ihnen auch ein junger bereits verheirateter wohlhabender Bauer, der der Mission seinen ganzen Hof mit allem Zubehör und 300 Morgen Land zum Eigentum schenkte und dann als einfacher Zögling mit Weib und Kind ins Missionshaus zog. Die Sache machte großes Aufsehen; der junge Bauer wurde für verrückt verschrien und der Pastor Ludwig Harms als ein Erbschleicher verlästert. Nun, dieser Bauer ist — der Missionar von Bethanien, Behrens. Unser Herr Jesus Christus hat einmal gesagt: „Wer verläßt Häuser oder Brüder

oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." Die Geschichte von Bethanien zeigt, daß der Herr sein Wort hält. Alles, was Behrens in Europa verlassen, hat ihm der Herr in Afrika reichlich vergolten. Er segne den demütigen, energischen, treuen Arbeiter auch ferner nach dem Reichtum seiner mächtigen Gnade und lasse seine Missionsstation ein Bethanien bleiben und immer mehr werden zum Preise seines Namens, zum Lohne des Missionars und zum Heile vieler Seelen!

IX. Einige Bilder aus der Londoner Miſſion in Schoſchong.

Ich führe euch heute wieder auf eine Miſſionsſtation unter den Betſchuanen und zwar zu einem Stamme dieſes im Oſten Südafrikas weit ausgedehnten Volkes, welcher den Namen Bamangwato führt. 1858 begann ein Hermannsburger Miſſionar hier den Samen des Evangeliums auszuſtreuen und er hatte das Glück, den älteſten Sohn der Häuptlings, von dem ich heut viel zu erzählen haben werde, für das Chriſtentum zu gewinnen und zu taufen. Infolge der ſchon neulich angedeuteten Mißhelligkeiten in der Hermannsburger Betſchuanenmiſſion übernahmen 1862 die Boten der Londoner Miſſionsgeſellſchaft das Arbeitsfeld unter den Bamangwato und ſie bebauen es bis heute. Der Mittelpunkt dieſer Miſſion iſt die ganz anſehnliche Stadt Schoſchong, deren Einwohnerzahl durch häufige Kriege und Auswanderungen ſich allerdings gegen früher, wo ſie über 30000 Seelen betrug, ſehr vermindert hat, aber immerhin für einen afrikaniſchen Ort ſehr bedeutend iſt, denn ſie überſteigt jedenfalls 15000. Schoſchong liegt nicht allzuweit von Bethanien entfernt, das wir neulich beſuchten, etwa 40 Meilen in nordöſtlicher Richtung, aber außerhalb des Gebiets der Transvaal-Republik.[1])

Die intereſſanteſte Erſcheinung in dieſer Miſſion iſt der jetzige Häuptling der Bamangwato, der in Schoſchong ſeine Reſidenz hat, derſelbe, welcher als Kronprinz von dem Hermannsburger Miſſionar vor einigen 20 Jahren die Taufe empfing. Er heißt Khame. Nicht bloß die Miſſionare, die ihn kennen, ſondern auch die ſoliden Kaufleute, die mit ihm zu thun haben, die Forſchungsreiſenden, die ihn beſucht, und ſelbſt die Jeſuiten, die er in ſeinem Lande nicht aufgenommen, ſtimmen in dem Zeugniſſe überein, daß dieſer chriſtliche Fürſt die edelſte Erſcheinung unter allen ſüdafrikaniſchen Potentaten iſt. Und was wir von ihm hören werden, wird auch uns überzeugen, daß dieſer Bamangwato-Häuptling Khame zu denjenigen Früchten der Miſſion gehört, die man als

[1]) Jetzt iſt der Ort auf Anſuchen des Häuptlings unter engliſche Schutzherrſchaft gekommen.

Thatbeweiſe für die Kraft des Evangeliums bezeichnen muß, obgleich auch ſein Bild nicht ohne Schatten iſt.

Khame iſt nicht ohne Kampf auf den Thron gekommen. Auch in Afrika ſind Thronſtreitigkeiten oft genug die Urſache vielen Blutvergießens. Als im Jahre 1874 der öſtreichiſche Reiſende Holub zum erſten Male Schoſchong beſuchte, herrſchte dort noch der Vater Khames, Sekhome, ein ganz roher Heide, deſſen ganze Kleidung aus einem um die Lenden geſchlungenen Lederlappen und einem Ledermäntelchen beſtand, das um die Schulter hing. Täglich kam dieſer Fürſt mit ſeinen Regendoktoren zu dem Reiſenden und bettelte. Seine Ratsherren hockten dann um ihn herum und machten alle ſeine Gebärden nach. Lachte der „König", ſo lachten alle, gähnte er, ſo gähnten alle. Einmal verbrannte er ſich die Lippen an dem heißen Thee und ſofort machten alle die Grimaſſen Seiner Majeſtät nach. Beim Fortgehen folgte ihm der ganze Rat im Gänſemarſch. Sekhome hatte ſieben Frauen. Als ſeine beiden Söhne Khame und Khamane Chriſten wurden und ſich weigerten, an der heidniſchen Sitte der Beſchneidung teilzunehmen, geriet der Vater in großen Zorn. Noch wütender wurde er, als der Thronfolger ganz entſchieden erklärte, zu ſeinem erſten Weibe kein zweites zu nehmen, obgleich der Vater ihn unabläſſig dazu drängte. Sein Haß gegen die chriſtlich gewordenen Söhne ging ſo weit, daß er ſie zu töten beſchloß. Als er keine Meuchelmörder fand, kam er ſelbſt mit einem Haufen Bewaffneter und als auch dieſe ſeinem Kommando nicht gehorchten, legte er eigenhändig auf die Prinzen an. Aber das Gewehr wurde ihm aus der Hand geſchlagen. Infolge dieſes mißlungenen Mordverſuchs mußte Sekhome fliehen und Khame, der bei dem Volke in großer Gunſt ſtand, hätte ſchon damals (1865) ſich leicht der Regierung bemächtigen können. Aber er geſtattete ſeinem Vater die Rückkehr unter der Bedingung, daß er die Chriſten nicht ferner verfolge. Zum Dank verband ſich Sekhome mit den Feinden ſeines Volkes gegen ſeine chriſtlichen Söhne, ſo daß jetzt dieſe ihr Heil in der Flucht ſuchen mußten. Bald darauf wurde er aber von einem andern Thronbewerber verjagt und als dieſer das Volk gar zu ſehr tyranniſierte, riefen die Bamangwato Khame zu ihrem Könige aus, der auch kam und den Eindringling beſiegte. Aber der Friede dauerte wieder nur kurze Zeit. Seinem edeln Herzen folgend rief nämlich Khame ſeinen Vater zurück und dieſer vergalt

die kindliche Liebesthat dadurch, daß er den Khamane gegen seinen Bruder aufhetzte und ihm zur Herrschaft zu verhelfen suchte. Leider war Khamane diesen Hetzereien zugänglich, es kam zu allerlei Händeln zwischen den beiden christlichen Brüdern und Khame wanderte mit seinem Anhange aus und überließ die Regierung wieder seinem Vater. Die Bamangwato aber, die das weise Regiment Khames zu sehr schätzen gelernt hatten, hielten es bei dem Alten nicht lange aus und riefen seinen ältesten Sohn zurück, wobei es leider nicht ohne Kampf zwischen den beiden Brüdern abging. Seit dieser Zeit (1875) ist Khame ununterbrochen im Besitze der Herrschaft geblieben. Vater und Bruder hat er großmütig verziehen und wenigstens den letzteren fand der portugiesische Reisende Serpa Pinto in Schoschong, als er den Ort 1879 besuchte. Es ist in den vielen afrikanischen Thronstreitigkeiten unerhört, daß der Sieger seine überwundenen Gegner so großmütig behandelt, wie Khame gethan, und schon durch diese Handlungsweise liefert er den Beweis, daß er nicht bloß ein Namenchrist geworden ist.

Was für einen ganz andern Eindruck macht der christliche Fürst Khame als sein heidnischer Vater Sekhome. „Seine Haltung ist distinguiert, seine Kleidung einfach, aber äußerst geschmackvoll“ schreibt der zuletzt genannte, übrigens gar nicht missionsfreundliche, Reisende. „Sein Benehmen ist das eines vollendeten europäischen Gentleman. Er besitzt große Reichtümer, verwendet dieselben aber zum großen Teil zum Besten seiner Unterthanen. Einige Jahre vor meiner Ankunft war der Bamangwato-Distrikt von einer Pestilenz und später von einer Hungersnot heimgesucht worden. In Schoschong wurde die letztere jedoch nicht gefühlt, denn der König kaufte alles Getreide auf, welches er erhalten konnte und soll in einer Woche allein 100 000 Mk. dafür ausgegeben haben. Seine Unterthanen litten daher keine Not. Es war ein angenehmer Anblick, zu sehen, wie alle, welche dem Könige begegneten, ihn mit größter Ehrerbietung grüßten, aber es geschah nicht aus Furcht vor dem Herrscher, sondern aus Liebe zu dem väterlichen Freunde. Khame besucht die Wohnungen der Armen so gut wie die der Reichen und veranlaßt alle in gleicher Weise zur Arbeit. Frauen sowohl als Männer bestellen die Felder, auf denen ihnen die von England eingeführten Pflüge bei der Beackerung des Bodens vorzügliche Dienste leisten. Die Bamangwato

ſind aber nicht allein Ackerbauer ſondern auch Viehzüchter, und viele von ihnen beſitzen große Rinder- und Schafherden . . . Bei allen Beſchäftigungen geht ihnen der König mit gutem Beiſpiele voran, indem er auf dem Felde wie in den Häuſern ſtets unter ihnen weilt."

Unter dem weiſen Friedensregiment eines ſolchen chriſtlichen Häuptlings wurde natürlich der Einfluß des Evangeliums je länger je größer und mit der wachſenden Ordnung und Sicherheit ſchlug auch die chriſtliche Civiliſation immer tiefere Wurzeln. Welch ein Unterſchied ſchon in der äußeren Erſcheinung des Ortes und der Leute zwiſchen ſonſt und jetzt! Zwar die meiſten Einwohner der Stadt wohnen noch in ihren runden, niedrigen, ſtrohgedeckten Rohrhütten, aber dieſe Hütten ſind weit reinlicher als früher und liegen nicht mehr ſo labyrinthartig durcheinander. Etwas entfernt von der eigentlichen Betſchuanenſtadt befindet ſich das europäiſche Stadtviertel, in welchem die ſtattlichen Steinhäuſer einiger engliſcher Kaufleute ſtehen und die Miſſionskolonie iſt, in welcher eine hübſche Kirche ſich beſonders hervorthut. Ganz allgemein iſt jetzt ein gewiſſes Maß der Bekleidung geworden; nackte Kinder und halbnackte Frauen und Männer gehören zu den Seltenheiten. Der Handel iſt bedeutend und nimmt von Jahr zu Jahr zu. „Daß ſich mitten unter den vielen barbariſchen Völkerſchaften ein von den übrigen ſo grundverſchiedener Stamm findet, iſt meiner Überzeugung nach den engliſchen Miſſionaren zu danken," erklärt der ſchon wiederholt erwähnte portugieſiſche Reiſende. Und auch ſein öſtreichiſcher Kollege iſt des Lobes der Londoner Miſſionare voll, die er als „wahre Apoſtel des Friedens" bezeichnet. „Wenn heute Khame, der Sohn Sekhomes als der beſte Herrſcher unter den Eingebornen Südafrikas anerkannt wird, ſo iſt das ihr Werk."

Eine große Gefahr drohte den Bamangwato durch die Einfuhr des Branntweins. Wir wiſſen, wie viel Unheil der Branntwein unter uns anrichtet, aber das Verderben, welches er den wilden Stämmen Afrikas bringt, iſt noch viel größer. Das Feuerwaſſer vertiert ſie vollends; es ruiniert nicht bloß ihren Wohlſtand, beſtärkt ſie nicht bloß in ihrer natürlichen Faulheit und ſtachelt nicht bloß ihre Leidenſchaften auf, es vergiftet auch den guten Samen, den die Predigt des Evangeliums in die Herzen der Eingebornen ſtreut. Unter den feindlichen Mächten, welche das Segenswerk der Miſſion aufhalten und zerſtören, iſt der

Branntwein eine der verderblichsten. Dennoch ist die Zahl der gewissenlosen Händler groß, welche die leidenschaftliche Liebe der Wilden zu dem Feuerwasser zu ihrem eignen Vorteil ausbeuten, unbekümmert darum, ob sie ganze Stämme ruinieren. Natürlich suchen die Missionare den Verkauf des Branntweins möglichst zu hindern, und daher kommts, daß so viele Händler ihre erklärten Feinde sind und das Missionswerk verdächtigen.

Mit großem Ernst und in einer für die Europäer sehr beschämenden Weise trat nun in Schoschong der Häuptling Khame dem verruchten Branntweinhandel entgegen. Er wollte nicht herrschen über ein trunkenes Volk. Wie er niemals in Vielweiberei gelebt hat, so hat er auch von Jugend auf keinen Branntwein getrunken. Auf das wiederholte Drängen der Händler hatte er anfangs gestattet, kleine Quantitäten Branntwein einzuführen, weil man ihm vorredete, mäßig genossen sei er Medizin. Als er aber sah, wie die Leute sich bald betranken, verbot er jede Branntweineinfuhr. Dennoch umgingen die Händler das Verbot und verführten auch durch ihre eigne Trunksucht die Eingebornen. Einer derselben wurde daher gefangen gesetzt und zu einer Strafe von 2000 Mk. verurteilt. Khame suchte auch die englischen Händler wiederholt in ihren Wohnungen auf und fand sie mehr als einmal im Zustand völliger Berauschtheit. Als er zwei Handlungsgehilfen vor ihren Gehöften in trunkenem Zustand fand, verurteilte er jeden in öffentlicher Ratsversammlung zu 200 Mk. Strafe und erklärte: „Wenn ihr euch nicht enthalten könnt, so trinkt wenigstens innerhalb eurer Wohnungen; aber gebt nicht auch noch meinen Leuten ein schlechtes Beispiel.“ Als auch diese Strafen nicht halfen und ein neuer Fall schmutzigster Trunkenheit bei einem Händler vorkam, da riß dem christlichen Fürsten die Geduld. Er berief die Händler zu einer öffentlichen Versammlung und hielt ihnen etwa folgende Rede:

„Ich bin allerdings nur ein schwarzer Mann, aber wenn ich auch schwarz bin, so bin ich doch jetzt noch Herr in meinem eignen Lande. Wäret ihr die Herrscher, so könntet ihr thun, was ihr wollt; aber jetzt herrsche ich und will meine Gesetze, die ihr verachtet, aufrecht erhalten. Ihr habt mich beleidigt und verachtet in meiner eignen Stadt, weil ich ein schwarzer Mann bin; ihr thut das, weil ihr uns Schwarze in euren Herzen verachtet. Wenn ihr uns verachtet, was habt ihr in diesem Lande, das uns Gott

gegeben hat, zu ſuchen? Geht wieder zurück in euer eignes Land, nehmt alles, was euch gehört, ich will keinen Schuhriemen von euch behalten, aber macht, daß ihr fortkommt. Wenn noch irgend jemand hier iſt, der meine Geſetze nicht leiden kann, der mag auch gehen. Ihr ſolltet euch über euch ſelbſt ſchämen. Ich ſuche mein Volk dahin zu bringen, daß es handle dem Worte Gottes gemäß, welches wir von den weißen Leuten erhalten haben, und ihr gebt ihm ein Beiſpiel von Schlechtigkeiten, wie wir ſie nie gekannt haben. Ihr wäret das Volk des Wortes Gottes, ihr? Ihr wißt, daß ſelbſt einige meiner Brüder ſich haben zum Trunke verführen laſſen und ich will, daß ſie das Getränk gar nicht mehr zu Geſicht bekommen ſollen, damit ſie die ſchlechte Gewohnheit wieder vergeſſen. Ihr habt den Branntwein nicht nur hierher gebracht, ſondern ihr habt mich auch ſelbſt damit verführen wollen. Heute mache ich nun ein Ende damit. Geht, bringt euer Vieh zuſammen und macht, daß ihr aus meiner Stadt kommt, und kommt mir niemals wieder."

Eine tiefe Stille folgte auf dieſe ernſte Rede Khames. Scham und Verwirrung hatte die Händler ergriffen und ſie vermochten kein Wort zu entgegnen. Endlich verſuchten ſie es, den zürnenden König um Mitleid zu bitten; namentlich einer, der von Jugend auf in Schoſchong gewohnt, bat um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen. Aber Khame war diesmal unerbittlich. „Ich darf kein Mitleid mit euch haben," gab er zur Antwort, „es iſt meine Pflicht, Mitleid mit meinem eignen Volke zu haben, über welches Gott mich geſetzt hat, und heute will ich ihm wahrlich Mitleid beweiſen."

Und bei dieſer Entſcheidung blieb es: alle Branntweinhändler mußten Schoſchong verlaſſen. Darauf berief Khame eine Volksverſammlung und verbot hier auch den Genuß berauſchenden Bieres. Der engliſche Miſſionar machte ihm ſpäter darüber Vorſtellungen, Bier ſei doch auch ein Nahrungsmittel u. dergl. Aber der König entgegnete: „Nein, das iſt Lüge, die man euch Miſſionaren aufgebunden hat. Das Getränk, welches unſer Volk liebt, iſt ſo ſchlecht wie das, welches euer Volk liebt. Wenn einer irgend eine Schlechtigkeit vor hat, ſo trinkt er erſt Bier. Wenn einer ein Weib entführen will, ſo thut er es nachdem er Bier getrunken. Jedes erdenkliche Böſe wird vermittelſt des Bieres zur Ausführung

gebracht. Ihr Miſſionare mögt darüber getäuſcht werden, aber bei mir iſt dieſe Täuſchung unmöglich."

Seitens des großen ſchottiſchen Mäßigkeitsvereins iſt dem tapfern Häuptling für dieſes entſchloſſene Auftreten eine Dankadreſſe geſchickt worden und ich denke, er hat ſie auch verdient.

Ebenſo feſt zeigte ſich der Bamangwatofürſt, als römiſch katholiſche Miſſionare und zwar Jeſuiten ſich in ſeinem Lande niederlaſſen wollten. Auch dieſes unbefugte dreiſte Eindringen der römiſchen Störenfriede in die von Proteſtanten beſetzten Miſſionsgebiete iſt ein großes Ärgernis in der Miſſion und hat ſchon viel Verwirrung und Unheil angerichtet. Die noch heidniſche Welt iſt ja groß genug, die römiſchen Miſſionare könnten alſo in ſolche Gebiete gehen, wo überhaupt noch nicht miſſioniert wird; aber ſie ſcheinen ihre beſondere Freude daran zu haben, zu ernten, wo proteſtantiſche Boten des Evangeliums vor ihnen gepflügt und geſäet haben. So haben ſie es gemacht z. B. auf den Sandwich- und vielen Südſeeinſeln, unter den Kolhs in Indien, auf Madagaskar, in Weſt-, Oſt- und Südafrika. Und ſo wollten ſie es auch in Schoſchong machen; aber König Khame ſchob ihrem Treiben hier einen Riegel vor.

Am 23. Juli 1879 gab es eine große Aufregung in der Stadt der Bamangwato. „Elf Lehrer ſind auf einmal angekommen" — dieſe Rede ging von Mund zu Mund. Ein großer Volkshaufe verſammelte ſich um die Wagen der Fremdlinge. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien auf einem der Wagen ein Bild: der Heiland am Kreuz und zu ſeinen Füßen zwei anbetende Zulukaffern. Aber dieſe Schauſtellung verfehlte völlig ihren Zweck. Die Bamangwato fühlten ſich beleidigt, weil ſie glaubten, dadurch ſolle gezeigt werden, Schwarze hätten Jeſum gekreuzigt. Das Hinterladergewehr, welches die Jeſuiten als Geſchenk an Khame ſandten, wurde nicht angenommen, aber die nachgeſuchte Audienz für den folgenden Tag bewilligt. Bei dieſer Zuſammenkunft bat der Pater Depelchin Khame zuerſt, das ihm angebotene Geſchenk doch anzunehmen, worauf dieſer erwiderte: „Ich nehme von Miſſionaren überhaupt keine Geſchenke an."

„Nun, wir haben einen Brief von dem Gouverneur der Kapkolonie, Sir Bartle Frere; er hat uns beſonders an Sie empfohlen als an ſeinen Freund, den guten Häuptling Khame. Es wird ihn ſehr freuen, wenn Sie uns einen Platz in Ihrem Lande

geben wollen, wo wir uns anſiedeln können. Wir wollen gute und getreue Unterthanen ſein und Ihren Geſetzen gehorchen. Wir wollen uns nicht bereichern, uns auch nicht in Politik miſchen, ſondern bloß Sie und Ihr Volk unterrichten. Einige unſrer Laienbrüder ſind geſchickte Handwerker und ſie werden Ihre Leute nützliche Dinge lehren. Wir wünſchen keine augenblickliche Zuſage, ſondern bitten nur, daß Sie die Sache reiflich erwägen."

„Da iſt nichts zu erwägen — antwortete Khame — ich habe bereits meinen Lehrer und bin mit ſeinem Unterricht zufrieden. Ich kann Euch daher nicht geſtatten, Euch hier niederzulaſſen."

„Aber bedenken Sie, was für Vorteile wir Ihnen bieten: wir werden Ihre Leute in nützlichen Handwerken unterrichten. Ein Miſſionar iſt nicht genug für eine ſo große Stadt. Und dann würde es dem Herrn Gouverneur (der Notabene ein guter Proteſtant iſt) ſo angenehm ſein, wenn wir hier blieben. Wenn wir aber in dieſer Stadt nicht bleiben ſollen, ſo weiſen Sie uns einen andern Ort an. Wir werden auch Nonnen kommen laſſen, die Weiber zu lehren."

Aber auch die Nonnen machten auf Khame keinen Eindruck. „Es iſt ganz vergeblich, weiter in mich zu dringen. Selbſt als der proteſtantiſche Miſſionor Coillard um die Erlaubnis bat, in einer entfernten Stadt eine Miſſionsſtation zu gründen, habe ich ihm dieſelbe erſt gewährt, als unſre Londoner Miſſionsgeſellſchaft ſich damit einverſtanden erklärte. Und Ihr ſeid keine Proteſtanten. Was lehrt Ihr denn eigentlich?"

„Die Liebe Gottes zu den Menſchen und die Dahingabe ſeines Sohnes für uns. Wir predigen aus dem Alten und Neuen Teſtament, haben aber die Bibel noch nicht in eure Sprache überſetzt." (Damit wollte der Pater natürlich bei Khame ſich einſchmeicheln, da er wohl wußte, in wie hoher Achtung bei ihm die Bibel ſtand.)

„Wir haben bereits eine ſolche Überſetzung."

„Nun, unſre Bibel iſt die nämliche; wo ſie von der eurigen abweicht, handelt es ſich bloß um kleine Verſchiedenheiten."

Hier unterbrach ein untergeordneter Pater den Wortführer: „Sagt nicht ſo, es giebt ſonſt ein Mißverſtändnis," worauf dieſer fortfuhr:

„Wir halten die Bibel für Gottes Wort, geſtatten aber keine Privatauslegung. Sie iſt ein ſchwer zu verſtehendes Buch. Die

Kirche aber, welche noch die gleiche Autorität hat, die ihr bei ihrer Gründung von Chriſto gegeben wurde und deren Haupt ein Nachfolger der Apoſtel iſt, hat eine feſte Erklärung. Als unſer Heiland auf Erden war, übergab er ſeine Kirche dem Petrus und ſagte: „Auf dieſen Felſen will ich bauen meine Gemeinde.“ Da nun ſpäter Petrus Biſchof von Rom wurde und unſer gegenwärtiger geiſtlicher Vater Leo XIII. ſein Nachfolger iſt, ſo haben die Lehren unſrer Kirche apoſtoliſche Autorität.“

Als auf dieſe Auseinanderſetzung Khame die Frage an den Pater richtete: „Wer war denn der Vater des Petrus?“ unterbrachen ihn die Jeſuiten mit der Bemerkung, das gehöre nicht hierher. Der König wollte ſagen: Petrus iſt nicht Gottes Sohn wie Chriſtus, alſo auch nicht das Haupt der Kirche. Er ließ aber den Pater weiter reden: „Vor ſeiner Himmelfahrt ſprach Jeſus zu ſeiner Kirche: Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Da wir nun zu der von ihm gegründeten Kirche gehören, ſo iſt er bei uns. 1500 Jahre nach ſeiner Himmelfahrt trennte ſich eine Partei unter Luther und andern Führern von uns, um eine neue Kirche zu gründen, und zu dieſer von Menſchen gegründeten Kirche gehört Ihr Miſſionar. Chriſtus kann nicht zugleich in zwei Kirchen gegenwärtig ſein, die einander entgegengeſetzt ſind.“

Khame ließ ſich nun auf weiter keine Disputation ein, ſondern erklärte: „Ich bin ein Mitglied der hieſigen Kirche und wenn in der eurigen anders gelehrt wird, ſo würde eure Niederlaſſung ja nur zu Streitigkeiten Veranlaſſung geben.“ Damit waren die Herren Patres entlaſſen und das Bamangwatoreich blieb vor ihren Umtrieben bewahrt.

Natürlich ſind die römiſchen Miſſionare nun nicht gut auf Schoſchong zu ſprechen. Zwar den König können ſie nicht herabſetzen, ſie würden damit in einen zu offenbaren Widerſpruch geraten zu den einſtimmig lobenden Zeugniſſen auch katholiſcher Reiſender. Auch hat er gegen ſie ſich ganz anſtändig und loyal benommen. Dafür verdächtigen ſie aber das Werk der proteſtantiſchen Miſſionare, die ſie in ihrer Unkenntnis immer Wesleyaner nennen. In dem Tagebuche des einen Paters heißt es: „Viele ſind getauft, allein wenige, faſt keiner wußte, daß Chriſtus Menſch geworden ſei.“ Der jeſuitiſche Herausgeber dieſes Tagebuches macht dazu ein Ausrufungszeichen. Ich weiß nicht ob

darum, weil ihm diese Behauptung denn doch zu unwahrscheinlich vorkommt oder weil er sie noch verstärken will. Jedenfalls ist diese Lüge zu plump, als daß ein verständiger Mensch sie glauben sollte. Hat denn der Herr Pater während des kurzen Aufenthalts in Schoschong alle dortigen Christen examiniert? Er verstand ja gar nicht einmal ihre Sprache, denn man bediente sich in der Unterredung mit Khame eines Dolmetschers. An gutem Unterricht lassen es die protestantischen Missionare gewiß nicht fehlen und in Schoschong sind sie sehr vorsichtig, bevor sie einem die Taufe erteilen. Allerdings wird der Schulunterricht dadurch etwas erschwert, daß die jungen Leute zeitweise auf die fern gelegenen Viehposten müssen oder an Jagdzügen teilnehmen. „Aber" — wird uns berichtet — „es ist ein lieblicher Anblick zu sehen, wie die jungen Leute dann ihre Lesebücher oder Sprachbücher oder Neuen Testamente mit sich tragen." Also in den Grundlehren des Evangelii werden die Christen von Schoschong wohl zu Hause sein. Zum Beweise dafür, daß dies in der That der Fall sein muß, will ich zum Schluß noch eine Geschichte erzählen. Die Christengemeinde in Schoschong sendet nämlich bereits aus ihrer eignen Mitte Boten des Evangeliums zu andern Heiden. Wenn ihr hören werdet, wie es bei dieser Aussendung zugegangen ist, dann wird niemand mehr daran zweifeln, daß der jesuitische Pater sich einer Verleumdung schuldig gemacht hat.

Ungefähr 40 Meilen nordwestlich von Schoschong liegt der von Livingstone zuerst entdeckte Ngami-See. Der Weg nach demselben führt durch viel wüstes Land, das Volk, welches dort wohnt, ist ziemlich arm und heruntergekommen und das Klima für Europäer recht ungesund. Schon vor einigen 20 Jahren berührten Boten der Londoner Missionsgesellschaft auf einer Expedition zu einem andern Stamme den See, sie konnten aber trotz des Wunsches eines dortigen Häuptlings nicht bleiben. Ungefähr 15 Jahre später wandte sich dann der Sohn jenes Häuptlings durch den König Khame an die Missionare in Schoschong mit der Bitte um Bücher und Lehrer. 1877 wurde diese Bitte erfüllt. Zwar ein europäischer Missionar konnte nicht am See stationiert werden; aber es wurde ein solcher beauftragt, zwei eingeborne Evangelisten hinzugeleiten, die in dem Lehrerseminar herangebildet worden waren, das man in Schoschong errichtet, später aber auf die südlicher gelegene Station Kuruman verlegt hatte.

Gott ſegnete die Arbeit dieſer beiden farbigen Evangeliſten und ließ ſie Gnade finden vor dem Häuptling und allem Volk. 1881 hielt es aber der Miſſionar in Schoſchong für ſeine Pflicht, die Arbeiter am Ngami-See einmal zu beſuchen, um mit eignen Augen zu ſehen, wie die Sachen ſtünden und durch Rat und That das Werk zu fördern.

Er ſtellte der Gemeinde in Schoſchong vor, daß es recht und billig ſei, durch Abgeſandte aus ihrer eignen Mitte ſich an dieſer Viſitation zu beteiligen, um die einſamen Arbeiter am Ngami-See zu unterſtützen und zu erquicken. Sofort waren vier Männer, unter ihnen zwei Gemeindeälteſte, bereit, mit dem Miſſionar zu ziehen. Die ganze Stadt war voll Begeiſterung für die Expedition an den Ngami-See. Die Frauen bereiteten Mehl, die Männer brachten Geld und Vieh. Und zwar: nicht gezwungen, ſondern willig lich: die Gemeinde rechnete es ſich zur Ehre, dieſe Opfer zu bringen. Im ganzen waren es 500 einzelne Gaben.

Am Sonntag den 20. März 1881 fand die feierliche Verabſchiedung ſtatt. Frühmorgens mit Sonnenaufgang verſammelte man ſich in der Kirche, die Schwarzen zählten nach tauſenden; auch einige europäiſche Kaufleute waren erſchienen. Der Miſſionar ſaß als Zuhörer unter den Verſammelten, denn die eingebornen Älteſten hielten den Gottesdienſt. Nachdem man geſungen, gebetet, den Zweck der bevorſtehenden Reiſe dargelegt und die Abgeſandten zur Treue ermahnt hatte, wurden die vier Begleiter des Miſſionars unter Gebet und Handauflegung vom König und den Älteſten feierlich eingeſegnet. „Die Sache, welche uns heut zuſammengeführt hat," ſprach der erſtere, „iſt keine Sache des Bamangwatoreiches, ſondern die Sache des großen Königs Jeſu Chriſti und ſeines Himmelreiches. Da geziemt es uns, das, was wir thun, voll Ernſt und Eifer, von ganzem Herzen und nicht nur mit den Lippen zu thun und dem Herrn dafür zu danken, daß er uns ſolch ein Werk anvertraut hat."

Erſt nach Beendigung des Gottesdienſtes erhob ſich der Miſſionar Hepburn, um mit wenig Worten an die Einführung des Evangeliums im Bamangwatolande zu erinnern, und dann öffentlich auszudrücken, wie innig es ihn gefreut habe, heut einer ſolchen Feier beiwohnen zu dürfen. Die weißen Händler waren voll Staunen, denn ſo etwas hatten ſie den Bamangwato nie zugetraut. „Ja," ſagten ſie, „heute iſt es uns handgreiflich geworden, daß

die Miſſion hier eine Macht geworden iſt.“ Noch eine ganze Reihe Verſammlungen wurden gehalten an dieſem Sonntage. Auch die Kinder wollten ihre Teilnahme bezeugen. Während der Miſſionar ſich zu ſeiner engliſchen Nachmittagspredigt für die Europäer rüſtet, erſcheint plötzlich eine ganze Schar von ihnen vor ſeiner Studierſtube und ſie bringen ihm mit freudeſtrahlenden Geſichtern 272 einzelne Geldſtücke im Geſamtbetrage von 250 Mk. Was für erfreuliche Erfahrungen auf dieſer Reiſe gemacht wurden, das gehört nicht mehr hierher. Die Abgeſandten von Schoſchong hielten ſich wacker, auch als Miſſionar Hepburn zurückkehren mußte. Ich erzähle das aber heute nicht weiter; denn es ging mir jetzt nur darum zu zeigen, daß eine Gemeinde, die in ſolcher Weiſe eine Miſſionsexpedition ausrüſtet, wohl wiſſen wird, wer Chriſtus iſt. Und ſie wird wohl auch noch etwas mehr wiſſen. Ja, ſie wird vom Chriſtentum nicht bloß etwas wiſſen, ſondern auch etwas haben, denn nur wer etwas hat, kann auch etwas geben. Freilich wir dürfen auch den Wert dieſer Schoſchonger Miſſionsbegeiſterung nicht all zu hoch anſchlagen. In ſehr nüchterner Weiſe warnt der dortige Miſſionar ſelbſt vor ſolcher Überſchätzung. Es fehlt noch immer viel, daß die Stadt der Bamangwato eine ganz und gar chriſtliche wäre.

Wie groß die Gemeinde in Schoſchong iſt, kann ich nicht ſagen, denn merkwürdigerweiſe enthalten die Berichte keine Zahlenangaben. Aber nach der zuletzt erzählten Geſchichte wie nach den Berichten der Reiſenden muß die Zahl beträchtlich ſein, wenn vielleicht auch der vollen Kirchenmitglieder oder Kommunikanten noch nicht allzu viele ſind. Denn die Londoner Miſſionare ſind ſehr vorſichtig und prüfen lange, ehe ſie einem Heidenchriſten das volle Recht der Kirchenmitgliedſchaft erteilen und ihn zum heiligen Abendmahle zulaſſen. Käme es ihnen nur auf Namenchriſtentum an, ſo wäre vielleicht ſchon die ganze Stadt getauft; ſie brauchten nur die Gunſt des Häuptlings etwas mehr auszubeuten. Aber ſie ſind ſo weit entfernt, das zu thun, daß ſie den fürſtlichen Eifer Khames vielmehr zügeln und mit großem Ernſt vor der Anwendung auch gelinder Gewaltmittel warnen, um die Heiden zur Annahme des Chriſtentums zu bewegen. Daß Khame auf die Beſeitigung ſolcher heidniſcher Sitten dringt, welche greuelhaft ſind, darin laſſen ſie ihn natürlich gewähren; ſonſt aber halten ſie ſich ſtreng daran, daß das Reich Chriſti gebaut wird in der Kraft des

Zeugniſſes und der Überzeugung, ohne Mittel weltlicher Ritterſchaft. Daß aber ein mächtiger Häuptling ihr eifriger Mitarbeiter iſt, das beweiſt, daß auch in der heutigen Miſſion hier und da ein „Gewaltiger nach dem Fleiſch“ berufen iſt und daß ein ſolcher Mann, wenn er in der Demut bleibt, ein großer Segen für das Werk des Herrn werden kann. Gott laſſe die heutige Miſſion viele ſolcher Starken zum Raube haben wie Khame, den König der Bamangwato in Schoſchong.

X. Eine Sklavenfreistätte in Ostafrika.

Freretown.

Es ist niemand unter uns, der nicht schon von dem großen „Missionar — Reisenden — Menschenfreund“ Livingstone gehört hätte. Unter den mancherlei Verdiensten, welche dieser ausgezeichnete Mann sich erworben, ist der unermüdliche Kampf gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel, den er bis zu seinem Tode geführt hat, vielleicht das größte. Wenn irgend ein Mensch, so hat Livingstone ein Recht auf den Namen eines Befreiers Afrikas. Zur Beseitigung des fluchwürdigen Menschenhandels in Ostafrika etwas beizutragen, hielt der berühmte Reisende für wichtiger „als die Entdeckung aller Quellen zusammengenommen.“ Der letzte Brief, den er aus dem Innern Afrikas geschrieben, schloß mit den Worten: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit noch hinzufügen kann, ist: möge des Himmels reicher Segen auf jeden kommen, sei er Amerikaner, Engländer oder Türke, welcher helfen will, die offene Wunde der Welt zu heilen.“ Man hat sehr passend diese „letzten Worte“ des tapfern Vorkämpfers der Sklavenbefreiung auf die Gedenktafel geschrieben, welche sein Grab in der Londoner Westminsterabtei, der großen Ruhmeshalle der englischen Nation, deckt. Wohl keiner unter allen Europäern hat „diese offene Wunde der Welt,“ den Sklavenhandel mit seinen Greueln so genau gekannt wie Livingstone. Im Juli 1871 erlebte er in der Nähe von Nyangwe am Lualabaflusse die furchtbarste Scene. Es war ein herrlicher Sommermorgen; über 1500 Menschen, meist Frauen hielten friedlich ihre Marktgeschäfte ab. Da wurde plötzlich von den Leuten eines arabischen Sklavenhändlers ein mörderisches Feuer auf die nichtsahnenden Schwarzen eröffnet und ein Gemetzel von solch grenzenloser Wildheit folgte, daß es auf Livingstone den Eindruck machte, als sei er in der Hölle. Das Ereignis war so grauenvoll und überwältigte ihn so, daß er später schreibt: „Es ist mir gelungen, manches Bild aus meinem Gedächtnis zu tilgen; aber mit den schrecklichen Scenen, die ich an jenem Morgen gesehen, will

es mir nicht gelingen. Sie verfolgen mich selbst im Schlafe, und ich erwache zuweilen mit Schrecken, weil sie vor meine Seele treten.“ Livingstone ist kein Mann, der übertreibt. Wem die Schilderungen, die er von den Greueln des Sklavenhandels entwirft, zu schwarz erscheinen, den versichert er, diese Greuel seien so schlimm, daß eine Übertreibung überhaupt nicht möglich sei.

Es sind fast lauter arabische Händler, welche den Sklavenhandel betreiben. Für die Waren, welche sie ins Innere schaffen, nehmen sie Menschen als Bezahlung. Dadurch nötigen sie die Eingebornen, sich vornehmlich durch Kriege, Überfälle und dergl. solche lebendige Zahlmittel zu verschaffen und die Araber, die mit bewaffneten Banden reisen, helfen ihnen dabei oder sie überfallen auch auf eigne Faust friedliche Orte. So führt dieser schreckliche Menschenhandel zu fortgehendem Blutvergießen, Entvölkerung und Verwüstung, ganz zu geschweigen der Thränen, die um die gemordeten oder geraubten Familienglieder geweint werden. Auch auf dem Transport aus dem Innern nach der Küste werden die Sklaven oft genug aufs roheste behandelt, so daß ihrer viele den Mißhandlungen, Entbehrungen und — dem Heimweh erliegen. Man nimmt an, daß auf jeden wirklich auf den Markt gebrachten Sklaven mehr als fünf zu Grunde gerichtete Menschenleben kommen. Werden also, wie man berechnet hat, aus Ostafrika — ohne Ägypten — jährlich ca. 30000 Sklaven ausgeführt, so giebt das einen Menschenverlust für das Land von jährlich wenigstens 200000, also in 10 Jahren von mehr als zwei Millionen!! Und wenn es bloß dieser Menschenverlust wäre. Wo der Sklavenhandel blüht, da ist der Krieg in Permanenz; da hält die steigende Verwilderung jeden Fortschritt der Civilisation danieder. Ehe nicht an Stelle des Menschenhandels ein reeller Waren- und Produktenhandel getreten ist, d. h. ehe zu den Eingebornen nicht solche Händler kommen, die sich ihre Waren statt mit Sklaven mit den Produkten des Landes bezahlen lassen, ist für die Civilisation Afrikas wenig zu hoffen. In erster Linie ist es ja freilich die Einführung des Christentums, also die Mission, welche dem Sklavenhandel die Axt an die Wurzel legt; aber die Mission kann in diesem Kampfe den christlichen Kaufmann nicht entbehren.

Wie schon bemerkt, war es vornehmlich Livingstone, der nicht müde wurde seine gewichtige Stimme gegen den Afrika entvölkernden und verwildernden Sklavenhandel zu erheben, und das Gewissen

Englands zu erwecken, daß es mit allen Mitteln seiner Macht gegen dieses entsetzliche Übel einschreite. Die britische Regierung entsandte daher einen ihrer höchsten Beamten, der viele Jahre lang an der Spitze einer indischen Präsidentschaft gestanden und später Gouverneur der Kapkolonie wurde, Sir Bartle Frere (sprich: Frier), einen auch der Mission mit warmem Herzen zugethanen Mann, um an Ort und Stelle die Sache zu untersuchen und mit dem Sultan von Sansibar, unter dessen Oberherrschaft ein großer Teil der ostafrikanischen Küstenländer steht, einen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels innerhalb seines Gebietes abzuschließen. Sir Bartle Frere fand alles, wie es Livingstone beschrieben, ja er fand es noch schlimmer, aber der mohammedanische Herrscher von Sansibar wollte auf keinen Vertrag eingehen. Natürlich. Die Insel Sansibar bildete den Hauptsklavenmarkt und der Sultan bezog von jedem eingeführten Sklaven eine Abgabe von 10 Mk. Aber England ließ nicht mit sich spaßen; bald lagen mehrere Kriegsschiffe vor Sansibar und die Furcht vor der Sprache der Kanonen brachte 1873 den gewünschten Vertrag zustande. Der dortige Sultan, dem England übrigens eine Entschädigung gewährte, hat später sein möglichstes gethan, den Vertrag auch zu halten, aber beseitigt war der fluchwürdige Handel durch ihn noch lange nicht. Er geht vielmehr fort bis auf den heutigen Tag, nur daß die Händler die Sklaven anderswohin auf den Markt bringen. Aber die englischen Kriegsschiffe machen überall Jagd auf sie, befreien, wo sie sie erwischen, die Sklaven und zerstören die Sklavenschiffe.

Das ist ja freilich schon etwas, daß dadurch tausenden armer Schwarzer die Freiheit wieder gegeben wird. Aber wohin nun mit diesen befreiten Sklaven? In ihr Vaterland kann man sie doch nicht zurückbringen; und läßt man sie laufen, wohin sie wollen, so wissen sie nicht recht, was sie im fremden Lande anfangen sollen, viele würden auch wohl zum zweiten male den Sklavenfängern in die Hände fallen. Da kam der englischen Regierung die große englische Kirchenmissionsgesellschaft zu Hilfe, indem sie sich bereit erklärte, in ähnlicher Weise, wie das früher auf der Westküste Afrikas in Sierra Leone geschehen, auf der Ostküste eine Kolonie für befreite Sklaven zu gründen, dieselben im Christentum zu unterrichten und zugleich zu lehren, durch allerlei Arbeit ihr Brot zu verdienen. Von rechtswegen hätte die englische Regierung eine solche Kolonie ins Leben rufen sollen; für die Mission waren, wie

wir nachher sehen werden, große Schwierigkeiten mit diesem Unternehmen verbunden. Aber die Regierung that es eben nicht und so half die Mission so gut sie konnte.

Wo sollte nun diese Freistätte angelegt werden? Glücklicherweise war die Antwort auf diese schwierige Frage nicht schwer zu finden. Seit etwa 30 Jahren hatte nämlich die genannte Missionsgesellschaft in Kisulutini, in der Nähe von Mombas, etwa 30 Meilen nördlich von Sansibar, unter dem Volke der Wanika, eine einsame Missionsstation, die man schon immer hatte aufgeben wollen, weil es schien, als werde dort fruchtlose Arbeit gethan. Jetzt erkannte man es als eine göttliche Leitung, daß diese Station von treuen Händen festgehalten worden war, denn sie bot die natürlichste Anknüpfung für die neu zu gründende Kolonie und erweckte von neuem die Hoffnung, später von hier aus ins Innere des Landes vorzudringen. Es bot sich auch bald günstige Gelegenheit in der Nähe des Meeresufers ein großes Stück Land zu erwerben und zu Ehren des Mannes, der zur Ausführung des neuen Unternehmens so viel beigetragen, nannte man die junge Ansiedlung Freretown. Ehe ich jedoch die Geschichte dieser Missionskolonie weiter erzähle, muß ich euch einen Blick in die Geschichte der Missionsstation Kisulutini thun lassen. Die Männer, welche hier in christlicher Treue und Selbstverleugnung die Pionierarbeit gethan, sind es wert, daß ihr Gedächtnis in Ehren gehalten wird. Und wir Deutsche haben dazu eine besondere Verpflichtung, denn alle diese treuen Männer sind unsre Landsleute gewesen.

Es war im Mai des Jahres 1844, als nach vergeblichen Versuchen, in Abessinien und unter den Galla sich niederzulassen, der schon vielgereiste und sprachenkundige Dr. Krapf zu Mombas die erste protestantische Missionsstation auf der afrikanischen Ostküste eröffnete. Zwei Monate darauf verlor er sein geliebtes Weib und das Kind, das ihm in Mombas geboren worden war, folgte der Mutter bald im Tode nach. Krapf selbst war vom Fieber todesmatt; aber während „Leib und Seele weinten viele Tage“ schrieb der tief gebeugte und doch glaubensstarke Mann an den Vorstand der Missionsgesellschaft in London die denkwürdigen Worte: „Sagen Sie unsern Freunden, daß in einem einsamen Grabe an der afrikanischen Küste ein Glied derselben Mission ruht, welche mit Ihrer Gesellschaft in Verbindung steht. Das ist ein Zeichen, daß Sie den Kampf mit diesem Weltteile begonnen haben, und da die Siege der

Kirche über die Gräber von vielen ihrer Glieder führen, so können Sie um so mehr überzeugt sein, daß die Stunde naht, in welcher Sie berufen sind, Afrika von der Ostküste aus zu bekehren."

Während seiner Wiedergenesung in kummervoller Einsamkeit entwarf der hoffnungsmutige Missionar jene prophetischen Pläne für die weitgehendsten afrikanischen Missionsbestrebungen, die von da ab sein ganzes Denken und Arbeiten erfüllten; Pläne, um deretwillen man ihn jahrzehntelang für einen idealistischen Träumer gehalten hat, und die nun heute, wenigstens teilweise, in der Ausführung begriffen sind. Es waren dies folgende drei großartige Gedanken: 1) Quer durch den afrikanischen Kontinent von Mombas im Osten bis zum Gabun im Westen muß eine Kette von neun bis zehn Missionsstationen angelegt werden, deren jede durch vier Missionare zu besetzen ist; 2) in der Umgebung von Mombas muß eine ähnliche Kolonie für befreite Sklaven gegründet werden, wie sie auf der Westküste in Sierra Leone bereits besteht und 3) für die Bekehrung und Civilisierung Afrikas ist ein schwarzer evangelischer Bischof an der Spitze einer schwarzen evangelischen Geistlichkeit unerläßlich notwendig. Als Krapf diese kühnen Pläne zuerst entwarf, war sehr wenig Aussicht vorhanden, daß sie auch ausgeführt werden könnten; aber nach 20 Jahren hatte man am Niger den ersten schwarzen evangelischen Bischof mit einer eingebornen Geistlichkeit und wieder 10 Jahre später entstand zu Freretown die Kolonie für befreite Sklaven und durch die Missionen am Viktoria Nyanza und Tanganyika-See im Osten und am Kongo im Westen traten die ersten Glieder jener Stationenkette ins Leben, die bald durch den ganzen dunkeln Weltteil sich hindurchziehen wird. Krapf selbst mußte später mit gebrochener Gesundheit in seine Heimat Württemberg zurückkehren, ohne viel sichtbare Frucht seiner mühereichen Missionsarbeit in Afrika aufweisen zu können, und sich damit begnügen, durch umfassende Spracharbeiten seinen Nachfolgern ihr Werk zu erleichtern; aber ehe er Ende 1881 heimging, durfte er noch erleben, daß Wirklichkeit wurde, was sein prophetischer Geist Jahrzehnte vorher geplant hatte.

1846 erhielt der einsame Missionar in seinem Landsmann Johannes Rebmann einen Mitarbeiter, der 29 Jahre lang in selbstverleugnender Treue wie ein Held in Ostafrika auf Vorposten gestanden. Ich will nicht darauf eingehen, welche großen Verdienste Krapf, Rebmann und ihr späterer Mitarbeiter Erhardt durch ihre Entdeckung der Schneeberge und ihre Erkundung der

großen Seen im Innern Afrikas sich um die geographische Wissenschaft erworben haben und wie sie es gewesen sind, die zur Erforschung des centralen Ostafrika die so folgenreiche Anregung gegeben haben. Wie Livingstones Name so nehmen auch die ihren unter den afrikanischen Entdeckern für alle Zeiten einen der ehrenvollsten Plätze ein. Aber das alles gehört nicht in eine Missionsstunde. Seitens der Missionsgesellschaft wurden nach und nach noch mehrere Arbeiter, lauter Deutsche, nach dem von Mombas etwa zwei Tagereisen landeinwärts gelegenen Kisulutini, wohin unterdes die Missionsstation verlegt worden war, ausgesandt; aber sie sanken entweder frühe ins Grab, oder mußten krank heimkehren. Als auch Krapf Afrika hatte verlassen müssen, stand Rebmann ganz allein, selbst sein Kind und später sein treues Weib mußte er begraben. Wiederholt rief man ihn zurück, um daheim neue Kräfte zu sammeln; aber Rebmann blieb, weil er fürchtete, daß, wenn auch er den Posten verlasse, derselbe vielleicht ganz aufgegeben werde. Er wollte nicht eher weichen als bis Ablösung käme oder — in Afrika sterben. So blieb er, auch als er auf einem Auge erblindete, ja er hielt noch aus, als auch das andre vom Staar befallen wurde. Ein treuer schwarzer Jüngling, Isaak Nyando, einer der wenigen Wanika, die gläubig geworden waren, diente ihm als Gehilfe und geleitete ihn auch später, als bei der Gründung der Kolonie Freretown endlich die Ablösung kam, als Führer und Pfleger in die Heimat. Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe die beiden aneinander hingen. Auf einem Württemberger Missionsfeste, das Rebmann noch kurz vor seinem Tode besuchte, sagte er unter anderm: „Es treibt mich, öffentlich dem Gott aller Gnaden meinen tiefgefühlten Dank dafür auszusprechen, daß er mir vergönnt hat, 29 Jahre in Afrika zu arbeiten. Wie treu habe ich doch unsern Gott gefunden in allen meinen Erfahrungen und wie dankbar bin ich ihm, daß er mich mit diesem Manne — dabei wies er auf den Isaak Nyando — zusammengeführt hat, dessen Augen ich so gut trauen kann wie meinen eignen.“ 29 Jahre lang hatte Rebmann, einen großen Teil dieser Zeit ganz einsam, unter einem wilden ostafrikanischen Volke zugebracht und ein Leben voll Selbstverleugnungen und Entbehrungen geführt; sichtbaren Erfolg seiner thränenreichen Arbeit hatte er wenig aufzuweisen; leiblich ganz gebrochen und völlig erblindet kehrte er in die Heimat als in eine Fremde zurück und — als er von dem Vorstande seiner Gesellschaft be-

willkommnet wurde, war sein erstes Wort der demütigste Dank, daß Gott so gut gegen ihn gewesen sei. Wahrlich dieser demütige, wenig gekannte Missionar gehört zu den Großen im Reiche Gottes.

Als Rebmann Kisulutini verließ, gab es 20 bekehrte Christen unter den Wanika, von welchen allerdings ein andrer Missionar erklärt, diese wenigen Bekehrten seien tausende wert. Es hätten vielleicht mehr getauft werden können, wenn Rebmann die Anforderungen nicht so hoch gestellt hätte und wenn mehr Arbeiter dagewesen wären. Aber die Hauptschuld lag an den stumpfen, verwilderten Heiden, mit denen es Rebmann zu thun hatte, an dem wüsten Acker, in den er den Samen des Evangeliums streuen mußte. Ein solcher Acker muß lange bearbeitet werden, ehe er tragfähig wird. Die Männer, welche die schwere Geduldsarbeit der Ackermeliorierung thun, bereiten künftigen Ernten den Boden. Man darf den Arbeitserfolg solcher Wegbahner nicht nach der Zahl ihrer Bekehrten messen. Alles, was sie thun, um künftigen Bekehrungen die Wege zu bahnen, ist auch Erfolg. Und in dieser Beziehung haben unsre Landsleute in Kisulutini mehr Erfolg gehabt, als mancher Missionar, der hunderte tauft. Wenn seit Rebmanns Weggang die christliche Gemeinde unter den Wanika bedeutend gewachsen ist, so haben seine Nachfolger die Frucht seiner Aussaat geerntet. Während seines 29jährigen Missionsdienstes war Rebmann ein gründlicher Sprachkenner geworden. In drei afrikanischen Sprachen hat er Wörterbücher zusammengestellt und einzelne Schriftteile übersetzt. Dadurch hat er natürlich seinen Nachfolgern eine sehr zeitraubende Arbeit abgenommen und sie befähigt, schneller und besser das Wort zu verkündigen, als ihm selbst im Anfang das möglich war. Und noch höher anzuschlagen ist ein anderes. Sir Bartle Frere, der die sonstige Art Rebmanns nicht ganz gerecht beurteilt, bezeugt von ihm, „daß er durch sein heiliges Leben der Mission und dem Christentum den angesehensten Namen erworben habe.“ Das ist aber ein großer Gewinn, wenn es einem Missionar gelungen ist, das Mißtrauen der Heiden zu überwinden, das Christentum bei ihnen in Respekt zu setzen und für die Arbeiter, welche nach ihm kommen, ein gutes Vorurteil zu erwecken. In mancher Mission muß an diesem Erfolge lange gearbeitet werden, und ohne ihn zu erreichen findet das Zeugnis der Wahrheit nirgends Eingang. Mag also die Zahl der durch Rebmann Bekehrten auch klein sein, der Erfolg seiner Arbeit ist nicht klein. Durch seinen auf-

opferungsvollen Dienſt hat das Chriſtentum Wurzel geſchlagen in Oſtafrika und nun wird es ſchon weiter wachſen. So hat denn dieſer treue Mann nicht bloß jahrzehntelang Schildwache geſtanden auf dem afrikaniſchen Oſtſtrande und als ein braver Soldat ſeines himmliſchen Königs auf dem ihm anvertrauten Poſten ausgehalten, bis Ablöſung kam und beſſere Tage eintraten, ſondern er hat auch einen guten Grund aufs zukünftige gelegt. Die neue Geſchichte der oſtafrikaniſchen Miſſionsarbeit, welche mit der Gründung von Freretown beginnt, iſt des lautredendes Zeugnis.

In den Jahren 1873 und 74 wurde der Grund zu dieſer Kolonie gelegt. Die beiden Expeditionen, welche man entſandte, waren mit großem Koſtenaufwand ausgerüſtet und mit allem verſehen worden, was man zur Anlage einer Kolonie brauchte. Eiſerne Häuſer, Handwerkszeuge, landwirtſchaftliche Geräte, Maſchinen, Sämereien u. dergl., ſelbſt ein kleines Dampfboot wurden mitgenommen. Die Oberleitung des Ganzen übernahm ein erfahrener indiſcher Miſſionsveteran, Namens Price, der früher in der Nähe von Bombay einer Kolonie befreiter afrikaniſcher Sklaven vorgeſtanden hatte und jetzt in England ein ländliches Pfarramt bekleidete. Er verließ Amt und Kinder, um mit ſeiner Frau noch einmal in einen ſchweren Miſſionsdienſt zu treten. Das Opfer, das er brachte, war kein geringes und die Arbeit, die er übernahm, keine leichte.

Um ſofort einen Grundſtock einer chriſtlichen Gemeinde in Freretown zu haben, der den befreiten Sklaven, welche man erwartete, als Vorbild dienen könnte, ließ man aus der vorhin erwähnten Negerkolonie in Indien erſt 60 und dann weitere 80 chriſtliche Afrikaner kommen, von denen viele Schüler von Price geweſen waren. Da alles noch ſo unfertig war, ſo koſtete die Unterbringung aller dieſer Menſchen keine geringe Mühe. Zum großen Staunen der faulen Eingebornen befanden ſich aber nach wenigen Tagen alle dieſe Ankömmlinge unter Dach und Fach und konnte ein feierlicher Gottesdienſt mit ihnen gehalten werden. Nun ging es an eine rege Thätigkeit: die Wildnis ward urbar gemacht, Gärten und Felder wurden angelegt, Häuſer errichtet, Straßen gebaut. Noch hatte man alle Hände voll zu thun, als kurz hintereinander gegen 400 befreite Sklaven eintrafen: Männer, Frauen, Kinder, viele krank, die meiſten von Striemen, Wunden und Geſchwüren bedeckt, nackt und bloß, den verſchiedenſten Stämmen an-

gehörig und mancherlei Sprachen redend. Das gab eine Arbeit: alle dieſe bunt zuſammengewürfelten Menſchen unter Dach zu bringen, zu ſpeiſen, zu kleiden, in Zucht zu halten, arbeiten und in eine chriſtliche Gemeindeordnung ſich einleben zu lehren! „Stünde nicht geſchrieben: „Alle eure Sorge werfet auf Gott", ſo wäre mein Haupt längſt wie der Kilimandſcharo," nämlich ſchneeweiß — ſchrieb der Vorſteher der Kolonie. Dazu machten Unſittlichkeit, Trägheit, Schmutz, Streitſucht, Stumpfſinn, auch Widerſetzlichkeit den Miſſionaren viel zu ſchaffen. So konnten ſie z. B. den unkeuſchen Verkehr der unverheirateten Leute untereinander nicht zulaſſen. Es mußte jeder heiratsfähige Mann ſich aus den vorhandenen Frauen und Mädchen ein Weib erwählen und da man ſie natürlich als Heiden nicht trauen konnte, ſo wurden dieſe Ehen wenigſtens durch eine Art Civilakt legitimiert. — Um unter den eigenſinnigen und trägen Menſchen, die von Ordnung, Anſtand und dergl. keine Ahnung hatten, Zucht zu halten, wurde es notwendig, ein Polizeicorps aus acht Mann zu bilden, welches darauf ſehen ſollte, daß alles ehrbarlich zuging. Aber, o weh, einer dieſer Poliziſten wird betrunken gefunden und muß ſelbſt beſtraft werden, ſo daß auch dieſe Wächter der Ordnung der ſorgfältigſten Aufſicht bedürfen.

Eine ganz beſondere Schwierigkeit machte der Sprachenwirrwarr. Es war ſehr verſtändig, daß man nicht das Engliſche als Umgangs-, Schul- und Kirchenſprache einführte, ſondern eine afrikaniſche Sprache, das Kiſuahili, das weithin an der Oſtküſte geſprochen wird. Aber immerhin dauerte es lange, bis alle diejenigen Fremdlinge, welche eine andere Mutterſprache mitgebracht, in die neue Sprache ſich gefunden und auch bis die Miſſionare ſie fertig ſprechen konnten. Es war alſo auch in dieſem Stücke viel Geduld nötig. Man machte ſich zwar ſofort mit großem Ernſt an die Einrichtung einer Schule und eines chriſtlichen Gottesdienſtes; aber es liegt auf der Hand, daß längere Zeit verging, bis die Schüler und Hörer auch nur ordentlich verſtanden, was man ihnen ſagte.

Eine weitere große Schwierigkeit lag in dem häufigen Wechſel der europäiſchen Arbeiter. Zu allen andern Hinderniſſen, welche dem Miſſionar die Arbeit in dem dunkeln Weltteil Afrika erſchweren, tritt nämlich das böſe Klimafieber, welches wie ein grimmiger Thürwächter im Weſten wie im Oſten den Eingang wehrt. Seit 1873 ſind mehr als 20 Männer und 14 Frauen nach

Freretown geschickt worden, von denen niemand ohne Fieberanfälle geblieben ist. Bald nach seiner Ankunft lag der Begründer der Kolonie, Price, auf den Tod und obgleich er sich wieder erholte, mußte er doch später Afrika verlassen. Ähnlich ging es noch einer ganzen Anzahl; mehrere starben, die meisten mußten nach kurzer Arbeitszeit wieder heimkehren oder auf ein andres Missionsgebiet versetzt werden. Abgesehen von dem vielen Schmerz und Leid, welches dieses böse Fieber über die Missionare bringt, so hindert es auch den stetigen Fortgang der Arbeit. Schon bei uns daheim ist ein fortgehender Wechsel der Arbeiter in Schule, Kirche und Gemeinde nicht gut, aber viel schlimmer ist er in der Mission, wo jeder Neuling wieder von vorn anfangen und erst die Sprache lernen muß. — Einen großen Vorteil hatte man indes, der bei der Gründung andrer Missionen in der Regel nicht da ist: es standen den europäischen Arbeitern eine Anzahl eingeborner Gehilfen zu Gebote, die teils von ihnen mitgebracht, teils durch Rebmann gestellt worden waren und die in der Arbeit blieben, wenn das europäische Personal wechselte. Einige von ihnen sind mittlerweile freilich gestorben, aber man hat die Lücken wieder ausgefüllt.

Zu den bereits geschilderten Hemmnissen kamen im Laufe der Zeit immer neue Schwierigkeiten. Die geringere war die, daß in Freretown für die wachsende Menschenmenge nicht Land genug vorhanden war. So teilte man die Kolonie. Schon im Anfang waren die meisten Mädchen nach Kisulutini gebracht worden. Jetzt verpflanzte man auch die Hälfte der aus Indien geholten Afrikaner und einen Teil der befreiten Sklaven auf diese alte Station Rebmanns. Während in Freretown alles Land gekauft werden mußte, galt in Kisulutini die unter den wilden Völkern weit verbreitete Sitte, daß der Boden Gemeinbesitz ist und jeder davon soviel bekommt, als er bearbeiten will. Auf diese Weise bekam man von vornherein zwei Stationen in Pflege: das neugegründete Freretown und das alte Kisulutini; von dem letzteren will ich aber erst am Schlusse noch einiges erzählen.

Was die Lage der Missionare in Freretown ganz besonders erschwerte, war der immer größer werdende Zulauf entflohener Sklaven von verschiedenen Seiten her, die in der jungen Kolonie eine Zuflucht suchten. Diese Flüchtlinge waren teils ihren Herren in Mombas, teils aus Sklavenkarawanen entlaufen, teils kamen sie aus Dörfern im Innern des Landes, wohin sie schon früher

entronnen waren. Viele von ihnen erzählten ergreifende Geſchichten von Mißhandlungen, die ſie zu erdulden gehabt. Von Mitleid bewegt gewährten die Miſſionare hunderten dieſer Unglücklichen Aufnahme. Aber dadurch reizten ſie aufs höchſte den Zorn der Araber, denen die Gründung einer Sklavenfreiſtätte von vornherein ein Dorn im Auge geweſen war. Vom rein geſetzlichen Standpunkte aus war die Aufnahme mancher dieſer entlaufenen Sklaven gewiß nicht recht. Wenn im Gebiet des Sultans von Sanſibar auch der Sklavenhandel verboten war, ſo war doch die Sklaverei ſelbſt noch nicht aufgehoben. Die Sklaven, welche jeder Herr beſaß, waren ſein ganz geſetzliches Eigentum. Von rechtswegen hätten alſo die Miſſionare diejenigen entlaufenen Sklaven zurückſchicken müſſen, welche das geſetzliche Eigentum beſtimmter Herren waren, obgleich den Unglücklichen dann eine harte Strafe bevorſtand. Wir wollen keinen Stein auf ſie werfen, wenn ihr mitleidiges Herz ſich lange nicht dazu entſchließen konnte; dennoch können wir aber ihre Handlungsweiſe nicht ganz rechtfertigen. Die Verwicklungen, welche dadurch herbeigeführt wurden, ſpitzten ſich zuletzt ſo zu, daß mehr als einmal die Zerſtörung Freretowns durch die zürnenden Araber nahe bevorſtand und die äußerſte Gefahr nur wie durch ein Wunder Gottes abgewendet wurde. Da auch infolge der unvermeidlichen Ausübung obrigkeitlicher Gewalt ſeitens der Miſſionare innerhalb ihrer jungen Kolonie ſich allerlei Unzuträglichkeiten eingeſtellt, ſo ſchickte die engliſche Kirchenmiſſionsgeſellſchaft nach einigen Jahren den Gründer von Freretown, Price, als Viſitator abermals nach Oſtafrika, und ließ die verwickelte Sklavenfrage dahin löſen, daß von ihren Herren entlaufene Sklaven fortan nicht mehr aufgenommen und dieſelben, falls ſie ſchwere Mißhandlungen zu erleiden gehabt, dem Statthalter des Sultans von Sanſibar in Mombas ausgeliefert werden ſollten, damit dieſer beſtimme, was mit ihnen zu geſchehen habe. Seitdem hat von einem neuen Angriff der Araber auf die Kolonie nichts wieder verlautet. Ihr Haß gegen die Sklavenfreiſtätte iſt freilich geblieben.

Aber trotz aller dieſer Schwierigkeiten und Gefahren hat ſich Freretown in überraſchender Weiſe entwickelt, ſo daß alle Beſucher, auch miſſionsgegneriſche Reiſende, des Lobes voll ſind. Die früher ſo wüſte Stätte hat ſich in ein freundliches großes Dorf mit reinlichen Häuſern und ordentlichen Straßen verwandelt; die Neger ſind zwar noch keine Muſter von Fleiß geworden, aber ſie haben

ſich doch an regelmäßige Thätigkeit gewöhnt und Ackerbau und Handwerke treiben gelernt. Die Schule iſt nach Überwindung der großen Anfangsſchwierigkeiten in einen ſehr befriedigenden Gang gekommen und hat die erfreulichſten Erfolge erzielt. Und wie unter den Kindern ſo hat auch unter den Erwachſenen das Evangelium je länger je mehr Eingang gefunden. Ich kann nicht genau angeben, wie viel von den Bewohnern Freretowns heute bereits Chriſten geworden ſind. In Summa beträgt die Zahl der chriſtlichen „Anhänger“ hier und in Kiſulutini mit den Außenſtationen etwa 1200, von denen gegen 500 bereits die heilige Taufe empfangen haben. Als Miſſionar Price ſieben Jahre nach der Gründung den Ort wieder beſuchte, da ſchrieb er: „Was für ein Unterſchied zwiſchen heute und vor ſieben Jahren. Damals war da, wo jetzt Freretown iſt, nichts als wildes Sumpfland und heute gewährt es den Anblick eines Feldes, das der Herr geſegnet hat. Es mag nicht viel Orte in der Welt geben, wo mehr Friede, Zufriedenheit und Glück wohnt als in der Miſſionskolonie Freretown.“ [1])

Nun noch ein paar Worte über die alte Station Rebmanns, Kiſulutini, der zugleich mit der Gründung von Freretown neue Pflege zu teil ward. Als Price den Ort Ende 1874 zum erſten Male beſuchte, wurde er von der dortigen kleinen Chriſtenſchar natürlich mit großer Freude aufgenommen, aber von der Unreinlichkeit und der Zudringlichkeit der heidniſchen Wanika bekam er einen recht abſtoßenden Eindruck. Ein faſt nackter Mann, deſſen Haut und Lendentuch ganz von Öl triefte, ſetzte ſich ohne weiteres in den ſchönen Lehnſtuhl des Miſſionars. Weiblicher Anſtand fehlte gänzlich. „Das Land könnte von Milch und Honig fließen, aber die trägen Wanika hungern darin.“ Außer den nötigen Bauarbeiten nahm Price drei Dinge ſofort in Angriff: 1. die Eröffnung einer Schule unter einem eingebornen Schulmeiſter; 2. den Bau einer Straße, um eine ordentliche Verbindung mit Mombas herzuſtellen und 3. die Einrichtung eines Ladens, in welchem die Wanika alles billiger kaufen könnten als bei den Arabern. — Mehr als früher merkten jetzt die Eingebornen, daß die Miſſion ein Segen für ſie ſei; nach und nach ſiedelte ſich ein ganzes Dorf in der Nähe von Kiſulutini an und von mehreren Seiten verlangte man Miſſionare.

---

[1]) Neuerdings ſind wieder 240 von engliſchen Kriegsſchiffen befreite Sklaven nach Freretown gebracht worden.

Noch ehe der alte brave Rebmann den Ort für immer verließ, ſtellten ſich drei Wanika in Kiſulutini ein, die zwei Tagereiſen weit aus Godomo im Giriamadiſtrikt gekommen waren und baten im Namen einer Anzahl ihrer Landsleute, welche „ins Buch eingegangen waren", d. h. ihre heidniſchen Sitten aufgegeben und ſich zu Gott bekehrt hatten, um einen Lehrer und für ſich ſelbſt um die Taufe. Das war ſehr merkwürdig zugegangen. Einer der wenigen Bekehrten Rebmanns in Kiſulutini, Namens Abe Ngoa, war vor einigen Jahren mit ſeinem Weibe in einen heftigen Streit geraten und hatte ſie in ſeinem Zorne ſo geſchlagen, daß ſie geſtorben war. Von Reue über ſeine That ergriffen, hatte er die Miſſionsſtation verlaſſen und ſich etwa 10 Stunden von ihr entfernt in eine Wildnis zurückgezogen, wo er als büßender Einſiedler lebte. Das Lukasevangelium in ſeiner Mutterſprache hatte er mitgenommen. Eines Tages trifft ihn dort ein Giriamamann, der Holz ſammelte und Abe Ngoa erzählt ihm, was er von dem Evangelio weiß. Der Holzſammler bringt erſt einen, dann mehrere ſeiner Freunde mit und ſo wird die Hütte des Einſiedlers eine Miſſionsſtätte in der Wildnis. Die Giriamaleute ſagten weiter, was ſie von dem Manne aus Kiſulutini gehört und ſo ſammelte ſich allmählich eine Schar Wahrheit ſuchender Seelen, die nach einem chriſtlichen Lehrer verlangten. Leider war es den vielbeſchäftigten Miſſionaren nicht möglich, aus ihrer eignen Mitte einen ſolchen nach Giriama zu ſchicken; aber ſie ordneten den von Rebmann vorgebildeten Schulgehilfen ab, der 34 Männer und Frauen fand, welche ſich zum Buche hielten und von denen acht ſo gefördert waren, daß ſie nach kurzer Zeit in Kiſulutini die heilige Taufe empfangen konnten. Bald mehrte ſich die Zahl der Getauften und als ſpäter zwei europäiſche Miſſionare Godoma beſuchten, fanden ſie zu ihrer Überraſchung ein nettes Chriſtendorf unter einem ehrwürdigen Älteſten, Abe Sidi, mit ordentlichen Wohnungen, einer ſelbſtgebauten Kirche, gemeinſamen Andachten. Später entſtand in der Nähe noch ein zweites Dorf, Fulladoyo, in welches die Giriamaleute auf ihr eignes Riſiko ſolche entlaufene Sklaven aufnahmen, die ſich verpflichteten, ſich der chriſtlichen Ordnung zu unterwerfen. Von den Heiden müſſen ſich die dortigen Chriſten freilich mancherlei gefallen laſſen, da ſie nicht mehr wie früher ihr Recht mit den Waffen verteidigen wollen. Oft geraten ſie auch in Verlegenheit, wie ſie es bei Familienfeſten, Leichenfeiern u. ſ. w. machen ſollen, da ſo viel abergläubiſche Ge-

bräuche mit denſelben verbunden ſind und ſie doch auch die Landesſitten nicht ganz und gar aufgeben wollen. „Wir ſind — ſagen ſie — wie die Kinder, die nur darauf warten, daß man uns ſagt, was wir thun ſollen.“ Ein europäiſcher Miſſionar iſt bis heute dort noch nicht ſtationiert, aber der Älteſte Abe Sidi leitete und weidete die Herde Chriſti ſo vortrefflich, daß alle beſuchenden Miſſionare ſeines Lobes voll waren.[1]) Als der Gründer von Freretown bei ſeiner Viſitation 1881 auch die Giriamachriſten und das Dorf Fulladoyo beſuchte, war er aufs höchſte überraſcht über alles, was er daſelbſt ſah und hörte. „Ich hatte erwartet — ſchreibt er — hier eine große Zahl halbwilder, verzweifelter Menſchen, den Abſchaum der Bevölkerung zu finden, entlaufene Sklaven, die in Unordnung und Zügelloſigkeit miteinander hauſten. Und was fand ich? Ein großes Dorf oder beſſer eine kleine Stadt, welche hübſcher gebaut war, als irgend ein Ort, den ich in dieſem Lande geſehen; eine wohlgeordnete Gemeinde, die zu regelmäßigen Morgen- und Abendandachten zuſammenkam, ſich auf eigne Koſten eine Kirche gebaut hatte und deren einzelne Glieder in niedlichen Häuſern wohnten. Überall traten mir Zeichen des Fleißes und des Fortſchritts entgegen.“ Am Abend brachten die Schwarzen maſſenhafte kleine Geſchenke an Hühnern, Eiern, Reis, Korn, auch eine Ziege, ſo daß Price ſich ordentlich beſchämt fühlte, aber nicht wagte, ſie zurückzuweiſen, weil den Leuten die Freude des Gebens auf dem Geſicht geſchrieben ſtand. Vor ſeiner Abreiſe fand dann noch ein Gottesdienſt ſtatt, in welchem Abe Sidi die Predigt hielt und die ganze Verſammlung den chriſtlichen Glauben bekannte. „Ich ſah — ſo ſchließt Price ſeinen Bericht — nirgends größeren Anſtand und größere Aufmerkſamkeit als in dieſer Verſammlung; das iſt viel, wenn man bedenkt, was dieſe armen Leute noch vor kurzem geweſen und was ſie in Wirklichkeit heute noch ſind: entlaufene Sklaven.“

Der große Durchbrecher aller Bande ſegne die Predigt ſeines rettenden Evangeliums an den freigewordenen Sklaven auf der Oſtküſte Afrikas, daß ſie je länger je mehr auch zu der Freiheit der Kinder Gottes gelangen und viele unter ihnen lebendige Beweiſe des Wortes werden:

„Wen der Sohn frei macht, der iſt recht frei.“

[1]) Leider iſt vor zwei Jahren dieſe Gemeinde durch einen feindlichen Überfall zerſprengt, Abe Sidi aber gefangen fortgeſchleppt und vermutlich auf grauſame Weiſe getötet worden.

XI. Eine Geduldsmiſſion bei einem afrikaniſchen Deſpoten.

Im November 1875 erſchien in einer der geleſenſten Zeitungen Englands ein Brief, welcher unter den Miſſionsfreunden eine große Bewegung hervorbrachte. Der Brief kam von weit her und ſchon der Name des Schreibers lenkte die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihn. Der durch ſeine glückliche Auffindung Livingſtones bereits weltbekannt gewordene Amerikaner Stanley hatte ihn auf ſeiner berühmten Entdeckungsreiſe quer durch Afrika von den Ufern des Viktoria Nyanza-Sees aus geſchrieben und darin die Miſſionsfreunde Englands aufgefordert, bei dem dort reſidierenden mächtigen, einſichtigen und wohlwollenden König von Uganda, Mteſa, eine Miſſion zu beginnen. Stanley ſelbſt hatte während ſeines mehrmonatlichen Aufenthalts im Reiche Uganda den Monarchen in den Grundlehren des Chriſtentums unterrichtet und war von den Fortſchritten ſeines königlichen Schülers ſo entzückt, daß er in demſelben einen Mann nach der Art Karls des Großen erblickte, der, wenn er erſt ganz für das Evangelium gewonnen wäre, die Chriſtianiſierung und Civiliſierung des öſtlichen Centralafrika ausführen würde. Unter dieſen Eindrücken ſchrieb der erregbare Amerikaner ſeinen ziemlich ſchwärmeriſchen Brief, in dem es hieß: „Welch ein Feld, welch eine reiche Ernte bietet ſich hier dar für die Sichel der Civiliſation! Aber es iſt nicht der bloße Prediger, der hier nötig iſt. Der praktiſche chriſtliche Lehrer iſt es, der die Leute lehren kann, wie ſie Chriſten werden mögen, der ihnen zeigen kann, ihre Krankheiten zu heilen, Häuſer zu bauen und den Ackerbau zu verſtehen, der wie ein Säemann an alles Hand anlegen kann — ein ſolcher Mann wird hier gebraucht. Solch einen Mann oder ſolche Männer ladet Mteſa, der Kaiſer eines 360 geographiſche Meilen langen und 50 Meilen breiten Reiches, ein, ſich zu ihm zu begeben. Er hat mich gebeten, den Weißen zu verkünden, daß er, wenn ſie nur zu ihm kommen wollen, ihnen alles geben will, was ſie irgend brauchen. Wo iſt denn nun in der ganzen Heidenwelt für eine Miſſion ein an Verſprechungen reicheres Feld als in Uganda? Ich rufe dies dem frommen Volke von England zu. Hier, meine Freunde, bietet ſich euch eine günſtige Gelegenheit; er-

greifet sie! Gehorchet euren eignen edelmütigen Regungen und höret auf ihren Ruf und ich versichre euch, daß ihr in einem Jahre hier mehr Seelen zum Christentum bekehrt haben werdet, als alle Missionare zusammen aufweisen können."

Es lag viel unverständige Schwärmerei in diesen hochgespannten Hoffnungen. Der Schreiber des Briefes war mit den demütigen und leidensvollen Wegen Gottes und mit dem unauflöslichen Gesetze des senfkornartigen Wachstums des Reiches Gottes offenbar nicht genugsam vertraut; er kannte auch das wankelmütige Herz des kindisch launischen Despoten von Uganda viel zu wenig und dachte sich seine und seines Volkes Bekehrung viel zu leicht. Diese Fehler in der Rechnung Stanleys waren den englischen Missionsfreunden von Anfang an keineswegs verborgen; dennoch erschien ihnen sein Aufruf, wie weiland St. Paulo jenes bekannte Gesicht zu Troas, als ein göttlicher Wink, das Evangelium Christi in das Innere Afrikas zu tragen.

Schon drei Tage nach der Veröffentlichung des Briefes ging den Leitern der großen englischen Kirchenmissionsgesellschaft von einem unbekannten Geber die Summe von 100 000 Mk. zu, um eine Mission bei König Mtesa zu beginnen und wieder einige Tage später war diese Mission eine beschlossene Sache. Mit Ernst und Sorgfalt wurden sofort die nötigen Vorbereitungen getroffen und so groß war die allgemeine Begeisterung für das neue Unternehmen, daß in Jahresfrist nicht nur 250 000 Mk. für dasselbe zusammen kamen, sondern auch die geeigneten Männer bald sich fanden, denen die Ausführung vertrauensvoll in die Hand gelegt werden konnte. Schon im Juni 1876 standen die ersten acht Missionare am Ostrande Afrikas, um den Weg nach dem Viktoria Nyanza anzutreten.

Diesen ersten acht sind später noch mehr als dreimal so viel nachgesandt worden, lauter prächtige Menschen von aufrichtiger Frömmigkeit und mit besonderen Gaben und Geschick für die schwierige Pionierarbeit ausgerüstet. Diese Männer gehörten den verschiedensten Berufsarten an: neben praktischen Geistlichen waren es Ärzte, Ingenieure, Handwerker, Landwirte, Seeleute. Ein Marinelieutenant übernahm die Führung der ersten Expedition. Man wollte nach Stanleys Rat eine sogenannte Industrie-Mission in Uganda begründen, die mit der Verkündigung des Evangeliums die Erziehung des Volkes zu den Werken der Civilisation ver-

binden sollte. Dieser Verbindung der eigentlichen Missions- mit der Kulturarbeit war denn auch die Ausrüstung entsprechend. Nicht nur ein zerlegbares Dampfboot, sondern auch Materialien zu Häuser- und Landbau, Geräte, Werkzeuge, Instrumente, eine Druckerpresse und dergl. wurden mitgenommen.

Aber von der Küste bis nach Uganda ist ein weiter Weg und eine bequeme und sichere Straße nicht vorhanden. Stanley hatte 103 Tage gebraucht bis an das Südende des Sees, große Schwierigkeiten überwinden müssen und selbst blutige Zusammenstöße mit den Eingebornen nicht vermeiden können. Das Reisen bildet ein sehr wesentliches Kapitel in der Missionsgeschichte, sonderlich in der afrikanischen und dieses Kapitel gehört keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Missionslebens, soviel interessante Dinge in ihm auch zu berichten sind. Bekanntlich hat schon Paulus seine Reisen unter seine Leiden gerechnet und die Kulturländer, die er durchzog, hatten doch ihre wohlgebauten Straßen. Auch die Missionsgeschichte von Uganda ist bis heute ein gut Stück Reisegeschichte und diese Reisegeschichte ein gut Teil Passionsgeschichte.

Es gab drei Hauptwege, um Mtesas Residenz zu erreichen: die direkteste westlich von Freretown aus an den Schneebergen vorbei, aber durch ein meist noch unbetretenes Gebiet führend; von Norden her den Nilweg; und von Südosten her die von Stanley eingeschlagene Straße, deren Ausgangspunkt Bagamoyo, Sansibar gegenüber. Nach den sorgfältigsten Erforschungen entschied man sich für den letzteren. Man hat es später allerdings auch einmal mit dem Nilwege versucht. Aber abgesehen davon, daß wegen der politischen Eifersucht Mtesas auf Ägypten die Benutzung dieses Weges ihre großen Bedenken für die Mission hat, gewährt sie auch kaum viel Vorteil, denn jene Nilpartie hat über neun Monate zur Reise gebraucht und Gefahren genug zu Wasser und zu Lande zu bestehen gehabt. In der neusten Zeit ist durch die Unruhen in den oberen Nilländern dieser Weg ganz unmöglich gemacht worden.

Da weder die Beschaffenheit der Wege, noch das Vorkommen der giftigen Tsetsefliege die Benutzung von Wagen und Lasttieren gestattete, so mußte man sich ausschließlich der Menschenkräfte zum Transport bedienen. Man nahm zwar auch einige Esel mit, denen die Tsetse nicht schadet, aber die störrigen Tiere haben mehr Not gemacht, als Vorteil gewährt. Schon das Mieten der Träger ist gerade kein vergnügliches Geschäft und es kostete manchen Schweiß-

tropfen und manche Geduldsprobe bis man die mehr als vierhundert Träger zusammen hatte und das große Material in lauter einzelne Traglasten verpackt war. Wer mit den Reiseverhältnissen in Afrika nicht vertraut ist, der wundert sich wohl über die vierhundert Träger. Aber was mußten unsere Reisende alles tragen lassen! Zu der Menge von bereits erwähnten Gegenständen, die sie brauchten, um in einem wilden Lande Kultur zu pflanzen, kamen ihre eigenen Reisebedürfnisse: Zelte, Kleider, Speisevorräte, auch Waffen für die Jagd und — vor allem eine große Menge Warenballen. Man kann eben in Afrika das Reisegeld nicht im Portemonnaie oder in der Brieftasche tragen, sondern alles, was man kaufen will, muß man mit Waren bezahlen, Waren verlangen auch die Häuptlinge, durch deren Gebiete man kommt, als Zoll und das in meist unverschämter Menge, Waren wollen auch die Träger als Lohn haben. Die Waren bestehen vornehmlich in baumwollenen Zeugen, aber auch in Glasperlen, Draht, eisernen Werkzeugen, Spiegeln und ähnlichen Tauschartikeln. Da unsere Missionsexpedition auf eine lange Reise sich einzurichten hatte, so brauchte sie natürlich große Warenvorräte und darum viele Träger.

Diese Träger sind für alle Reisende, und sie waren es auch für die unseren, eine Ursache vieler Not. Man muß eben nehmen, was man kriegen kann: gutmütige und bösartige, friedfertige und händelsüchtige, starke und schwache Leute, auch Weiber und Kinder gehen mit. Selten gehören alle einem Stamme an und so sind auch noch allerlei Sprachen vertreten. Einmütig sind gewöhnlich nur alle in der Faulheit und in der Lüge, und darin, daß sie von dem Werte der Zeit keinen Begriff haben, lieber essen als arbeiten, lieber ruhen als wandern, und davonlaufen, wenn ihnen etwas nicht gefällt oder eine Gefahr sie erschreckt. Da werden heute einige krank gemeldet, bloß um einen Ruhetag mehr zu bekommen und morgen giebt es über irgend einen Streitpunkt blutige Händel, ein drittes Mal will ein Mann sein Weib töten, dann wieder ist einer davongelaufen oder zurückgeblieben oder der Dolmetscher ist betrunken, auch die Pocken und andere Krankheiten brechen aus — kurz, es vergeht kein Tag, der nicht irgend eine Unannehmlichkeit bringt. Es wird viel Geduld erfordert, alle diese Menschen in Ordnung zu halten, ihre Klagen und Wünsche beständig anzuhören, ihre Streitigkeiten zu schlichten, sie zur Weiterreise anzutreiben ꝛc. Und zu dem allen die schlechten Wege, die alles durchnässenden

Regen, dann wieder die sengende Hitze, das mangelnde oder ungenießbare Trinkwasser, ja selbst einmal Feuer im Lager!

Zur Bildung Einer Karawane war die Menschenmasse zu groß. Die Expedition bildete also vier Karawanen, die nach und nach von Mitte Juli bis Mitte September von Bagamoyo aufbrachen. Der erste Sammelplatz war Mpwapwa, jetzt eine feste Missionsstation, ca. 50 deutsche Meilen von der Küste und mehr als noch einmal soweit vom Südende des Sees entfernt, also knapp der vierte Teil des Wegs bis zu Mtesas Residenz Rubaga, die am Nordrande des Sees liegt. Die einzelnen Karawanen brauchten zwischen 36 und 42 Tage um Mpwapwa zu erreichen. Nur mit Mühe gelang es hier, einen großen Teil der Träger von dem Davonlaufen zurückzuhalten. In Nguru dagegen, dem nächsten Sammelplatz, war kein Haltens mehr. Die Hauptmasse der Träger, deren Kontrakt hier zu Ende ging, kehrten um, in der dortigen Gegend fand sich kein Ersatz, so mußten aus dem etwa 20 Meilen entfernten Unyamyembe unter großen Opfern neue Träger herbeigeschafft werden, ein langweiliges Geschäft, das 1½ Monat in Anspruch nahm. Auf dem Weitermarsche liefen viele dieser neuangeworbenen Träger davon, überall war das Land voll Kriegsgeschrei, der Dolmetscher ging durch, der Regen verdarb viel von den nur noch spärlich vorhandenen teuer erworbenen Vorräten — endlich, über ein halb Jahr nach dem Ausmarsch aus Bagamoyo gelangte die Expedition nach Kagei, dem Südende des Sees. Ganz ähnliche Schwierigkeiten hatte jede folgende Expedition durchzumachen.

Dazu kostete die neue Missionsunternehmung nicht bloß viel Geld — bis heute etwa eine Million Mark — sondern auch viel Menschen. Von Anfang an forderte das böse Fieber seine Opfer. Von den 8 Männern, welche vor einem halben Jahre den afrikanischen Boden betraten, erreichten nur 4, und auch diese im Zustande großer Schwäche, den See, 2 hatte das Fieber zur Umkehr genötigt und 2 waren nicht mehr am Leben. Auch in Kagei mußte bald ein Grab gegraben werden. Der von allen geliebte und für unentbehrlich gehaltene junge Dr. Smith starb am 11. Mai 1877. Erst eine halbe Stunde vor der feierlichen Verabschiedung der Reisekarawane in London war der 24jährige Arzt dem Komitee vorgestellt worden; aber so empfehlend waren seine Zeugnisse und so gewinnend sein ganzes Wesen, daß man die Anerbietung seiner Dienste sofort mit Freuden annahm. Auf der Reise war er der

Liebling aller gewesen. Seinen letzten Brief in die Heimat hatte er mit den Worten geschlossen: „Ihr aber seid getrost und thut eure Hände nicht ab, denn euer Werk hat seinen Lohn.“ Noch ehe das Jahr zu Ende ging, war von den übrigen dreien nur noch einer am Leben. Der Führer der Expedition, Leutnant Smith und O'Neill wurden von den Eingeborenen ermordet. Mit vieler Mühe hatte man endlich in Kagei das mitgebrachte Schiffchen in brauchbaren Zustand gesetzt und Smith mit Wilson war nach dem Nordende des Sees abgefahren, nachdem Mtesa durch einen Brief „seine lieben Freunde, die Weißmänner,“ eingeladen, schleunigst zu ihm zu kommen. Schon auf der nahen Insel Ugara wurden sie mit Steinen und vergifteten Pfeilen empfangen und Smith hätte hier fast sein noch einziges gesundes Auge verloren, das andere hatte er schon im Asantefeldzug eingebüßt. Doch gelangten die Reisenden glücklich zur königlichen Residenz. Von da kehrte Smith nochmals nach Kagei zurück, um den Rest ihrer Sachen und den dort zurückgebliebenen O'Neill zu holen. Behufs des Transports hatte er von einem Araber zu Ukerewe noch ein Boot gekauft und mit 2000 Mk. bezahlt. Unglücklicherweise machte der dortige König Anspruch auf dieses Geld, weil der Verkäufer des Boots noch Holzschulden bei ihm hatte, wovon natürlich die Käufer nichts ahnten. Es kam zu blutigem Streit und als der am Leben bedrohte Araber mit den Seinen zu den beiden Missionaren floh, glaubten diese, ihren Schutz ihnen nicht versagen zu dürfen. Dieser Ritterdienst kostete beiden das Leben. Als Mtesa den Mord erfuhr, wollte er sofort einen Rachezug unternehmen, aber Missionar Wilson hielt ihn davon ab, weil evangelische Missionare nicht Mord mit Mord vergelten. Später ist der nachgekommene Missionar Mackay unbewaffnet zu den Mördern gegangen, welche ihm ihr Bedauern über den Tod seiner Kollegen aussprachen, der nur die Folge eines traurigen Mißverständnisses gewesen.

Auch diese Lichtung der Reihen der Missionare ist später fortgegangen. Noch ein Missionar ist auf der Reise erschlagen worden. In Summa sind bis heute 21 von den ausgesandten Missionsarbeitern, also mehr als die Hälfte, teils krankheitshalber zurückgekehrt, teils gestorben. Das sind große Opfer, aber ohne solche Opfer giebt es keinen Missionserfolg und Gott Lob! es hat nicht an Männern gefehlt, welche bereit waren, in die Lücken einzutreten.

Auch am königlichen Hofe zogen ſich bald drohende Wetterwolken zuſammen. Zwar der Empfang in der großen Staatshalle war freundlich und feierlich geweſen. Als der Brief der Miſſionsgeſellſchaft durch den von Stanley zurückgelaſſenen jugendlichen Dolmetſcher ins Suaheli überſetzt wurde, ließ Mteſa, ſo oft der Name Jeſu genannt wurde, eine Salve abfeuern. Aber ſchon des anderen Tages wurden die Ankömmlinge herb enttäuſcht, als der König forderte, ſie ſollten nun Kanonen und Pulver für ihn machen. Doch ließ er ſich zufrieden ſtellen, als ihm erklärt wurde, ſie ſeien gekommen, ihn und ſein Volk zu lehren. Ja, bald wurde regelmäßiger, von allen Häuptlingen beſuchter Sonntagsgottesdienſt im Palaſt gehalten, bei dem Mteſa ſelbſt alles, was geleſen und geſprochen wurde, aus dem Suaheli ins Kiganda überſetzte. Auch als ſpäter Mackay nachkam, hielt die Gunſt des Königs noch längere Zeit an. Sonntagsarbeit und Sklavenhandel wurden ſogar verboten, einige lernten ſchreiben und leſen und in der Bewältigung der Landesſprache wurden immer größere Fortſchritte gemacht. Aber gerade als auf dem Nilwege drei weitere Miſſionare, unter ihnen wieder ein Arzt, als Verſtärkung kamen, auch von Süden her zwei Brüder erwartet wurden und ſo das Werk in beſtem Gange zu ſein ſchien, da folgte wie aus heiterem Himmel Schlag auf Schlag.

Eben hatte man ſich am 23. Februar 1879 zum Gottesdienſte zuſammengefunden, als alles in die größte Aufreguug verſetzt wurde durch die Nachricht: „Es ſind weiße Männer angekommen, die ſogleich vom König empfangen werden ſollen.“ Niemand wußte, wer dieſe Fremdlinge waren. Da erſchienen — zwei römiſch-katholiſche Miſſionare, Franzoſen, welche ankündigten, daß ihnen noch mehrere folgten und daß ſie gekommen ſeien, eine induſtrielle Miſſion im Reiche Mteſas zu begründen. Evangeliſcherſeits hatte man wohl gewußt, daß auch die römiſche Kirche Miſſionare nach Oſtafrika zu ſenden beabſichtige, aber, um Ärgernis und Verwirrung zu vermeiden, mit dem ehrwürdigen, ſeitdem verſtorbenen Pater Horner in Bagamoyo die Übereinkunft getroffen, ſich gegenſeitig keine Konkurrenz zu machen. Und das oſtafrikaniſche Miſſionsgebiet iſt ja auch groß genug, daß Miſſionare beider Konfeſſionen ſchiedlich friedlich auf ihm arbeiten können. Miſſionar Mackay hielt den Patres dieſe Übereinkunft vor, allein ſie erklärten: „Wir kennen ſie wohl, aber ſie iſt nicht bindend für uns, da wir einem andern Orden angehören.“

Eine private Beſprechung der evangeliſchen mit den katholiſchen Miſſionaren hinderte der König, indem er die Boten der erſteren binden und dann dieſe ſelbſt mit dem Tode bedrohen ließ, als ſie ſich ſpäter aufmachten, die erkrankten franzöſiſchen Patres zu beſuchen. Jede Aufklärung über dieſes unerwartet feindliche Betragen ſeitens des Königs ward verweigert. Ihm war es offenbar recht, zweierlei Miſſionare im Lande zu haben, um die einen gegen die andern ausſpielen und ſo beide möglichſt ausbeuten zu können. Zunächſt ſtanden die Katholiken in ſeiner beſonderen Gunſt, hatten ſie ihm doch Feuerwaffen, Munition, Schwerter und dergl. zum Geſchenk gemacht. Wie vorauszuſehen kam es zwiſchen den Boten beider Konfeſſionen bald zu unliebſamen Auftritten. Als nach einiger Zeit die ſonntäglichen Gottesdienſte wieder aufgenommen wurden und auch die katholiſchen Miſſionare anweſend waren, blieben dieſe ſitzen, als die Engländer nach ihrer gottesdienſtlichen Sitte, und mit ihnen alle Waganda, knieten. Auf die Frage des Königs: „Betet ihr denn Jeſus Chriſtus nicht auch an?“ erklärten ſie mit großer Heftigkeit, die engliſchen Miſſionare ſeien „Lügner“ und ſie hätten keine Gemeinſchaft mit den „proteſtantiſchen Lügen.“ Eine ähnliche betrübende Scene ſpielte ſich ſpäter ab. „Ehe Stanley kam“ — bemerkte da der König — „war ich Mohammedaner, dann wurde ich Chriſt und als Lieutenant Smith kam, da lehrte er den halben Tag und ich den andern halben. Nun finde ich ſo viele Religionen im Lande, daß ich nicht weiß, was ich machen ſoll.“ Dabei lachte er. Die Engländer baten um völlige Religionsfreiheit für alle: Heiden, Muſelmänner, Proteſtanten und Katholiken; die Franzoſen ſagten dazu weder ja noch nein, nachher aber erklärte einer von ihnen ausdrücklich dem Miſſionar Mackay: „Wir werden niemals duldſam gegen euch ſein, denn Gott iſt unduldſam gegen den Irrtum und es iſt überall unſere Pflicht, zu lehren, daß ihr Lügenlehrer ſeid.“ Wer kann es Mteſa verdenken, wenn er entſchied: Verſtändigt euch erſt untereinander, dann will ich euch beide hören. Nachdem ſpäter die gegenſeitige Stellung eine etwas freundlichere geworden, haben die römiſchen Eindringlinge die Hauptſtadt des Ugandareiches plötzlich verlaſſen, ohne daß man recht weiß warum. Wenn ſie nur nicht eines Tages ebenſo plötzlich wieder da ſind. [1])

[1]) Am See ſelbſt ſind ſie bereits wieder eingetroffen.

Auf dieſe durch die römiſche Konkurrenz angerichtete Verwirrung folgte ſchon in wenigen Tagen ein zweiter noch unerwarteterer Schlag. Die auf dem Nilweg gekommenen Miſſionare hatten nämlich unter anderm ein im Namen der Königin abgefaßtes Schreiben des engliſchen Miniſters des Auswärtigen mitgebracht, welches Mteſa nicht wenig geſchmeichelt, da in demſelben für ſeine freundliche Behandlung europäiſcher Reiſender ihm Dank geſagt und die Vorteile auseinandergeſetzt wurden, welche ihm und ſeinem Lande der Verkehr mit europäiſchen Ländern gewährte. Auch empfahl der Miniſter in dieſem Schreiben die engliſchen Miſſionare der beſonderen Huld des Königs. Nun trafen gerade, als dieſe bei Mteſa waren, um ſich Aufklärung über ſeine feindſelige Haltung zu erbitten, Boten von der Küſte ein, die unter anderm einen arabiſch geſchriebenen Brief von dem engliſchen Konſul in Sanſibar mitbrachten, der von den anweſenden Mohammedanern, Sklavenhändlern voll Feindſchaft gegen die engliſchen Miſſionare, ſofort überſetzt wurde, ohne jedoch dieſen ſelbſt in die Hände gegeben zu werden. In dieſem verhängnisvollen Briefe ſollte geſchrieben ſtehen, „daß kein Engländer in Uganda von der Königin komme oder Briefe von der engliſchen Regierung habe.“ Es folgte ein ſchrecklicher Auftritt. Mteſa und ſein Hof nannten die engliſchen Miſſionare geradezu Betrüger und den vorgezeigten Brief eine Fälſchung! Jeder Verſuch, das Mißverſtändnis aufzuklären, blieb dem furchtbar aufgeregten König gegenüber fruchtlos. Briefe und Bücher, die für die Miſſionare mitgekommen, wurden dieſen entriſſen. Der Haß der mohammedaniſchen Sklavenhändler und der Wagandahäuptlinge hatte freien Lauf und für die evangeliſche Miſſion ſchien jede Hoffnung aus zu ſein. Und das um ſo mehr, als um dieſe Zeit das Gerücht auftauchte, den Grenzen des Ugandareiches nahe ein ägyptiſches Heer und man die auf dem Nilwege gekommenen Miſſionare beſchuldigte, mit den Feinden des Landes in Verbindung zu ſtehen, alſo Verräter zu ſein. Unter dieſen traurigen Umſtänden ſank den bedrängten Männern der Mut und ſie erbaten die Erlaubnis, das Land, in dem ſie ſo herbe Täuſchungen erfahren und keine Ausſicht auf Erfolg mehr zu haben glaubten, wieder verlaſſen zu dürfen. Zum Glück für die Miſſion war der König mit der Erteilung dieſer Erlaubnis nicht allzu geſchwind und durch ihre ſpätere tapfere Geduld haben die angeſoch-

tenen Männer jene verzeihliche Schwachheit reichlich wieder gut gemacht.

Aber was hatte es für eine Bewandtnis mit dem verhängnisvollen Briefe? Der Konsul Kirk, ein treuer Freund der Missionare, hatte ganz anders geschrieben. Er wollte dem eifersüchtigen König den Verdacht benehmen, daß die englischen Missionare in irgend einer amtlichen Verbindung mit der englischen Regierung stünden, daß sie nicht direkt von der Königin gesandt seien, sondern aus freiem eigenen Antriebe kämen und mit Politik nichts zu thun hätten. Diese Worte haben die Feinde der Missionare entweder verdreht oder geradezu falsch übersetzt. Es dauerte natürlich lange, bis die Berichtigung zu den Ohren Mteſas kam und unterdes hatten die armen beschimpften Missionare schwere Leidenstage in Uganda durchzumachen.

Ein Glück war es, daß die Engländer einen Arzt unter sich hatten, dessen Dienste der kranke Mteſa in Anspruch nahm, dessen Einfluß aber wieder die Eifersucht der Häuptlinge aufs höchste steigerte. Dieser Arzt, der leider bald nach Europa zurückkehren mußte, hat uns eingehende Mitteilungen über Mteſa und die Zustände an seinem Hofe gemacht. Es wird gut sein aus diesen Mitteilungen hier einiges einzuschalten, bevor ich in meiner Erzählung weiter fortfahre.

Höret zunächst, wie die auf dem Nilwege gekommenen Missionare von der schwarzen Majestät empfangen wurden. Von einer Abteilung Soldaten geleitet machten sie sich sofort früh am Morgen des Tages nach ihrer Ankunft zum König auf. Vier in weiße, schlafrockähnliche Gewänder gekleidete Pagen meldeten im Palaste das Herannahen der Fremdlinge. Auf dem ganzen Wege kamen ihnen alle fünf Minuten atemlose Pagen entgegen, die zur Eile mahnten, da der König ungeduldig warte. Als sie bis auf 1000 Schritt dem aus vielen Hütten bestehenden Palaste sich genähert, wurde eine große Flagge aufgezogen, eine Salve abgefeuert und von der aufgestellten Musikbande gewaltig musiziert. Bis zum Thronsaal ging es durch fünf Höfe, Soldaten bildeten auf dem ganzen Wege Spalier. Am Eingange der großen Halle saßen die Scharfrichter des Königs, kräftige Menschen, von denen jeder als Turban ein zusammengelegtes Tau trug, von welchem Stricke übers Gesicht herabhingen. Die arabisch gekleideten Häuptlinge, von denen jeder einer Stock in der Hand hielt, saßen teils auf

Holzschemeln, teils auf Matten, während der kranke König ausgestreckt auf einem kostbaren Teppich lag, mit dem rechten Arm auf schneeweiße Leinwandkissen gestützt. „Er ist ein schöner Mann, ungefähr sechs Fuß hoch und von ebenmäßigem Körperbau. Sein Gesicht ist wohlgeformt trägt aber die Spuren schweren Leidens. Seine großen glanzlosen Augen sind gewöhnlich unbelebt, leuchten aber in hellem Feuer auf, wenn sie von Zorn oder Freude erregt werden. Er trug ein kleidsames, reich mit Gold- und Silberfäden gesticktes arabisches Gewand, seinen Kopf bedeckte ein Fes und vor ihm lag ein großes juwelenbesetztes Schwert, mit dessen Heft seine langen nervösen Finger spielten." Nach einer Pause von mehreren Minuten fragte der König die Missionare, ob sie ihn nun gesehen hätten, ließ sie sich einzeln vorstellen und empfing die mitgebrachten Briefe. Besonders der von der englischen Königin machte ihm Freude und entlockte ihm die Bemerkung, daß außer Ihrer Majestät und seiner eignen kein Monarch der Welt auch nur der geringsten Achtung würdig sei. Nachdem auch der Brief des Vorstandes der Missionsgesellschaft verlesen worden war, äußerte Mtesa seine lebhafte Befriedigung, „daß man so weit her komme, um des Anblicks seiner gnadenreichen Persönlichkeit teilhaftig zu werden." Besonders begierig war er zu wissen, „was wohl die öffentliche Meinung in Europa von ihm und seinem Reiche halte, ob seine erhabene Majestät den Gegenstand der Gespräche hervorragender Personen bilde und ob nicht alle Welt von der Größe seiner Macht rede?" Endlich wurden die Geschenke hereingebracht, eingehend besichtigt und gnädigst belobt. Damit war die erste Audienz zu Ende. Der König betrachtete die Missionare als seine Gäste, eine Ehre, die freilich ihre großen Schattenseiten hatte. Denn da mit dieser Gastfreundschaft die Versorgung mit Lebensmitteln verbunden war, so hingen die Missionare ganz und gar von den Launen des Despoten ab. Aus Furcht vor dem Zorne Mtesas verkaufte ihnen nämlich niemand Lebensmittel und da die Gunst desselben sehr wandelbar war, so kamen sie später wiederholt in große Not.

Wie schon bemerkt war Mtesa krank. Bezeichnend für ihn war sein Verkehr mit dem Missionsarzte. Aus Furcht vor Vergiftung bestand er darauf, daß der Doktor stets zuerst von der Medizin kosten mußte, auch drei oder vier Pagen mußten erst eine Dosis davon einnehmen, ehe der König sie trank. Auch sonst war

Mteſa ein ſehr ungeduldiger und unfolgſamer Patient, welcher glaubte, der Doktor müſſe ihn geſund machen können, wenn er ſeine Anordnungen auch nicht befolgte. Eines Tages ſagte er zu dem Arzte: „Doktori, bringe mir ſoviel Medizinflaſchen, als ich brauche, um geſund zu werden!“ „Warum?“ fragte dieſer. „O,“ antwortete der König mit der größten Gelaſſenheit, „meine Häuptlinge bitten mich, dich umzubringen, und dann macht niemand mehr Medizin für mich.“ — Immer zeigte er ſich ſehr wißbegierig. So wurde er nicht müde, die anatomiſchen Tafeln zu betrachten, welche der Miſſionsarzt ihm gezeigt hatte. Was er verſtanden hatte, pflegte er ſeinen Häuptlingen und Frauen zu erklären. Als ihm der Doktor einſt die Hand und die Muskeln gezeigt hatte, welche die Finger bewegen, ſagte Mteſa: „Wie wunderbar! Ich könnte ſo etwas nicht machen und ſollte auch nicht zerſtören, was ich nicht machen kann.“ Natürlich benutzte der Arzt dieſe Gelegenheit, ihm wegen ſeiner böſen Gewohnheit: ſeinen Unterthanen Hände, Naſen und Ohren abſchneiden zu laſſen, ſehr ernſtlich ins Gewiſſen zu reden. Er verſprach es in Zukunft nicht mehr zu thun, aber er hat nicht Wort gehalten.

Frauen ſoll der König — 7000 haben. Dem Arzt erklärte er, er wiſſe ſelbſt nicht, wie viel er beſitze, aber Söhne habe er 70 und Töchter 88! In einer beſonders gnädigen Stunde machte er dem Doktor ein Geſchenk von 18 Frauen und Wolken traten auf ſeine Stirn, als dieſer die königliche Gabe ablehnte. „Warum nimmſt du ſie nicht? Habt ihr in eurem Lande keine Frauen?“ „Ja,“ antwortete der Arzt, „aber in unſrer Heimat hat der Mann nur Eine Gattin und wir verſchenken die Frauen nicht ſo in Maſſe.“ Der König rief hierauf in großem Zorn: „Ihr kommt hierher und ſagt, daß alle Menſchen Brüder ſind und daß euer Gott uns ſo ſehr liebt wie euch, und doch haltet ihr euch zu gut für unſre Lebensweiſe.“

Mteſa hat einen großen Hausſtand zu verſorgen. Der Koch, der Fleiſcher und der Bierbereiter ſind höchſt wichtige Beamte und nehmen in ſeinem zahlreichen Hofſtaate einen hohen Rang ein. Gegen Mittag wird Eſſen und Bier vor den König gebracht, welcher von beidem koſtet, und wehe den unglücklichen Köchen, wenn etwas nicht nach ſeinem Geſchmack iſt. — Seine Krankheit hat den Deſpoten etwas milder gemacht; doch hörten die Miſſionare ihn wiederholt ſagen: „Wenn Mteſa geſund wäre, ſolltet ihr

bald ein paar Hinrichtungen ſehen.“ Er hat es trotz ſeiner Krankheit und trotz der Vorſtellungen der Miſſionare aber auch an dieſen nicht fehlen laſſen.

Beſonders dem Einfluſſe des Miſſionsarztes war es zu danken, daß der große Sturm, den der unglückliche Brief des engliſchen Konſuls hervorgerufen, ſich allmählich wieder legte. Nachdem im Juni 1879 unter Begleitung zweier Miſſionare eine Geſandtſchaft von drei Häuptlingen über Ägypten nach England abgeſandt worden war, um ſich dort über alles genau zu erkundigen, konnten die am Hofe Mteſas zurückgebliebenen Miſſionare Ende dieſes Jahres in die Heimat melden: „Wir haben jetzt Frieden nach den Zeiten der Unruhe und Not; der König iſt uns wieder zugethan; unſere Arbeit hat den gedeihlichſten Aufſchwung genommen; wir ſind immer von Lernluſtigen umlagert. Mit Hilfe unſerer kleinen Druckerpreſſe hoffen wir bald eine genügende Anzahl von Gebeten und zwar in der Kiganda-ſprache, die wir jetzt beim Gottesdienſt gebrauchen, herſtellen zu können.“ Kurz die Miſſionare waren in voller Arbeit, ſie lehrten, druckten, überſetzten, bauten, pflanzten, legten Straßen und Kanäle an, durften frei umhergehen, mit den Häuptlingen und dem Volke verkehren — da trat abermals ein Ereignis ein, welches alle ihre Hoffnungen zunichte zu machen drohte. Bisher hatte die evangeliſche Miſſion wohl mit dem Fanatismus der mohammedaniſchen Araber, mit der Konkurrenz der franzöſiſchen Katholiken, mit der Launenhaftigkeit des Königs, der Eiferſucht der Häuptlinge, aber auffallenderweiſe noch nichts mit dem eigentlichen Heidentum von Uganda zu thun gehabt. Von Götzendienſt und Zaubereiweſen hatten die Miſſionare faſt nichts zu ſehen bekommen, da ſie das eigentliche Volksleben noch viel zu wenig kennen gelernt, und Mteſa ſich abwechſelnd für einen Mohammedaner oder einen Chriſten ausgab. Im Grunde war er freilich keins von beiden; auch die Muſelmänner konnten ihn nicht den ihrigen nennen, da er ſich niemals hatte beſchneiden, wohl aber hundert Jünglinge verbrennen laſſen, weil ſie ſich dieſer Ceremonie unterworfen hatten. Dennoch betrachtete ſich der König nicht mehr als Heiden und ſo ſahen die Miſſionare auch an ſeinem Hofe keinen heidniſchen Götzendienſt. Plötzlich hörten ſie wieder und wieder das Wort Lubari. Monatelang hatten fremde Händler den vergeblichen Verſuch gemacht, Boote zur Überfahrt über den See zu erhalten. Immer kehrten ſie unverrichteter Sache in die

Hauptſtadt zurück: der Lubari hatte ſie nicht ziehen laſſen. Auf einmal heißt es: der Lubari kommt an den Hof, um den König von ſeiner Krankheit zu kurieren!

Wer war aber Lubari? Nach vielem Forſchen ergab ſich folgendes. Noch beſtand das alte Heidentum in Uganda, nur Götzenbilder beſaß dieſes Heidentum nicht. Ein höchſtes Weſen, Katonda oder Schöpfer genannt, ward geglaubt, aber als zu erhaben nicht angebetet. Statt ſeiner diente man verſchiedenen Untergöttern oder Dämonen, welche Lubari hießen. Der angeſehenſte derſelben iſt Mukaſſa, der Lubari des Nyanza; von Zeit zu Zeit nimmt der Lubari-Mukaſſa Beſitz von einem Menſchen, Mann oder Weib, diesmal einem Weibe, macht dieſen Menſchen zu ſeinem Orakel und rüſtet ihn mit übernatürlichen Kräften aus: Kranke zu heilen, Regen zurückzuhalten, Krieg, Teuerung, Seuchen hervorzubringen ꝛc. Daher fürchtet das ganze Volk dieſe von der Gottheit beſeſſene Perſon und bringt ihr Opfer. Daneben giebt es noch andere Lubari, Kriegsgötter, die auf Bäumen wohnen, Flußgötter u. dgl. Auch an Zauberern oder Mediziumännern iſt kein Mangel.

Sofort war es den Miſſionaren klar, daß jetzt eine wohlausgedachte Reaktion des Heidentums in Scene geſetzt werden ſollte. Sie begaben ſich daher zu Mteſa und bewieſen ihm aus der Bibel und durch vernünftige Gründe, daß es ſich hier um Aberglauben, Zauberei und Betrug handle und der König bezeugte ausdrücklich: „Ich glaube, daß jeder Lubari ein Lügner iſt, der bloß die Leute betrügt.“ Mit der beſtimmten Verſicherung, das Weib dürfe nicht an ſeinen Hof kommen, wurden ſie entlaſſen. Aber über Nacht ward Mteſa anderen Sinnes. Er ließ am folgenden Morgen die drei engliſchen Miſſionare vor eine große Verſammlung von Häuptlingen beſcheiden, in der er erklärte: „Wir wollen von jetzt ab weder mit der Religion der Araber, noch mit der der Weißen etwas zu thun haben, ſondern zur Religion unſerer Väter zurückkehren.“ „Wir wollen von euch Flinten ſo zahlreich wie das Gras, Pulver und Kugeln,“ ſchrien einige Häuptlinge; andere: „Ihr ſeid Spione der engliſchen Königin, nur gekommen, unſer Land auszukundſchaften.“ Als die Miſſionare erwiderten, daß ſie gekommen ſeien, von Gott zu predigen und daß ſie nicht mehr an den Hof kommen wollten, wenn der König es nicht wünſche, man möge ihnen nur erlauben, das Volk zu unterrichten — da gerieten die Vornehmen

außer ſich, daß die gemeinen Leute mehr lernen ſollten als ſie. Selbſt die ihnen bisher freundlich geweſenen Häuptlinge, denen ſie manche Wohlthaten erwieſen hatten, ſtimmten ein in das allgemeine Geſchrei. Kurz, es war eine ſtürmiſche Verſammlung.

Und tags darauf kam das von dem Lubari beſeſſene Weib. Die vornehmſten Häuptlinge hatten dem Könige gedroht, wenn er die Gottheit nicht kommen laſſe und die väterliche Religion nicht wieder herſtelle, ſo würden ſie ihn abſetzen und einem ſeiner Söhne das Reich geben. Eine ungeheure Volksmaſſe hatte ſich dem Zuge angeſchloſſen und das Geſchrei, Trommeln, Pfeifen und Hörnerblaſen war ohrzerreißend. Mit reichen Geſchenken an Vieh, Sklaven, Weibern und anderen Dingen wurde das Gottweib entlaſſen, nachdem ſie durch allerlei Beſchwörungen den kranken König geſund zu machen geſucht. So war denn das Heidentum wieder zur Herrſchaft gelangt und die Stellung der Miſſionare ſchwieriger als je, zumal auch ihre Vorräte zu Ende gingen und ihnen niemand mehr Nahrungsmittel zum Geſchenk anbot. Unter dieſen Umſtänden genügte es, daß zeitweilig nur ein Miſſionar den Poſten in Rubaga beſetzt hielt.

Mitte 1880 kamen neue Briefe in England an. „Vor einiger Zeit wurden die königlichen Gräber reſtauriert und nach Beendigung dieſer Arbeit zweihundert Menſchen geopfert . . . Ich beſitze weder eine Perle noch eine Elle Zeug und lebe von dem Verkauf meiner Kleider . . . Kein Menſch darf mehr kommen, um leſen zu lernen.“ Aber der Lubariſchwindel ſchien Mteſa doch nicht zu behagen. Nach einiger Zeit that er wieder, als ob er Mohammedaner wäre. Er erzählte ſeinen verſammelten Häuptlingen einen Traum: „Ich ſah den Mond umgeben von zehn anderen Monden. Der Centralmond wurde immer dicker und dicker und die anderen verbeugten ſich vor ihm. Dann erſchienen mir zwei Engel und fragten mich, warum ich das Allah-Akbarſagen aufgegeben habe und ermahnten mich, es wieder zu thun. Darauf erwachte ich und ſiehe, es war ein Traum.“ Seine Weiber ſagten ihm darauf, er ſelbſt ſei der Mond und zehn Königreiche bäten, ſie unter ſein mildes Scepter zu nehmen. Darauf befahl Mteſa, der ganze Hof ſolle wieder Allah-Akbar ſagen. So war der Mohammedanismus wieder hergeſtellt.

Zur Schilderung der damaligen und ſpäteren Lage der Miſſionare vernehmet einige Auszüge aus ihren Tagebüchern. Am

22. Juni 1880: „Eine traurige Geſchichte. Ein gewiſſer Gomera lag krank und ſeine Tochter, die zum Harem des Katikiro (erſten Miniſters) gehörte, begab ſich, ohne von dieſem perſönlich Erlaubnis zu haben, zu ihrem kranken Vater. Unterwegs begegnete ihr ein anderes Weib des Katikiro, die ihr befahl, umzukehren, und als dies nicht geſchah, ſie anzeigte. Der Katikiro ſandte ſofort Männer, ſie zu holen und befahl, daß ihr die Ohren und der Mund von der Naſe bis zum Kinn abgeſchnitten wurde. So brachten ſie das arme Geſchöpf zu mir — ein Anblick, der einen Stein hätte erbarmen müſſen."

Am 16. Juli: „Die Gefangenen aus dem Kriege gegen die Waſoga werden eingebracht; Mteſas Beuteanteil ſind 500 Frauen und Kinder, die aber durch Hunger, Entbehrung und ſchlechte Behandlung bereits auf 300 reduziert ſind. Nie in meinem Leben habe ich früher ſolch einen Anblick gehabt."

Am 16. Oktober: „Nichts als Nachrichten von Blut. Wieder drei Männer lebendig verbrannt. Ich höre aus zuverläſſiger Quelle, daß noch immer Menſchenopfer gebracht werden."

Am 7. November: „Mukaſa, der Küſter unſerer früheren Kirche, die jetzt eine Moſchee, iſt im Gefängnis, angeblich weil er ſich geweigert, Gewehre zu putzen, in Wahrheit, weil er nicht an den mohammedaniſchen Gebeten ſich beteiligte, ſondern erklärte, die Religion Jeſu ſei die allein wahre."

Am 8. November: „Mehr Verfolgungen. Meine zwei Schüler gleichfalls gefangen und verbannt."

Am 22. Dezember: „Der König forderte mich heute auf, nach England zu gehen und ihm eine weiße Prinzeſſin zur Frau zu holen. Ich erwiderte: „Ich bin keine engliſche Prinzeſſin und kann daher Ew. Majeſtät auf dieſe Forderung keine Antwort geben." An demſelben Tage fand eine lange religiöſe Verhandlung ſtatt, die Mteſa mit den charakteriſtiſchen Worten ſchloß: „Nehmen wir das Chriſtentum an, ſo dürfen wir nur ein Weib haben, werden wir Mohammedaner, ſo dürfen wir kein Fleiſch eſſen."

„Am folgenden Tage wurden wieder zwei Mord- und Raubzüge nach Oſten und Weſten angeordnet. Raubt, mordet, plündert, befahl der König. Das iſt das fünftemal im Laufe von zwei Jahren, daß Mteſa eine große Armee in das Buſoga geſchickt hat, nicht um Krieg zu führen, ſondern um zu verwüſten, zu morden und Beute an Weibern, Kindern und Vieh heimzubringen. Und

derſelbe Mann ſpielt ſich als der oberſte Biſchof ſeines Volkes auf und erklärt öffentlich: Gott hört jedes Wort, das ich rede."

Dennoch hielten die Miſſionare ſtand, hungerten, glaubten, beteten, lernten die Sprache, überſetzten und dienten wo und wie ſie konnten. Und es kam beſſere Zeit.

Auf dem Jahresfeſte der kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft 1880 war auch Miſſionar Wilſon aus Uganda unter den Feſtrednern und Mteſas Geſandte ſaßen neben ihm auf der Plattform. „Vor uns," ſagte er, „hat noch nie ein Europäer die Sprache von Uganda gelernt, Bücher in derſelben giebt es nicht. Unſere erſte Arbeit beſtand daher darin, die Sprache in Schrift zu faſſen, und es war keine Kleinigkeit, für die verſchiedenen Laute die paſſendſten Zeichen zu finden. Wir haben aber keine Mühe geſcheut. Ich habe eine Sammlung von 5000 Wörtern, ſowie die Grundzüge einer Grammatik aus Uganda mitgebracht. Aber für „heilig", „Sünde" und andere chriſtliche Begriffe haben wir noch keine Wörter gefunden. Überdies haben wir eine Anzahl Eingeborner leſen gelehrt und Gottesdienſt mit ihnen gehalten. Wenn die Ernte auch lange ausbleibt, laßt uns nicht mutlos und ungeduldig werden. Wir ſind ja erſt drei Jahre in Uganda. Ich bitte die Freunde dringend, für unſere Miſſion weiter zu arbeiten und zu beten. Betet auch für unſere ſchwarzen Gäſte, die Geſandten des Königs Mteſa, die gegenwärtig in unſerer Mitte ſind; betet, daß, was ſie in England ſehen, in ihnen den Wunſch wecken möge, Jeſum zu ſehen, und daß der Bericht, den ſie nach ihrer Rückkehr in die Heimat erſtatten, den König bewegen möge, ein Unterthan des Königs aller Könige zu werden. Ich glaube, daß der Beſuch dieſer Männer mitwirken wird zum beſten Innerafrikas." Dieſe Hoffnung ſchien ſich erfüllen zu ſollen.

Im Januar 1881 gelangten die drei Häuptlinge über Sanſibar glücklich wieder in ihrer Heimat an. Von dem, was ſie in England erlebt, erzählten ſie Wunderdinge. „O, mein Herr," ſagten ſie unter anderem, „wir haben gar kein Land. Jenes engliſchen Häuptlings Gebiet iſt ſo groß wie Buganda und Bunyoro und Buſogo zuſammen." „Sage das noch einmal," ſagte Mteſa, „denn ich liebe die Wahrheit ſprechen zu hören." „Wir haben kein Land, mein Herr!" „Hört ihrs ihr Häuptlinge, wir haben gar kein Land." „In England hat jedermann nur ein Weib, aber jedes Weib hat dreißig Kinder." Alle: „O viele, viele, viele

Kinder.“ „Sie haben noch andere Weiber in ihren Häuſern, aber das ſind nicht ihre Frauen, ſondern ſie beſorgen die Arbeit.“ Als der Berichterſtatter die innere Einrichtung des königlichen Palaſtes ſchilderte, denn ſie hatten auch eine Audienz bei der Königin gehabt, da gebot Mteſa Halt, und befahl, ferner ihm allein mitzuteilen, was er in England geſehen.

Selbſtverſtändlich brachten die Geſandten auch ſtattliche Geſchenke mit. Beim Anblick des Porträts des Prinzen von Wales rief der König ſtolz aus: „Das iſt mein Bruder.“ Der begleitende Miſſionar überreichte ihm eine Bibel mit der Bemerkung: „Dies Buch iſt der Schlüſſel des Geheimniſſes von Englands Größe und Ruhm.“ Das alles bewirkte bei dem wetterwendiſchen Manne eine ſofortige Umſtimmung zu gunſten der Miſſionare, denen er jetzt zum Baue eines ordentlichen Hauſes und zur Erwerbung eines eigenen Grundſtückes gnädige Erlaubnis erteilte. Bisher hatten ſie in einer Grashütte gewohnt, in der die Ratten und Mäuſe ihnen alles zerſtörten. An die Stelle dieſer Hütte trat nun ein zweiſtöckiges, achtzimmeriges Haus aus Lehmziegeln, welches ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung für die Waganda wurde. Auch einen Garten legten die Miſſionare an. Die Hälfte des ihnen dazu angewieſenen Landes war freilich der reine Sumpf, aber ſie riſſen Gras und Schilf aus, hackten, gruben, pflanzten, machten Wege, und umfriedigten das Ganze mit einem netten Schilfzaun, ſo daß die Anlage ein recht hübſches Ausſehen erhielt, eine Arbeit, bei der freilich ihre Hände ganz hornig wurden. Aber das größte Wunder für die Eingebornen war eine Pumpe, welche das köſtlichſte Waſſer gab. „Wundervoll, wundervoll, riefen ſie ein über das anderemal. „Die Bazungu (Fremden) ſind viel klüger, als die Lubari. Sie wiſſen alles, die Araber und Wangwana wiſſen gar nichts.“ Hunderte kamen täglich, das Wunder zu prüfen. Sie drängten ſich herzu, das Wunderwaſſer zu trinken, das aus der Röhre floß. Einige nannten es Lubari, andere ſagten, es ſei das Werk Gottes (Katonda). Mehr als einmal kam auch der alte mächtige Häuptling Jumba, der mit dem Dienſte der Lubari betraut war und vor anderthalb Jahren die Göttin hierher begleitete. Als er von dem Waſſer getrunken und ſich die Hände damit gewaſchen hatte, fragte ihn der Miſſionar, ob Lubari auch ſolches Waſſer aus einer tiefen Höhle hervorbringen könne? „Nein,“ lautete die Antwort.

„Verehrt ihr denn nicht Lubari als Gott? — „Jawohl."

„Nun, was du da siehst, ist nur das Werk eines Menschen; Lubari kann also nicht so viel als ein Mensch. Kann er also Gott sein?"

„Es ist kein Gott außer Katonda und wir sind Menschen, die alle ihre Klugheit von Katonda bekommen. Lubari ist ein Betrüger und kann überhaupt nichts."

Auch auf diese Weise arbeiteten die Missionare an der Erziehung der Häuptlinge und des Volkes. Mtesa hatte ihnen eine Anzahl Leute, zum Teil Häuptlingssöhne, zur Verfügung gestellt, welche der Ingenieur Mackay in allerlei Arbeit unterrichtete. „Bliebe das Volk," so rechtfertigt derselbe diesen Teil seiner Missionsthätigkeit, „bliebe es in seinem jetzigen traurigen Zustande und würde christlich, so würden sie entweder faule oder kriegerische Christen. Die Anleitung, die wir ihnen geben, lehrt sie Augen, Verstand und Hände für die Künste des Friedens gebrauchen, die sie von der Trägheit und von kriegerischen Gelüsten abziehen, und die den Gesamtzustand des Landes heben. Ich versuche jetzt Ziegel zu machen und zweifle nicht, daß diese einfache Kunst, wenn sie erst allgemein geübt werden wird, in dem ganzen Lande eine große Revolution bewirken wird. Schon jetzt ist der Erfolg bedeutend. Die schmutzigen Straßen und Winkel werden gereinigt, man bessert den erbärmlichen Fußboden der Hütten, die Toten werden ordentlich begraben." ꝛc. ꝛc.

Selbstverständlich vernachlässigen die Missionare über dieser harten Kulturarbeit das Hauptwerk nicht, um deswillen sie nach Uganda gesandt sind: die Predigt des Evangelii. Alle ihre Arbeiter sind zugleich ihre Schüler und es vergeht kein Tag, an dem sie sie nicht in dem Worte Gottes unterrichteten. Endlich ist der Bann gebrochen, der sie bisher an den König und seinen Hof fesselte, und ihnen unverboten, jedermann aus dem Volke zu lehren. Viele kommen zu hören und, wie es scheint, findet die Heilsbotschaft empfänglichere Herzen bei den niederen Volksklassen, als in den Kreisen der Vornehmen. Es ist die alte Geschichte: „den Armen wird das Evangelium gepredigt" und „die letzten werden die ersten sein." Auch in Uganda wird Gott sein Reich von unten nach oben bauen, nicht umgekehrt.

Mit Mtesa blieb es immer beim alten. Wohl liebte er je und je religiöse Gespräche. So fragte er z. B. einen Missionar

vor verſammeltem Hofe, was er über den Koran und Mohammed dächte? Dieſer wies ihm aus dem Buche ſelbſt nach, daß es ein Gewebe von Irrtümern, der Verfaſſer ein Betrüger, der Islam ein Wahn ſei. Mteſa war darüber ſehr betroffen und ließ ſeit der Zeit wieder ſeine Flagge am Sonntag aufziehen, als Zeichen, daß dieſer der wahre Ruhetag ſei. Aber über ſolche Äußerlichkeiten iſt der wankelmütige, fleiſchlich geknechtete Mann noch nicht hinausgekommen. Ein andermal fragte er einen der Miſſionare, wie er den Wohlſtand ſeines Landes heben könnte. Als dieſer zuletzt auch bemerkte: „Du mußt den Sklavenhandel verbieten," da erwiderte er: „Ich bin ein durch Hunger geſchwächter Mann, und du ſprichſt zu mir: ſtehe auf und mache eine lange Reiſe und thue Dinge, die in meinem Zuſtande unmöglich ſind. Ja, wenn die Königin für mich thun wollte, was ſie für den Sultan in Sanſibar thut, dann wollte ich froh ſein. Der Wohlſtand meiner Häuptlinge und meines Volkes beſteht hauptſächlich in Sklaven und ich habe kein Recht, mich da hineinzumengen. Ich möchte dieſes Syſtem, das ich verabſcheue, gern abſchaffen, aber mir fehlt die Macht dazu. Wenn die Araber *nicht* mehr kommen dürfen, wer ſoll uns mit Waren verſorgen?" Ein neuer Beweis, wie recht Livingſtone hatte, wenn er wieder und immer wieder betonte, daß der fluchwürdige Sklavenhandel, der auch ein ſo großes Hindernis für die Miſſion bildet, nur durch einen ehrlichen Handel verdrängt werden kann. Inſofern iſt der chriſtliche Kaufmann ein Hilfsarbeiter des Miſſionars. Nun, vermutlich wird es nicht mehr ſehr lange dauern, ſo zieht der chriſtliche Kaufmann auch in Uganda ein auf der durch die Miſſion ihm gebahnten Straße.

Heute iſt dieſe Straße bereits durch vier nacheinander angelegte Unterwegsſtationen gleichſam befeſtigt worden, ſo daß die Ugandamiſſion jetzt fünf feſte Punkte hat, auf denen freilich vier verſchiedene Sprachen zu bewältigen ſind. Auch dieſe Stationen haben eine intereſſante Geſchichte, die ich aber heute nicht erzählen will. Vielmehr will ich ſchließen mit einer guten Nachricht aus der Reſidenz Mteſas. Trotz aller Feindſchaft der Häuptlinge und der arabiſchen Händler und trotz alles Wankelmuts des launiſchen Königs iſt endlich eine Erntezeit gekommen. Bis heute ſind in der Hauptſtadt in Summa 87 Perſonen getauft und unter denſelben befinden ſich ſogar zwei leibliche Töchter des Königs!

So iſt denn die Geduld der ſchwer geprüften Arbeiter endlich

auch auf dem geiſtlichen Gebiete mit einem ſichtbaren Erfolge gekrönt: es giebt eine evangeliſche Waganda-kirche in der Reſidenz Mteſas, und wenn ſie auch noch klein iſt, ſo bildet ſie doch ein Samenkorn, von dem wir hoffen dürfen, daß es bald ins Wachſen kommt und ein Baum wird. Freilich werden wir uns darauf gefaßt machen müſſen, daß das Wetter bald wieder in Sturm umſchlägt. Aber da die bisherigen Stürme die Ugandamiſſion ſchon einigermaßen wetterhart gemacht haben, ſo ſteht zu hoffen, daß ſie auch in den zukünftigen ſtandhalten wird. Die leichten Triumphe, welche Stanley in Ausſicht ſtellte, ſind ihr nicht zu teil geworden; dafür aber iſt ihr das Siegel aufgeprägt, welches ein in den Wegen Gottes erfahrener Mann, nämlich St. Paulus, als das Hauptkennzeichen eines Apoſtels bezeichnet: die Geduld. So wird ſich auch je länger je mehr an der Miſſion im Reiche Mteſas die Verheißung erfüllen: „Wer ausharret wird gekrönt.“*)

*) Soeben trifft die Nachricht ein, daß Mteſa geſtorben iſt. Es ſind weder Thronſtreitigkeiten noch die ſonſt bei Thronwechſeln üblichen Morde vorgekommen. Dagegen hat die junge Waganda-kirche ihre erſten Märtyrer (3) erhalten. Vergl. Ev. Miſſ.-Mag. 1885, 201 ff. u. 461 ff. Und Allg. Miſſ.-Zeitſchrift 1886, Beibl. Nr. 1.

XII. Licht und Schatten in Madagaskar.

Es ist aus den Zeitungen bekannt, daß jüngst eine Gesandtschaft von der im Süden der Ostküste Afrikas gelegenen, an Größe das Deutsche Reich übertreffenden Insel Madagaskar mehrere Hauptstädte Europas und Amerikas besucht hat, teils um gegen die Herrschaftsgelüste Frankreichs für ihr Vaterland bei den christlichen Großmächten Schutz zu erbitten, teils um mit diesen Mächten Handelsverträge zu schließen. Seit einiger Zeit sind nämlich zwischen der madagassischen und französischen Regierung allerlei Verwicklungen eingetreten, die offenbar darin ihren Grund gehabt, daß Frankreich nach einem Vorwand suchte, etlicher Teile der Insel sich zu bemächtigen, um allmählich seine Herrschaft über das ganze Eiland auszudehnen. Ich will jetzt nicht davon reden, wie schmachvoll ein solches Betragen einer christlichen europäischen Macht ist, die unter einem gewissen Scheine des Rechts an einem viel schwächeren Volke einen widerrechtlichen Länderraub zu begehen in Begriff steht; auch nicht ausführen, welche Gefahren der gesegneten evangelischen Mission bevorstehen, wenn das katholische Frankreich die Herrschaft über Madagaskar wirklich erlangen sollte, sondern nur darauf hinweisen, daß jene Gesandtschaft ein lautredender Thatbeweis für die Erfolge der evangelischen Mission ist. Als im Jahre 1818 die ersten Missionare, Boten der Londoner Missionsgesellschaft, sich auf dem Wege nach Madagaskar befanden, erklärte der französische Gouverneur der benachbarten Insel Bourbon, Lafitte, es für ein Ding der Unmöglichkeit, die Madagassen zu Christen zu machen. „Sie sind nur Tiere," so lautete seine Schilderung, „sie haben nicht mehr Vernunft als das unvernünftige Vieh, sind unfähig zu denken und zu urteilen und ermangeln der gewöhnlichen Fähigkeiten menschlicher Wesen. Die Franzosen haben es lange unter ihnen versucht und konnten keine geistige Begabung entdecken." Und heute werden die Gesandten der christlich gewordenen Königin dieses Volkes in außerordentlicher Audienz selbst von dem deutschen Kaiser empfangen, und das Christentum und die Segnungen desselben für das mada-

gaſſiſche Volk bilden den Gegenſtand der Unterredung, welche Kaiſer Wilhelm mit ihnen führt. In London hatte man die madagaſſiſchen Würdenträger in das große ſchöne Bibelhaus eingeladen und jedem eine ſchön gebundene madagaſſiſche Bibel überreicht. Auf die Anſprache des Direktors der Bibelgeſellſchaft antwortete der Führer der Geſandtſchaft, der den langen Namen Ravoninahitriniariwo führt, und der wie ſeine Begleiter ein Chriſt iſt: „Die Bibel, welche engliſche Chriſten meinem Vaterlande gegeben, iſt ein Denkmal der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit für Madagaskar. Dies Buch iſt die Seele unſres Fortſchritts, der Grund, daß wir ein wohlorganiſiertes Volk ſind; wir erkennen dies göttliche Wort als die richtigſte Grundlage eines jeden Staatslebens an, wir verdanken ihm unſer geſegnetes Königtum.“ Ähnlich ſprach ſich derſelbe Mann vor den Direktoren der Londoner Miſſions-Geſellſchaft aus. „Im Namen der Königin, nicht als Königin ſondern als Chriſtin, im Namen des erſten Miniſters, nicht als Miniſters ſondern als Chriſten, und im Namen vieler Regierungsbeamten, nicht als ſolcher ſondern als Chriſten, danken wir Ihnen für alles, was Sie für Madagaskar ſeit ſo vielen Jahren, beſonders aber in den letzten 14 Jahren gethan haben. Dadurch iſt das Evangelium nicht nur in der mittleren Provinz des Landes, Imerina, reichlich verkündigt, ſondern auch unter den Betſileos und Sihanakas ausgebreitet worden. In der Hauptſtadt befinden ſich jetzt neun Kirchen und in einer derſelben wohnt die Königin dem Gottesdienſt jeden Sonntag bei. Wir danken Ihnen für die Sendung von Miſſionaren, die uns nicht nur die Bibel ſondern auch allgemeine Kenntniſſe gelehrt; danken Ihnen für das Seminar in der Hauptſtadt, das Sie gegründet und aus dem ſchon ſo viele unſrer Landsleute als Prediger des Evangeliums hervorgegangen ſind.“

Angeſichts ſolcher Zeugniſſe aus dem Munde bekehrter Heiden ſelbſt, die in unſrer eignen Mitte abgelegt und durch die Tagesblätter verbreitet werden, muß doch wohl das Vorurteil ſchwinden, daß die gegenwärtige Miſſion keinen Erfolg habe. In Madagaskar giebt es heut mehr als 280 000 evangeliſche Chriſten. Darunter ſind ja freilich, wie ich das gleich erklären werde, ſehr viele bloße Namenchriſten; aber iſt nicht ſelbſt das etwas ſehr Großes, daß in verhältnismäßig ſo kurzer Zeit hunderttauſende wenigſtens äußerlich das Heidentum aufgegeben und ſich zum Chriſtentum bekannt haben? Wir ſind oft recht närriſche Leute: iſt die Zahl der Chriſten, die

wir aus den Heiden ſammeln, klein, ſo klagen wir, daß es ihrer ſo wenig ſind; und iſt die Zahl einmal groß, ſo klagen wir wieder, daß nicht alle lebendige Chriſten ſind. Das iſt gerade ſo, wie wir es oft bei den Landleuten erleben, denen es der liebe Gott auch nie recht machen kann. Iſt der Ertrag der Ernte mäßig, ſo ſind ſie undankbar, weil die Menge der Früchte nicht groß ſei; iſt aber der Ertrag ſehr reichlich, ſo ſind ſie wieder undankbar, weil der Preis nicht hoch ſei. Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß reiche Ernte und hoher Preis nicht wohl zuſammengehen kann? Wir werden ſehen, daß es im Reiche Gottes nicht anders iſt; darum aber dürfen wir uns doch freuen, wenn die Scheunen einmal ganz voll ſind.

Es iſt heut nicht meine Abſicht, die bekannte madagaſſiſche Miſſionsgeſchichte im Zuſammenhange zu erzählen, ſondern nur darum geht es mir, euch ein richtiges Bild von den Zuſtänden zu geben, die jetzt auf der Inſel herrſchen; euch einen Blick thun zu laſſen in die Schatten- und Lichtſeiten, welche mit der Herausbildung einer Volkskirche auf dem Miſſionsgebiete verbunden ſind. Das iſt eben das Charakteriſtiſche an der heutigen Miſſion in Madagaskar, beſonders in ſeiner Hauptprovinz Imerina, daß ſeit einer Reihe von Jahren bereits eine chriſtliche Volkskirche dort im Werden iſt und daß die Bildung dieſer Volkskirche nicht auf dem Wege langſamer Entwicklung ſondern faſt wie durch einen Sprung angebahnt worden iſt. Nur in wenigen Zügen laßt mich die geſchichtlichen Vorgänge ſchildern, welche zu dieſem unerwarteten Ergebnis geführt haben.

Mit dem Jahre 1820 begann die evangeliſche Miſſion auf Madagaskar ihr Werk, das ein Jahrzehnt hindurch weſentlich ſich auf Schulthätigkeit beſchränken mußte, weil der damalige, den Miſſionaren ſonſt freundlich geſinnte Herrſcher Radama I. zur eigentlichen Evangeliſierungsarbeit die Erlaubnis nicht gab. Als der für die Bildung ſeines Volkes eifrig bemühte, ſelbſt geiſtig bedeutende König 1828 ſtarb, beſtanden 32 Schulen auf der Inſel und über 10000 Madagaſſen konnten leſen; kurz vor ſeinem Tode hatte er noch die Erlaubnis zur Taufe gewährt; aber erſt 1831 fanden die erſten zwanzig Taufen ſtatt. In den erſten Regierungsjahren ſeiner Nachfolgerin Ranavalona I., die durch eine ganze Reihe von Blutthaten ſich auf dem Throne befeſtigt hatte, mehrte ſich, trotz der erklärten Ungunſt der Königin, nicht bloß die Zahl der Schüler ſondern auch die der Gläubigen, ſo daß in der Hauptſtadt Antana-

narivo eine geordnete christliche Gemeinde entstand und der Besuch der Gottesdienste ein bedeutender war. Aber der mißtrauischen und um den Bestand ihrer Herrschaft ängstlich besorgten Königin ging es wie weiland dem Herodes, als die Weisen aus Morgenland nach Jerusalem kamen: sie erschrak, da sie sah, daß das Wort Gottes wuchs und sich mehrte, weil sie darin eine Gefahr für ihre Gewaltherrschaft erblickte, und nun begann eine Zeit der Unterdrückung und Verfolgung des Christentums, die allerdings in verschiedener Heftigkeit, bis zum Ende ihrer Regierung 1861 dauerte. Die Königin erblickte in der Lossagung von dem vaterländischen Heidentum und der Annahme des von Fremden eingeführten Christentums ein politisches Verbrechen und behandelte demgemäß die eingebornen Christen, ganz ähnlich wie in den ersten Jahrhunderten die römischen Kaiser dies thaten, als Rebellen und Übertreter der Staatsgesetze. Es ist möglich, daß je und je auch Christen sich wirklich an den verschiedenen politischen Umtrieben beteiligt haben, welche wiederholt gegen die grausame Königin ins Werk gesetzt wurden; es ist auch wahrscheinlich, daß später mancher für einen christlichen Märtyrer gehalten worden ist, der überhaupt kein Christ war und nur aus politischen Gründen mit dem Tode, der Verbannung, dem Verluste seines Amts, seiner Freiheit oder seiner Güter bestraft worden ist. Jedenfalls aber steht fest, daß unter Ranavalonas Regierung, ungerechnet die hunderte, welche mit geringeren Strafen davon kamen, gegen 200 Personen um ihres christlichen Glaubens willen zum Teil auf sehr grausame Weise das Leben verloren haben. Selbst eine bekannte deutsche Touristin und Schriftstellerin, Frau Ida Pfeifer, der niemand nachsagen kann, daß sie eine Freundin der Mission gewesen, schreibt unter dem 11. Juli 1857: „Gestern abend wurde ein altes Weib als Christin beim Gerichte angeklagt. Man ergriff sie sogleich und diesen Morgen — kaum vermag meine Feder niederzuschreiben, welche entsetzlichen Qualen die Arme erlitt — schleppte man sie nach dem Marktplatze und durchsägte ihr das Rückgrat.“ Wohl verleugneten viele, als die Verfolgungen begannen, ihren christlichen Glauben; andere aber blieben treu bis zum Tode und haben einen ehrenvollen Platz gefunden in der großen Schar jener Blutzeugen, denen der Glaube an ihren Heiland teurer war als das eigne Leben. Fünf Gedächtniskirchen in Antananarivo, welche auf den Hauptplätzen, wo christliche Bekenner ihren Glauben mit ihrem Blute bezeugten, errichtet

worden sind, erinnern auch die kommenden Geschlechter an Madagaskars Märtyrergeschichte.

Wie zu allen Zeiten, so ist auch in unserm Jahrhundert das Blut der Märtyrer der Same der Kirche. So diente auch in Madagaskar die Verfolgung dazu, die Zahl der Gläubigen zu mehren. Auf Befehl der Königin hatten freilich alle Missionare die Insel verlassen müssen; aber ein Missionar war zurückgeblieben, der das Werk fortsetzte. Das war die Bibel. Mit großem Eifer hatten sich die Boten des Evangeliums an die Übersetzung der heiligen Schrift gemacht und ehe sie in die Verbannung mußten, war die madagassische Bibel fertig geworden. So unvollkommen auch diese erste Übersetzung der heiligen Schrift sein mochte, so erbauten sich doch die vereinsamten Christen, wenn sie hin und her in den Häusern oder in den Wäldern und Höhlen des Nachts zusammen kamen, aus ihr; auch verbreiteten sie Teile und Blätter der Bibel weithin und machten immer mehr ihrer heidnischen Landsleute bekannt mit dem, was der Grund ihres Glaubens und ihrer Hoffnung war. Schon 1833 waren 15000 Bibeln oder Teile der Bibel auf der Insel verkauft worden. So geschah es, daß beim Tode der christenfeindlichen Königin Ranavalona 1861 es viel mehr Christen auf der Insel gab als bei ihrem Regierungsantritte.

Unter den folgenden Regenten, Radama II., der wegen seiner Laster und Mißregierung schon 1863 einer Verschwörung zum Opfer fiel, und Rasoherina, die auch schon nach wenigen Jahren 1868 starb, war völlige Religionsfreiheit gewährt worden und hatte sich die Zahl der Christen bereits auf 18000 vermehrt. Da trat das unerwartete Ereignis ein, welches die plötzliche Einflutung nicht bloß von tausenden oder zehntausenden, sondern von hunderttausenden in die christliche Kirche zur Folge hatte: die neue Königin Ranavalona II. weigerte sich, die Huldigung der heidnischen Priester als Priester entgegenzunehmen, ordnete die Verbrennung ihrer Götzen an, legte bei ihrer Krönung neben die Krone die Bibel und ließ sich samt dem ersten Minister, den sie nach madagassischer Sitte geheiratet, nach voraufgegangenem längeren Unterrichte, von einem eingebornen evangelischen Geistlichen am 21. Februar 1869 öffentlich vor allen Großen des Reiches in ihrem Schloßhofe taufen! Es wird schwer zu entscheiden sein, ob dieser Übertritt der madagassischen Herrscher zum evangelischen Christentum einzig und allein aus Überzeugung von der Wahrheit unsres teuren Glaubens ge-

ſchehen iſt, oder ob vielleicht auch politiſche Erwägungen, etwa wie einſt bei dem Kaiſer Konſtantin, mit im Spiele geweſen ſind. Bei der Einweihung der ſchönen Palaſtkirche am 8. April 1880 verſicherte freilich der erſte Miniſter in der Anſprache, die er bei dieſer Gelegenheit hielt, daß „es allein Gott geweſen, der die Königin zum Beten (d. h. zur Annahme des Chriſtentums) bewogen habe“ und daß weſentlich eine Bibel ſie zum Glauben gebracht. Wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieſer Verſicherung zu zweifeln, nur iſt durch dieſelbe noch nicht bewieſen, daß gar keine andern Umſtände mitgewirkt hätten. Jedenfalls war der ſeitens der Königin und ihres Gemahls gethane Schritt von folgenſchwerer Bedeutung für das ganze Volk, welches gewohnt war, in allem ſeinen Thun ſich von ſeinen Herrſchern leiten zu laſſen. Nicht bloß in der Hauptſtadt ſondern in der ganzen Provinz Imerina, ja ſelbſt über dieſelbe hinaus in andern, dem Regiment der Königin unterworfenen Provinzen traten bald Maſſenübertritte zum Chriſtentum ein. Allerorten wurden auf Grund einer Regierungsverfügung die Götzen und die Zaubermittel verbrannt und die auf einmal religionslos gewordenen Leute ſchickten Deputationen an den Hof, was für Gottesdienſt ſie denn nun halten, zu wem ſie beten ſollten? Sagten ihnen die Regierungsbeamten, ſie ſollten dem Beiſpiele der Königin folgen und Chriſten werden, ſo ſtrömten ſie zu den chriſtlichen Kirchen und verlangten die Taufe, aber in den meiſten Fällen thaten ſie das, ohne eigentlich zu verſtehen, um was es ſich handelte. So entſtand eine ungeheure Bewegung, die dem Dutzend Miſſionaren, welche auf der Inſel waren, völlig über den Kopf wuchs. Wo ſollten auf einmal die fremden oder eingebornen Lehrer herkommen, um dieſe zehntauſende in den Lehren des Evangeliums zu unterweiſen? So gelangten z. B. in kurzer Zeit aus 160 Dörfern Bitten an den erſten Miniſter, ihnen doch chriſtliche Lehrer zu ſenden. Obgleich die Londoner Miſſionsgeſellſchaft that, was ſie konnte und die Zahl ihrer Miſſionare verdoppelte, ja verdreifachte, obgleich ſie allen Fleiß daran wendete, eingeborne Lehrer und Geiſtliche heranzubilden, und allmählich auch noch drei andere evangeliſche Miſſionen: die der Kirche von England, der Quäker und der Norweger mit in die Arbeit eintraten, ſo blieb es doch trotz aller dieſer Anſtrengungen bei der Klage: „Die Ernte iſt groß, der Arbeiter ſind wenig.“

Die Leute mußten ſich alſo helfen, ſo gut oder ſo ſchlecht ſie eben konnten. Es war ja eine ganz ſtattliche Anzahl erprobter

Chriſten da, welche in der Zeit der Verfolgung die Echtheit ihres Glaubens bewieſen hatten, und man ſchickte dieſe zu hunderten in die nach Belehrung verlangenden Gemeinden. Aber auch unter dieſen erprobten Chriſten waren nicht allzuviele, welche die Fähigkeit beſaßen, andre zu lehren; es warf ſich auch mancher zum Lehrer auf, mit deſſen Chriſtentum es nicht weit her war — und ſo wurden tauſende getauft, ohne daß ſie einen genügenden Taufunterricht empfangen oder Beweiſe einer wirklichen Sinnesänderung gegeben hatten. Oft kamen hunderte des Sonntags zuſammen, die ſich damit begnügen mußten, daß ihnen ein des Leſens Kundiger ein paar Verſe aus der Bibel vorlas und nicht ſelten verrichteten dieſen Dienſt 12—14jährige Knaben. Andre male mußten ſie auseinander gehen, ohne daß auch nur etwas vorgeleſen worden wäre. Es kam vor, daß ſich ganze Scharen verſammelten, die bei einander ſaßen und abſolut nicht wußten, wie ſie Gottesdienſt halten ſollten. Endlich ſtand dann wohl einer auf und ſagte: „O Gott, wir möchten dir dienen, aber wir wiſſen nicht, wie wir es machen ſollen. Lehre uns beten, oder ſende uns jemanden, der es uns lehre.“ Wohin die Miſſionare kamen wurden ſie förmlich beſtürmt, leſen und beten zu lehren. „Wer war Chriſtus? Was that er?“ — das waren die immer wiederkehrenden Fragen. Kurz es gab damals eine Bewegung, welcher Herr zu werden völlig über die Kräfte der Miſſionare ging, und ſo war es nicht zu verwundern, daß ganze Scharen Aufnahme in die chriſtliche Kirche fanden, die für dieſelbe noch ganz und gar nicht vorbereitet waren.

Es kam ja der Königin nicht in den Sinn, ihre Unterthanen mit Gewalt zu Chriſten zu machen. Sie hat wiederholt ausdrücklich erklärt, ſie zwinge niemanden, ein Chriſt zu werden. Dennoch mögen unverſtändige Regierungsbeamte zumal in einiger Entfernung von der Hauptſtadt den Leuten die Sache manchmal ſo dargeſtellt haben, als befehle die Königin die Taufe und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß viele ihrer Unterthanen in dieſem Glauben ſich auch haben taufen laſſen. Bei weit den meiſten genügte aber ſchon das Beiſpiel, welches die Königin gegeben, um ſie zur äußerlichen Annahme des Chriſtentums zu bewegen, denn die Madagaſſen waren gewohnt, dem, was ihre Herrſcher thaten, zu folgen, und ſie erblickten in dieſer Nachahmung eine einfache Unterthanenpflicht.

In der erſten Freude über dieſe unerwartete Bewegung ſahen die Miſſionare in ihr ein großes Werk des heiligen Geiſtes und

wir wollen uns doch ja hüten, Steine auf ſie zu werfen, wenn ſie glaubten, dem Waſſer nicht wehren zu dürfen, daß dieſe Tauſende getauft wurden. Es war in der That ein großartiges, wunderbares Ereignis, welches bis jetzt ganz einzig daſteht in der Geſchichte der gegenwärtigen Miſſion, daß — ich will nicht ſagen ein ganzes Volk aber — große Maſſen aus allen Volksſtänden die Aufnahme in die chriſtliche Kirche begehrten, um Unterweiſung in den Wahrheiten des Evangeliums baten und religiöſe Fragen zum Hauptgegenſtande ihrer Unterredungen machten. Und wer wollte leugnen, daß, ſo menſchlich es auch bei dem allen hergegangen iſt, jener Gottesgeiſt in dieſer Bewegung mitgewehet habe, von dem der Heiland ſagt: Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt? Aber als der erſte Freudenrauſch vorüber war, ſah man die ganze Bewegung viel nüchterner an. Man erinnerte ſich an das Gleichnis von dem Netz, das in das Meer geworfen wird, und in dem man allerlei Gattung fängt und man machte ſich daran, die faulen Fiſche auszuleſen. Finden Maſſenübertritte zum Chriſtentum ſtatt, ſo giebts notwendig einen Kirchenacker, auf welchem neben dem Weizen auch viel Unkraut wächſt. Wenn die Knechte des Herrn hinaus gehen auf die Gaſſen der Stadt, auf die Landſtraßen und an die Zäune, und die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden hereinführen und die Tiſche voll werden, ſo finden ſich eben Gute und Böſe zuſammen. Das hat ja der Herr ſelbſt deutlich vorausgeſagt, darum darf es uns nicht überraſchen, wenn es auch in der gegenwärtigen Miſſion geſchieht. Nicht das dürfen wir als ein Unglück betrachten, daß zuzeiten große Mengen Einlaß in die chriſtliche Kirche begehren; ſondern erſt dann müßten wir ein ſolches Ereignis als ein Unglück anſehen, wenn die Knechte des Herrn gegen die Gefahren blind wären, welche mit den Maſſenübertritten zum Chriſtentum notwendig verbunden ſind, wenn ſie nicht als weiſe Erzieher handelten, ſichteten und Zucht übten.

Nun, Gott ſei Dank, das thaten die madagaſſiſchen Miſſionare, nicht bloß die norwegiſchen, die ſpäter in die Arbeit eintraten, ſondern auch die Londoner. Sie waren ſoweit davon entfernt, die Gunſt der Regierung zur Ausbreitung des Chriſtentums auszubeuten, daß ſie vielmehr dieſe Gunſt aufs Spiel ſetzten, indem ſie mit allem Ernſt das wiederholt verſuchte Eingreifen des ſtaatlichen Arms in die Angelegenheiten der Kirche und Miſſion zu hindern und den Unterſchied zwiſchen Weltreich und Gottesreich klar zu machen ſuchten.

Das war gar keine leichte Sache bei einer Regierung, die alle, auch die persönlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen zu ordnen gewohnt war, und bei einem Volke, das den Sonntag als „den Sabbath der Königin“ und die Bibel als „das Eigentum der Königin“ bezeichnete, und dem es sich von selbst verstand, daß die Herrscherin auch das Haupt der Kirche sei. Statt ferner die ihnen über den Kopf gewachsene Zahl der bloßen Namenchristen durch immer neue Taufen zu vermehren, sichteten die Missionare diese Mengen, so daß eine ganze Reihe von Jahren hintereinander die Zahlen der Christen kleiner statt größer wurden. Mit großem Ernst drangen sie bei den Getauften auf einen ihrem christlichen Bekenntnis entsprechenden christlichen Wandel und suchten alle ihre Lebensverhältnisse im christlichen Geiste neu zu gestalten. Endlich wendeten sie großen Fleiß auf die Heranbildung von Predigern und Lehrern, die der ihnen gestellten Aufgabe auch wirklich gewachsen wären und sie brachten es dahin, daß nach 14jähriger ernster Arbeit 64 ordinierte madagassische Pastoren und über 4000 Katechisten und Lehrer den europäischen Arbeitern helfend zur Seite standen. Von London aus wurde eine Deputation geschickt, welche das gesamte madagassiche Missionsgebiet mit großer Sorgfalt ein Jahr lang visitierte und zu durchgreifenden Reformen die Anregung gab.

Lasset mich euch jetzt in eine Versammlung führen, in welcher die europäischen Missionare im Verein mit ihren madagassischen Mitarbeitern über die angedeuteten ernsten Fragen miteinander beratschlagen. Es ist am 7. Juni 1871. Die sämtlichen evangelischen Gemeinden der Provinz Imerina, damals gegen 200, die schon 1869 zu einer Art Provinzialkirche sich zusammengeschlossen haben, sind durch Deputierte aus dem Geistlichen- und Laienstande vertreten. Der Ort der Versammlung ist eine der schönen Gedächtniskirchen in der Hauptstadt, welche zur Erinnerung an die madagassischen Märtyrer errichtet worden sind, nämlich die am nördlichen Ende der Stadt gelegene Märtyrerkirche von Farawohitra, wo 1849 vier Edelleute wegen ihres christlichen Bekenntnisses verbrannt worden sind. Die Kirche hat Raum für 1000 Personen; aber heute ist sie so überfüllt, daß viele nur mit Mühe ein Stehplätzchen finden. Nachdem mit Gesang, Bibellesen und Gebet die Versammlung eröffnet worden ist, wird ein Cirkularschreiben an sämtliche Gemeinden verlesen, welches genaue Anweisungen enthält über die Beschaffenheit und die Anstellung von eingebornen Predigern, um zu verhüten,

daß untüchtige und unwürdige Leute, die Not der Gemeinden mißbrauchend, sich in dieses Amt einschleichen. Jeder Lehrer soll künftig ein Beglaubigungsschreiben mitbringen, dessen Inhalt in der Versammlung verlesen und von ihr gebilligt wird. Solange die Zahl der als tüchtig beglaubigten Lehrer noch nicht hinreichend ist, sollen sich die Gemeinden in ihren Zusammenkünften zur gemeinsamen Erbauung lieber mit dem einfachen Vorlesen eines biblischen Abschnitts begnügen, als Männern von zweifelhaftem Charakter die Leitung des Gottesdienstes überlassen. Dann werden die Grundsätze besprochen und festgestellt, nach denen in allen Gemeinden in gleicher Weise an unwürdigen Gliedern Kirchenzucht geübt werden soll. Ein Missionar hat hierüber auf Grund der biblischen Vorbilder ein kleines Büchlein verfaßt, dessen Regeln nach einer lebhaften und oft sehr ins einzelne gehenden Besprechung als allgemein verbindlich gutgeheißen werden. Den dritten Gegenstand der Tagesordnung bildet die wichtige Frage über das Verhältnis von Staat und Kirche. Ein hochgestellter eingeborner Beamter hält hierüber einen eingehenden Vortrag, in welchem er sich ernstlich bemüht, zwischen den Dingen, die dem Staate und denen, die der Kirche angehören, den Unterschied klar zu machen und zu zeigen was das heißt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist.“ Die Regierung, führte er dann aus, hat nicht den Wunsch, die christlichen Gemeinden zu beherrschen und sie blickt auf die Selbständigkeit der Kirche nicht mit neidischen Augen. Wenn in der christlichen Gemeinde irgend eine Meinungsverschiedenheit sich geltend macht oder ein Streit über kirchliche Angelegenheiten entsteht, so soll man nicht den Regierungsbeamten zu Rate ziehen, sondern die Gemeindevorsteher oder im Notfalle die Nachbargemeinden. Ein andrer angesehener eingeborner Christ spricht dann über den äußeren Anstand, der im Gottesdienste zu beobachten sei und zuletzt wird über den christlichen Begriff der Ehe verhandelt. Der Redner zeigt, daß gerade dieser Gegenstand von der größten Bedeutung ist, da in Madagaskar bisher die Vielweiberei eine alte Gewohnheit, die Ehescheidung an der Tagesordnung und sittlicher Ernst eine völlig unbekannte Tugend gewesen. In der That ist es besonders schwer, den eingebornen Christen einen Eindruck von der Heiligkeit der Ehe zu geben und die losen Sitten, welche bisher das eheliche Leben beherrschten, zu beseitigen. Gewohnt, die Ehen als einen „lockeren Knoten“ zu betrachten, der jederzeit leicht und ganz nach

Belieben gelöst werden kann, und in dem Zusammenleben mit Kebsweibern ganz und gar keine Sünde erblickend, fassen es die christlichen Madagassen nur mit Mühe, daß sie nun „keusch und züchtig leben und ein jeglicher sein Gemahl lieben und ehren soll“ und es müssen oft ernste Kirchenstrafen in Anwendung gebracht werden gegen die Übertreter des sechsten Gebotes. Aber ihr seht es aus den mitgeteilten Verhandlungen, die sich alle Jahre ein paar mal wiederholen, daß man sichs einen wirklichen Ernst sein läßt, das Heidentum je länger je mehr auch innerlich zu überwinden, nachdem es äußerlich überwunden ist und daß man keineswegs mit einem bloßen Namenchristentum in Madagaskar zufrieden ist.

In allen gebildeteren, besonders den hauptstädtischen Gemeinden wird der sonntägliche Gottesdienst heute in durchaus angemessener, würdiger Form gefeiert. In den weniger geförderten Landgemeinden dagegen müssen die Leute noch wie die Kinder unterwiesen werden, wie sie sich während des Gottesdienstes schicklich zu betragen haben, weshalb ein Vortrag über christlichen Anstand im Hause Gottes auf der Provinzialsynode wohl am Platze war. Was thut man nun? Man hat besondere Diakonen aus den Eingebornen angestellt, die während des Gebets sich an verschiedenen Teilen der Kirche aufstellen und ein wachsames Auge auf das Volk haben, damit niemand sich umsehen oder unpassend betragen möge. Sobald der Missionar oder der eingeborne Pastor auffordert: „Lasset uns beten,“ so rufen diese Diakonen mit lauter Stimme: mivávaka d. h. „betet“, bis jedes Haupt gebeugt ist. Dieser Gebrauch erinnert lebhaft an die altkirchliche Zeit, wo die Kirchendiakonen den versammelten Gemeinden auch zuriefen: oremus, d. h. lasset uns beten. Ist der Gottesdienst zu Ende, so erheben die Diakonen abermals ihre Stimme und sagen den Versammelten: miráva d. h. „ihr könnt nun nach Hause gehen“. Auch diese Art der Entlassung entspricht einer altkirchlichen Sitte. Wenn nämlich in den kirchlichen Versammlungen der ersten Jahrhunderte am Schlusse des öffentlichen Gottesdienstes das heilige Abendmahl gefeiert werden sollte, so forderten die Kirchendiener die anwesenden Heiden und Taufkandidaten auf: ite, ecclesia missa est: gehet, die Versammlung ist entlassen, eine Formel, aus welcher der später gebräuchliche Ausdruck Messe entstand.

Der Sonntag wird in den madagassischen Christengemeinden durchgehends heilig gehalten, der Gottesdienst zahlreich besucht

und das Wort Gottes ſteht in großem Anſehen. Ein engliſcher Prediger, der die Inſel beſuchte und hier und da auch predigte, hatte in einer ſeiner Anſprachen mit großem Nachdruck die Pflicht betont: dem Feinde zu vergeben. Kurz darauf kommt ein eingeborner Chriſt zu einem der Miſſionare, erzählt, was er gehört und fragt, ob dieſe harte Lehre wirklich wahr ſei. Der Miſſionar ſchlägt einfach die Bibel auf und lieſt dem Manne vor, was Matth. 5, 44 und 6, 14 und 15 geſchrieben ſteht. Darauf erklärt der madagaſſiſche Chriſt: „Ich ſehe, die Sache hat ihre Richtigkeit, es ſtehet ja geſchrieben; ich glaubte, ich könnte das nimmermehr, aber mit Gottes Hilfe will ich das harte Ding zu thun ſuchen.“ Als einſt ein Miſſionar eine Landgemeinde wegen Vernachläſſigung einer beſtimmten Pflicht zur Rede ſetzte, erhob ſich der Kirchenälteſte, zeigte auf die offen daliegende Bibel und ſprach: „Hier iſt Gottes Wort. Wenn wir unrecht gethan haben, ſo zeige es uns aus dieſem Buche, dann wollen wir unſere Sünde bereitwillig eingeſtehen und ablegen.“ Dieſer Reſpekt vor dem Bibelwort iſt ein hoffnungsvoller Zug in dem Leben der madagaſſiſchen Chriſten. Es giebt ja in den dortigen Chriſtengemeinden noch manches „harte Ding“ zu thun, bis man ſagen kann: „Das Alte iſt vergangen, ſiehe es iſt alles neu geworden.“ Wo es aber ſo ſteht, daß jede Frage für entſchieden gilt, ſobald bewieſen iſt: „es ſtehet geſchrieben,“ da darf man hoffen, daß das gehörte Wort auch je länger je mehr ſeine innerlich umwandelnde Kraft offenbare.

Der eigentümliche Gang der ſchnellen Volkschriſtianiſierung, welchen die Ausbreitung des Chriſtentums auf Madagaskar genommen hat, hat auch der umgeſtaltenden Macht des Evangeliums hier einen eigentümlichen Weg vorgezeichnet. Wo immer dem Evangelio die Thüren aufgethan werden, da übt es auch Kraftwirkungen aus; nur gehen — bei dem einzelnen Menſchen wie bei ganzen Völkern — dieſe Kraftwirkungen nicht immer von innen nach außen, ſondern manchmal auch von außen nach innen. Das innere geiſtliche Leben bei der großen Mehrheit der madagaſſiſchen Chriſten läßt ja heute leider noch viel zu wünſchen übrig, aber das äußere, ſtaatliche, geſellſchaftliche, geiſtige Leben hat bereits eine in die Augen fallende gewaltige Umwandlung erfahren, und die göttliche Erzieherweisheit benutzt dieſe äußere Umwandlung nun als ein Mittel, um die innere immer mehr herbeizuführen.

Ich will kein Gewicht legen auf die rein äußerlichen Kultur-

fortſchritte, welche Madagaskar in bezug auf anſtändigere Kleidung, beſſere Wohnung u. ſ. w. gemacht hat, obgleich auch dieſe Dinge in inniger Beziehung zu der Sittlichkeit eines Volkes ſtehen. Von weit größerer Bedeutung ſind eine ganze Reihe andrer Thatſachen. Seitdem das Chriſtentum auf der Inſel herrſcht und auch die Handlungen der Regierung beeinflußt, iſt innerhalb des Herrſchaftsgebietes derſelben faſt fortgehend Friede geweſen, während früher des Krieges und Blutvergießens kein Ende war und unter den nichtchriſtlichen Stämmen auch heute noch kein Ende iſt. Als aber vor etwa zehn Jahren in einer entfernten Provinz ein Aufſtand ausbrach und 2000 Mann Soldaten, denen ein vielleicht doppelt ſo großer Troß folgte, dorthin entſandt wurden, da entließ ſie der erſte Miniſter mit den Worten: „Bedenkt, daß ihr jetzt als Chriſten, nicht als Barbaren auszieht, und hütet euch vor den Grauſamkeiten früherer Tage.“ Und der General gab ſtrengen Befehl, daß im Feindeslande nicht geplündert werde, auch ließ er alle Lebensmittel ehrlich bezahlen. Einige Frauen und Kinder, welche habgierige Soldaten zu Gefangenen gemacht, um ſie als Sklaven zu verkaufen, wurden zurückgegeben. Bei den Truppen befanden ſich Feldprediger, welche dieſelben täglich zum Morgen- und Abendgebete verſammelten und fleißig zur Menſchlichkeit ermahnten. So wurde in dieſem ganzen Feldzuge kein Dorf niedergebrannt und die Unterwerfung der Aufſtändiſchen ohne Blutvergießen herbeigeführt. Wo ſo etwas möglich iſt in einem Volke, das noch vor einem Menſchenalter in ſeinen Kriegen zu ſengen und zu brennen, grauſam zu morden und die Gefangenen in die Sklaverei zu ſchleppen gewohnt war, da darf man doch wohl ſagen: das Evangelium hat eine große Veränderung bewirkt.

Im Juli des Jahres 1878 wurde eine Einrichtung getroffen, welche eine geordnete Verwaltung in den bürgerlichen Gemeinden einführt. Die Königin ernannte nämlich zunächſt für die ſämtlichen Ortſchaften der Hauptprovinz Imerina Beamte, ſog. „Stadtfreunde“, denen die Handhabung der Polizei, die Sorge für die Geſundheit, die Führung von Civilſtandsregiſtern, die äußere Aufſicht über die Schulen und dergleichen Obliegenheiten übertragen und in einer 87 Paragraphen enthaltenden Inſtruktion ihre Pflichten ins einzelne ans Herz gelegt wurden. Die königliche Verfügung, welche dieſe neue Ordnung bekannt machte, begann mit folgenden Worten: „Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß das Evangelium Jeſu Chriſti in mein Land gekommen iſt, mein Volk weiſe zu machen zur Seligkeit.

Und weil Gott mir seinen Schutz angedeihen ließ, baute ich meine Herrschaft auf ihn. Ich dachte nach und wählte euch, die ihr zu den Großen in meinem Reiche gehört und an Geschäfte gewöhnt seid, daß ihr als „Stadtfreunde" die Reichssachen besorget. Ihr sollt das Volk zum Lernen ermuntern, die Kinder zur Schule nötigen und die Trägen zur Arbeit, sollt auch die Fleißigen ermutigen und Witwen und Waisen beistehen, daß alle Bewohner Imerinas im Frieden leben." Ich übergehe die einzelnen Vorschriften, welche die Instruktion enthält und die alle darauf hinauslaufen, christliche Gesittung und Ordnung in den Gemeinden heimisch zu machen — und frage wieder: bezeugt eine solche Neugestaltung des bürgerlichen Gemeinschaftslebens nicht die Macht, welche das Evangelium Christi in Madagaskar ausübt, selbst dann, wenn die Königin nicht ausdrücklich erklärte, daß sie unter dem Einflusse dieses Evangeliums ihrem Volke solche gute neue Ordnungen gebe?

Ein andrer großer Tag für die Insel war der 20. Juni 1877. An diesem Tage schenkte die Königin allen fremden Sklaven in ihrem Lande die Freiheit und verbot die Einführung neuer Sklaven. Bei dieser Gelegenheit fand eine große feierliche Volksversammlung in der Hauptstadt statt, bei der gegen 50000 Menschen sollen zugegen gewesen sein. Als der erste Minister und Gemahl der Königin die Proklamation verlas, hielt er u. a. folgende Ansprache: „Ihre Majestät die Königin ist eine Christin, und ihr alle bekennt euch als Christen. Wisset ihr, wie es beim Sklavenhandel zugeht? wie die armen Mosambiker von ihren Häusern und Angehörigen mit Gewalt fortgeschleppt, unter unsäglichen Leiden an die Küste gebracht, in elende Boote zusammengepackt und dann von arabischen Händlern nach Madagaskar geschafft werden? Wisset ihr, was diese thun, wenn sie unterwegs ein englisches Kriegsschiff erblicken? Um nicht als Sklavenhändler erkannt und bestraft zu werden, werfen sie ihre ganze menschliche Ladung über Bord und lassen die armen Geschöpfe elendiglich umkommen. Ihr seid Christen und könnt alles das ruhig mitansehen und selbst solche Sklaven kaufen und halten? Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß die Königin entschlossen ist, diesen schändlichen Handel zu unterdrücken." Und am Schlusse der Versammlung erhob sich der Minister noch einmal, dankte allen für ihre Zustimmung, und rief mit lauter Stimme: „Dank der Lehre Gottes ist der schändliche, sündliche Handel nun abgeschafft; wir sind von diesem schmutzigen Dinge jetzt

erlöſt.“ Freilich kommt das neue Geſetz bis jetzt nur den von dem afrikaniſchen Feſtland nach Madagaskar eingeführten Sklaven zu gut und ich fürchte, daß es ſelbſt in dieſer Beſchränkung noch manchmal umgangen wird. Die zahlreichen einheimiſchen Leibeignen ſind noch nicht freigegeben und die Madagaſſen ſträuben ſich gegen die gänzliche Abſchaffung der Hausſklaverei. Selbſt die Chriſten wollen von einer ſolchen allgemeinen Sklavenbefreiung noch nichts wiſſen. Es handelt ſich hier eben auch um eine jahrhundertalte Gewohnheit, in der man keine Sünde ſieht und wir werden noch einige Zeit in Geduld ſtehen müſſen, bis Madagaskar für die gänzliche Aufhebung der Sklaverei reif iſt. In der neuſten Zeit ſind auch zum Schutze der Hausſklaven Geſetze erlaſſen worden, welche ihre Lage erleichtern und ihnen eine gute Behandlung ſichern. Jedenfalls iſt dem Übel die Axt an die Wurzel gelegt und ſchon die erſten Schritte, welche die Regierung gethan hat, ſind ein Beweis, daß das Evangelium auf der Inſel ſeine erneuernde Macht auszuüben begonnen hat.

Seit einigen Jahren iſt ferner durch ein Staatsgeſetz die allgemeine Schulpflicht eingeführt. Jedes größere Dorf ſoll ſeine eigne Schule haben und alle Kinder vom 8. bis 16. Jahre ſollen Elementarunterricht empfangen. Wo mehrere Schulen in einem Orte ſind, ſteht es den Eltern frei, ihre Kinder in diejenige zu ſchicken, welcher ſie den Vorzug geben. Die Schulinſpektoren, natürlich meiſt Miſſionare, ernennt die Regierung, wie dieſe auch zur Gründung jeder neuen Schule die Erlaubnis geben muß. Nun iſt ſolch ein Geſetz freilich leichter gemacht als ausgeführt. Wo ſollen auch auf einmal alle die tauſend Lehrer herkommen, welche man für die vielen Schulen braucht? Aber wenn es auch nicht ſofort möglich iſt, an allen Orten das Schulgeſetz in Ausführung zu bringen, ſo wird durch dasſelbe doch der Bevölkerung der Inſel ein hohes und ſchönes Ziel geſteckt, deſſen Erreichung man von Jahr zu Jahr näher kommt. Iſt es nicht ein geradezu rieſenhafter Fortſchritt, wenn ein Volk, unter dem noch vor 60 Jahren kein einziger Menſch leſen konnte, heute die allgemeine Schulpflicht zum Staatsgeſetz erhebt? Und wem anders iſt dieſer Fortſchritt zu danken als der evangeliſchen Miſſion? Nach dem Jahresberichte pro 1884 unterhielt allein die Londoner Miſſionsgeſellſchaft über 900 Schulen, die von mehr als 80 000 Kindern beſucht wurden und in den Schulen der norwegiſchen Miſſionare mögen gegen 30 000 Kinder

unterrichtet werden. Da habt ihr alſo abermals ein Zeugnis, wie das Evangelium das Leben des madagaſſiſchen Volkes umgeſtaltet und ſauerteigartig die Maſſen durchdringt.

Zum Schluß führe ich euch noch in zwei Verſammlungen, in denen man einige madagaſſiſche Evangeliſten verabſchiedete, die ihren heidniſchen Landsleuten das Evangelium Chriſti verkündigen ſollten. Es giebt nämlich im Norden wie im Süden, im Oſten wie im Weſten Madagaskars noch weite ganz heidniſche Gebiete, auf denen der alte Götzendienſt und Aberglaube völlig ungebrochen die Herrſchaft übt. Wenn es hoch kommt, iſt immer erſt der zehnte Menſch auf der Inſel ein Chriſt; von den etwa drei Millionen Bewohnern Madagaskars ſind neun Zehntel noch Heiden, ſo daß alſo die eingebornen Chriſten für Miſſionsthätigkeit unter ihren eignen Landsleuten ein großes Feld haben. Am 27. Januar 1876 waren gegen 2000 Menſchen in der Gedächtniskirche zu Ambanakanga verſammelt. Von dem Stamme der Ibara im Süden der Inſel war eine von mehreren Häuptlingen geführte Geſandtſchaft nach Antananarivo gekommen, um chriſtliche Lehrer zu bitten und zwei junge Madagaſſen: Rainiſoamanana und Rainiamboazoly wurden erwählt um die Ibara in ihre Heimat zu begleiten. Tags darauf hatten dieſe Miſſionare ſamt den Geſandten der Ibara eine Audienz bei der Königin, bei welcher auch die Geiſtlichen der Hauptſtadt und viele hohe Würdenträger des Staats anweſend waren. Nachdem Fürſt Itſikora für die Ehre dieſer Audienz ſeinen Dank geſagt, erwiderte ihm der erſte Miniſter: „Als du zum erſten male nach Antananarivo kamſt, bateſt du um Prediger und ſagteſt, daß du wieder kommen würdeſt. Du haſt Wort gehalten, darum erhältſt du jetzt die beiden Männer, welche die Königin, ich, und alle Gemeinden dir ſenden, damit ſie das Wort Gottes unter euch verkündigen. So lernet nun fleißig, denn wir waren ehemals ebenſo unwiſſend als ihr jetzt ſeid und Götzendiener wie ihr. Aber als das Wort Gottes kam, lernten wir wie böſe dieſe Dinge ſind, gaben ſie auf und trieben ſie aus; denn Gottes Wort allein iſt wahre Weisheit und der Dienſt Gottes und Jeſu Chriſti iſt das Beſte aller Dinge. So achte dieſe Männer wohl, welche mit euch gehen, und ſorge für ſie, denn wenn ihr ihnen folgt und fleißig lernt, wird es euch wohl gehen; wenn ihr ſie aber ſchlecht behandelt und nachläſſig ſeid oder gar ſie beleidigt, ſo habt ihr Strafe von mir zu erwarten. Ich vertraue aber, daß ihr thun werdet, was recht iſt.“

Eine andre Abordnung fand ſtatt am 11. Juli 1878, diesmal in der Märtyrerkirche Ampamarinana, abermals von großen Scharen madagaſſiſcher Miſſionsfreunde beſucht. Auch hier hielt die Hauptanſprache der für das Miſſionswerk auf der Inſel begeiſterte und thätige erſte Miniſter Rainilaiarivony, aber wohlgemerkt nicht in ſeiner Eigenſchaft als höchſter Staatsbeamter, ſondern als einfacher Chriſt und Miſſionsfreund. Zuerſt las er den ausziehenden Miſſionaren eine Reihe trefflich ausgewählter Schriftſtellen vor, an welche er immer einige paſſende väterliche Ermahnungen anſchloß. Dann legte er das Buch aus der Hand und hielt wohl eine Stunde lang eine freie zuſammenhängende Rede. Zunächſt ſprach er davon, wie es ſein und der Königin Herzenswunſch und das Ziel ihres Strebens ſei, daß das Reich Chriſti ſich über die ganze Inſel ausbreite, aber ebenſo, daß volle Religionsfreiheit im Lande herrſche und die Kirche Chriſti nicht die Feſſeln des Staates trage. Dann warnte er die Evangeliſten davor, Fleiſch für ihren Arm zu halten und ermahnte ſie, ſich allein auf den lebendigen Gott und die Macht ſeines Wortes zu verlaſſen, namentlich ja ſich vor prahlenden Worten zu hüten, als ſeien ſie von der Königin und dem Miniſter geſandt. „Sagt ihr nur: Die Königin wills, werft eure Götzen weg, ſchickt eure Nebenweiber fort, ſo werdet ihr gewiß nichts ausrichten. Erſt lehret und bauet, dann reißt nieder.“ Weiter gedachte er daran, wie er ſelbſt in ſeiner Jugend einſt mit Flinte und Speer in einem Kriegsheere nach der gleichen Gegend ausgezogen ſei zu einem Blutbad unter den Feinden, das mehr als 10000 Menſchen das Leben gekoſtet, und heute dürfe er mithelfen, Boten des Friedens in dieſe Gegend zu ſenden! Der Miniſter erzählte, wie er in den Tagen des Drucks und der Verfolgung einſt geächtete Chriſten im verborgenen habe zu Gott ſchreien hören: „Ach, wann wird dieſes Land einmal eine Königin haben, die Gott dient?“ Auch auf die Märtyrer kam er zu ſprechen, die an derſelben Stätte, an der man jetzt verſammelt war, über den Felsrand in den Abgrund hinabgeſtürzt worden waren. Nach dem allen ermahnte er die Anweſenden, ihre Miſſionsliebe durch die That zu beweiſen. „Wenn es ſich um irgend einen neuen Plan zur Ausbreitung des Reiches Chriſti handelt, ſo iſt alles voll Freude; ſollen wir dann aber den Plan ausführen und das Geld dazu hergeben, ſo ſind wir nicht mehr halb ſo vergnügt und unſre Geſichter nicht mehr halb ſo ſtrahlend wie heute in dieſer Verſammlung. Wir können aber unſre Pläne

nicht durchführen, wenn ihr nicht bereit seid, für den Unterhalt derer zu sorgen, welche wir aussenden."

Die Zeit gestattet es nicht mehr, daß wir diese Missionare in die noch heidnischen Teile der Insel begleiten; ich erzähle von ihren Erlebnissen ein andermal. Heute ging es mir nur darum, euch einen Einblick in die christlichen Gemeinden Madagaskars thun zu lassen, welche die Frucht der bisherigen Missionsarbeit sind. Man kann ja von diesen Christengemeinden noch nicht sagen: sie sind ein Licht in dem Herrn. Aber das Licht steht doch auf dem Leuchter und wenn auch der volle Tag noch nicht angebrochen ist, so dämmert es doch in den christlichen Provinzen. Der Geist streitet wider das Fleisch und das Fleisch ist noch recht mächtig. Ist auch das nicht wahr, was einst der französische Gouverneur erklärte, daß die Madagassen wie die unvernünftigen Tiere seien, so stimmt das Zeugnis der Reisenden und der Missionare doch darin überein, daß sie ein leichtsinniges, oberflächliches Volk sind, voll Verstellung, Lug und Trug; abergläubisch, unmäßig und unkeusch; wetterwendisch, charakterlos, und daß sie dem Lande gleichen, in dem der gute Same keine tiefen Wurzeln schlägt. Es giebt ja viele einzelne tief gegründete Christen in Madagaskar, aber es wird noch viel Arbeit des heiligen Geistes nötig sein, bis der Charakter des gesamten Volkes erneuert ist. Der traurige Krieg mit Frankreich, welchen Madagaskar nun schon so lange zu führen gezwungen ist, und in dem es sich nicht bloß recht tapfer sondern auch recht menschlich selbst gegen seine Feinde gezeigt hat, ist vielleicht von Gott zugelassen, um eine Zeit der Sichtung und Läuterung herbeizuführen. Die Erziehungswege unsres Gottes gehen ja bei dem einzelnen Menschen wie bei ganzen Nationen gemeiniglich durch allerlei Trübsalsprüfungen. Jedenfalls hängen noch immer schwarze, schwere Wolken über Madagaskar. Lasset uns beten, daß sie sich nicht zum Verderben sondern zum Segen für das gesamte Inselreich entladen.

XIII. Was die Mission auf den Südseeinseln ausgerichtet hat.

Es ist erst wenig über 100 Jahre her, daß das christliche Abendland von der ungeheuren Inselmenge genauere Kenntnis erhalten hat, welche in dem großen oder stillen Ocean, den man auch die Südsee nennt, weithin zerstreut liegt. Zwar war schon früher mehr als ein kühner europäischer Seefahrer in die Südsee gekommen und hatte dort die eine und die andre Insel entdeckt; aber man hatte diese verhältnismäßig dürftigen Entdeckungen nicht sehr beachtet und teilweise sogar wieder vergessen. Da trat James Cook, einer der berühmtesten Seemänner aller Jahrhunderte, im Jahre 1769 seine erste Reise in den fast noch unbekannten großen Ocean an. Mit ihr erfolgte die Entdeckung einer Inselgruppe nach der andern und durch diese Entdeckungen wurde eine förmliche Schwärmerei für die Südseeinseln und ihre Bewohner in Europa wachgerufen. Das durch die Cookschen Reisen entstandene lebendige Interesse an der neuentdeckten romantischen Südseewelt belebte nicht nur den geographischen Eifer, sondern es wirkte auch mächtig mit zur Entstehung der großen Missionsbewegung, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts immer größere Kreise in allen Abteilungen der evangelischen Kirche ergriff. Gerade die großen geographischen Thaten Cooks in der Südsee haben, ohne daß der Mann selbst eine Ahnung davon besaß, in der Hand des weltregierenden Gottes ein Hauptmittel werden müssen, um dem in England damals neu erwachten Glaubensleben eine Missionsrichtung zu geben. Erst begann Gott durch geistliche Erweckungen in der erstorbenen Christenheit die Totengebeine wieder lebendig zu machen, dann fing er an durch geographische Entdeckungen die Thüren der Welt aufzuthun: so wurde das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert.

Daß aber die Cookschen Entdeckungen eine so große und schwärmerische Bewegung in Europa hervorriefen, das hatte noch einen besonderen Grund. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte von Frankreich her die überspannte Idee viele

Gemüter ergriffen, daß die hohe Civiliſation Europas die alleinige Urſache aller der Laſter und Übel ſei, welche unſer Leben unglücklich machten, und daß wir nur dann zu einem wirklich glücklichen Daſein gelangen könnten, wenn wir zu dem reinen Naturzuſtande zurückkehrten. Mit der Brille dieſer ſeltſamen Schwärmerei betrachtete beſonders einer der Begleiter Cooks die Südſeeinſulaner, welche er kennen lernte, und verkündete dann dem ſtaunenden Europa: ich habe das Paradies gefunden; herrliche Inſeln voll aller nur denkbarer Naturſchönheiten, und Menſchen auf ihnen in kindlicher Unſchuld, die unter dem günſtigſten Klima, ohne viel Arbeit und Bedürfniſſe, ein vergnügtes Leben in aller Harmloſigkeit führen. Andere Reiſende und Schriftſteller, die gleichfalls keine Gelegenheit hatten, die Südſeeinſulaner von ihrer ſchlimmen Seite kennen zu lernen, ſchrieben dieſes Urteil nach und — ſo entſtanden die Zaubermärchen über die Südſee, welche geraume Zeit hindurch Europa förmlich trunken machten, bis eine genauere Bekanntſchaft mit den vermeintlichen Paradieſesmenſchen eine ſehr gründliche Ernüchterung bewirkte. Immerhin hatte jene erſte romantiſche Schwärmerei ihr Gutes: ſie machte einen großen Eindruck in Europa und wer weiß, ob es ſo ſchnell auch zu Miſſionsunternehmungen in der Südſee gekommen wäre, wenn man daheim von vornherein die wirklichen Zuſtände und den wahren Charakter der Südſeeinſulaner gekannt hätte. Es hat einmal jemand geſagt: „der Menſchen Thorheit und Gottes Weisheit regiert die Welt.“ Die Wahrheit dieſes Ausſpruches zeigt ſich auch darin, daß oft genug eine menſchliche Thorheit ſtärkerer Antrieb zu einem guten Werke wird als alle nüchternen und vernünftigen Beweggründe.

Ehe ich aber erzähle, was die Miſſionsunternehmungen in der Südſee ausgerichtet haben, müſſen wir uns doch zuvor über Land und Leute wenigſtens ganz allgemein orientieren. Es iſt eine rieſige Waſſerfläche, in welcher die tauſende von Inſeln und Inſelchen liegen, die man heut unter dem gemeinſchaftlichen Namen Oceanien zuſammenfaßt. Dieſe Waſſerfläche, die ſich von der Weſtküſte des langgeſtreckten Amerika bis hinüber nach Japan in Aſien, dem indiſchen Archipel und Neuholland oder Auſtralien erſtreckt, umfaßt nicht weniger als drei Millionen Quadratmeilen, d. h. beinahe den dritten Teil des Flächeninhalts der Erdkugel, während der Flächeninhalt aller in dieſem ungeheuren Oceane liegenden Inſeln nur 21 000 Quadratmeilen beträgt, Auſtralien

natürlich nicht mitgerechnet, das allein fast eben so groß ist als ganz Europa und als ein Erdteil für sich betrachtet wird.

Um sich nun in dieser riesigen Wasserwüste einigermaßen zurecht zu finden, hat man die tausende von Inseln, welche in ungleichmäßiger Verteilung gleichsam ihre Oasen bilden, in verschiedene Hauptgruppen und Archipele eingeteilt. Man hat sich bei dieser Teilung von der Verschiedenartigkeit der Menschen leiten lassen, welche die Inseln bewohnen. Auf den Asien zunächst gelegenen, im Osten und Süden von den Inseln des indischen Oceans befindlichen Gebieten der Südsee wohnen nämlich Menschen von dunkler Hautfarbe und mit krauswolligem Haar, welchen man den Namen Melanesier d. h. Schwarzinsulaner gegeben hat. Von ihnen wird Australien — freilich heute nur noch sehr spärlich —, Neuguinea und das aus fünf Archipelen bestehende Melanesien bewohnt. Die übrigen Südseeinsulaner sind hellfarbiger und haben glattes Haar. Die größte Masse derselben wohnt auf den westlich von Melanesien gelegenen acht Inselgruppen, die man zusammen wegen der großen Menge von einzelnen Inseln Polynesien d. h. Vielinselwelt nennt. Aber auch nördlich und südlich von Melanesien finden sich solche hellfarbige Leute. Das nördliche von ihnen bevölkerte Gebiet, das fast bis an die zu Asien gehörende Philippinengruppe sich erstreckt, heißt Mikronesien oder Kleininselwelt, weil es hier von einer fast unzählbaren Menge kleiner Inselchen wimmelt. Im Süden von Melanesien endlich liegt Neuseeland, das aus zwei großen Haupt- und verschiedenen kleineren Nebeninseln besteht.

Es sind aber keineswegs lauter Eingeborne, welche heut die Bevölkerung der Südsee bilden. Zwar in Melanesien und Mikronesien finden sich noch wenig fremdländische Elemente, aber in Australien und Neuseeland haben die eingewanderten Kolonisten so sehr das Übergewicht über die eingeborne Bevölkerung erlangt, daß die letztere dort fast ganz verschwunden, hier fast ganz in den Hintergrund gedrängt ist. Und auch auf verschiedenen Archipelen Polynesiens ist das europäische Element schon das maßgebende. Man berechnet die Gesamteinwohnerzahl Oceaniens, Australien eingeschlossen, heute auf 4¼ Millionen; davon kommen auf die Eingebornen aber höchstens 1½ Millionen, von denen die große Mehrzahl auf Neu-Guinea und Melanesien sich befindet. Die große Mehrzahl der Bewohner Oceaniens besteht also aus eingewander-

ten Europäern und Amerikanern, einige zehntausend sind auch Chinesen.

Auf die Entdeckung der Südseeinseln folgte nämlich sehr bald ihre Ausbeutung durch die Europäer. Erst kamen die Walfischfänger, dann die Händler, dann die Verbrecher, die England nach Australien verbannte, dann die Kolonisten. Wie überall, wo Europäer mit den Eingebornen fremder Länder in Berührung kommen, führte dieser Strom neben wenigen guten Elementen, die den Eingebornen zum Segen wurden, auch viele böse in die Südsee, die einen verderblichen Einfluß ausübten und den Namen Gottes lästern machten unter den Heiden. Es ist immer die alte Geschichte: vornehmlich durch zügellose Unkeuschheit und rücksichtslose Habgier demoralisieren und ausbeuten die sogenannten Vertreter der Civilisation die fremden Völker; durch Ungerechtigkeiten aller Art reizen sie sie zu Gewaltthätigkeiten und halten sich dann für berechtigt, mit Feuer und Schwert gegen sie einzuschreiten. So ist es auch in der Südsee gegangen; es existiert dort keine Inselgruppe, deren Geschichte des Verkehrs mit den Europäern nicht schmutzige oder blutige Blätter enthielte. Ich will mich jetzt nicht dabei aufhalten, einzelne Beispiele dieser Art anzuführen, es wird sich später dazu Gelegenheit finden, wenn ich die Missionsgeschichte dieser und jener einzelnen Südseeinsel erzählen werde. Nur darauf muß ich hinweisen, daß die häufigen Schandthaten der weißen Namenchristen den Lauf des Evangeliums auch in Oceanien vielfach gehemmt haben und daß diese Menschen, welche das Reich Gottes nicht zu den Heiden kommen lassen wollen, weil dadurch ihre fleischlichen Interessen gefährdet werden, daß sie es vornehmlich sind, welche falsches Zeugnis reden wider die Missionare und ihr Werk verdächtigen.

Wie ich schon zu Anfang erwähnt habe, stellten die ersten Südseereisenden die dortigen Eingebornen als wahre Engel dar, die in paradiesischer Unschuld lebten. In der That zeigten sich die meisten der Insulaner, welche man damals kennen lernte, den Fremden von ihrer liebenswürdigsten Seite. Besonders anmutig war die Erscheinung der blumengeschmückten Frauen, welche sich den Fremdlingen auch sehr gefällig bewiesen, da Gesetze der Keuschheit ihnen gänzlich fremd waren. In der reizenden Naturumgebung machten die malerischen Gruppen der meist schön gestalteten, leichtlebigen und vergnügungssüchtigen Wilden, welche mit bewunderndem Staunen die Ankömmlinge betrachteten, gastfrei sie aufnahmen,

und durch ihre Tänze, wie durch ihr ſonſtiges naives Betragen, ſie beluſtigten, einen faſt märchenhaften Eindruck.*) Noch hatten die Inſulaner keine Ungerechtigkeiten ſeitens der Weißen erfahren und da man freundlich mit ihnen umging, ſo bewieſen ſie ſich als gutartige Menſchen. So war man geneigt die üblen Sitten, welche man bald an den „ſanften" Inſulanern entdeckte, als kindiſche Unarten zu entſchuldigen. Nimmt man dazu den Reiz der Neuheit und daß die Reiſenden gewöhnlich nur kurze Zeit auf den einzelnen Inſeln verweilten und ſo die Gelegenheit ihnen fehlte, die „unſchuldigen Naturkinder" genauer kennen zu lernen, ſo iſt die Täuſchung, welche der erſte günſtige Eindruck bewirkte, ziemlich erklärt. Als vor ungefähr zehn Jahren ein romantiſcher Reiſender, der ſich kurze Zeit auf einigen Inſeln der Südſee aufhielt, ſein Entzücken über dieſe „nackten, ſchlanken, muskulöſen" Inſulaner und noch mehr über die Inſulanerinnen, die er wegen ihrer „natürlichen kindlichen Heiterkeit" für die „glücklichſten Menſchen" hielt, einem bereits jahrelang dort lebenden und keineswegs „frommen" Naturforſcher ausſprach, da gab ihm dieſer zur Antwort, daß dieſe enthuſiaſtiſche Vorliebe für die braunen Naturkinder ſchon nach wenigen Monaten weichen würde. In der That wendete ſich auch bald das Blatt. Auf ſeiner dritten Reiſe erſchlugen die Eingebornen von Hawaii den vorher von ihnen als Gott verehrten Cook, und als dieſem erſten Morde bald viele andere folgten und die Seefahrer nur voll Furcht an den ſo geprieſenen paradieſiſchen Geſtaden landeten, da wurden die früher als Engel geſchilderten Inſulaner als Teufel verſchrien.

*) Seitdem ich Buchners romantiſche „Reiſe durch den ſtillen Ocean" geleſen, habe ich den erſten Enthuſiasmus der erſten Beſucher der Südſeeinſeln (Forſter, Kotzebue, Chamiſſo u. ſ. w.) mir völlig erklären können. Nur eine Scene aus Buchners novelliſtiſchem Buche. Der jedesmal „entzückte" Verfaſſer, wenn er bei den Wilden noch „Urſprünglichkeit der Sitten" vorfindet, wohnte als Zuſchauer der Aufführung eines Meke-Meke-Tanzes auf Witi bei. In die maleriſche Schilderung des Tanzes flicht er folgenden Paſſus ein: Es war eine träumeriſche, laue Tropennacht. Der Mond war aufgegangen, die Sterne funkelten, die Cikaden zirpten und ein leiſer Zephyr milderte höchſt angenehm die Wärme. Das Feuer und die Fackeln warfen ihr rötlich flackerndes Licht auf die nackten Geſtalten und übergoſſen das ganze Bild mit einem grotesken Zauber. Mehrmals ſchloß ich die Augen, als ich ſo da ſaß auf einem alten faulen Kanoe, um jedesmal beim Öffnen mich wieder von dem fremdartigen, märchenhaften Anblick überraſchen zu laſſen."

Für Reiſende dieſer Art ſind natürlich die Wilden ein entzückendes Theater. Der Miſſionar, der jahraus jahrein unter ihnen wohnt, ſieht die Dinge freilich mit andern Augen an.

In Wahrheit sind sie so wenig das eine wie das andre. Wenn sie sich in der 100jährigen Geschichte ihres Verkehrs mit den Europäern freilich oft genug als rohe Wilde und grausame Mörder gezeigt haben, so tragen in weit den meisten Fällen die Europäer selbst die Schuld. Wie es in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus, und wir wollen den ersten Stein ja nicht auf die Wilden werfen, wenn sie für erlittenes Unrecht in ihrer Weise blutige Rache übten. Sie sind eben keine unschuldigen Paradiesesmenschen und harmlosen Kinder, die in lauter Sanftmut statt Vergeltung Vergebung üben, sondern ganz wirkliche Heiden, wie sie schon St. Paulus geschildert hat: „voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Bosheit, Hasses, Mordes, Haders, List“ u. desgl. oder wie ein Reisender sagt: „Wiewohl freigebig und gastfrei, doch voll Begehrlichkeit und Stehlsucht, genußsüchtig und unzuverlässig, kalt und rücksichtslos, rachgierig und nicht immer tapfer, wohl aber wild und grausam, stolz und eitel und durch Wollust ausgeartet.“ Ja, sie waren harmlos und lustig, solange ihre Leidenschaften schlummerten, aber sobald diese Leidenschaften entfesselt waren, glichen sie wilden Tieren, die sich von der Kette losgerissen haben. Auch ehe die Weißen kamen, haben die Südseeinsulaner Blut genug vergossen. Auf einer ganzen Reihe von Inseln sind die erschlagenen Feinde auch aufgefressen worden und zwar nicht bloß aus religiösem Aberglauben, sondern aus tierischer Gier, die an dem Essen von Menschenfleisch Wohlgeschmack fand. Die zügelloseste Unzucht war fast überall herrschend und der Kindermord eine weit verbreitete Unsitte, der viele tausende menschlicher Wesen zum Opfer gefallen sind. Seitdem wir die Südseeinseln kennen gelernt haben, ist ihre Bevölkerung in einer fast beständigen Abnahme begriffen. Gewiß tragen an diesem traurigen Geschick auch die Europäer einen nicht geringen Teil der Schuld, sowohl durch ihre vielen blutigen Zusammenstöße mit den Eingebornen, welche hier und da in förmliche Vernichtungskriege ausgeartet sind, als auch durch die mancherlei Krankheiten, die sie eingeschleppt, und die wie Würgengel die Bevölkerung gelichtet haben. Aber die Hauptschuld trifft doch die Südseeinsulaner selbst. Durch ihre grenzenlosen geschlechtlichen Ausschweifungen, ihre Kindermorde und mangelhafte Kinderpflege, ihre grausamen Vernichtungskriege und Menschenfressereien haben sie, noch ehe Europäer zu ihnen gekommen sind, ihr Lebensmark selbst zerstört. Allerdings ist in der letzten Zeit das Aussterben

Digitized by Google

nicht in demſelben Maße fortgegangen, wie es jahrzehntelang die eingeborne Bevölkerung verringert hat, offenbar infolge der ſittlichen Umwandlung, welche das Chriſtentum angebahnt hat. Aber ob die Miſſion eine Zunahme der Bevölkerung zu bewirken oder auch nur den Ausſterbeprozeß ganz aufzuhalten vermag, nachdem das Lebensmark einmal angefreſſen iſt, das iſt doch ſehr die Frage.

Über das religiöſe Leben der Südſeeinſulaner iſt nicht viel zu ſagen. Wie andre Heiden auch, kannten die meiſten unter ihnen allerdings einen höchſten Gott, aber ſie dienten ihm nicht. Dagegen hatten ſie ganze Haufen von Untergöttern und Geiſtern, die ſich dadurch beſtändig vermehrten, daß die Seelen abgeſchiedener Häuptlinge und Vornehmer in ihre Zahl aufgenommen wurden. Dieſen Göttern, von denen man teilweiſe auch Bilder hatte, brachten die Inſulaner reichliche Opfer, auch viele Menſchenopfer, zu ihnen beteten ſie und mit ihrer Hilfe zauberten ſie. Geburt, Heirat und Begräbnis, beſonders der Vornehmen, waren ſtets von religiöſen Feierlichkeiten begleitet; die Grabſtätten galten als heilige Orte und vertraten vielfach die Stelle der Tempel. Eine eigentümliche Sitte, welche über einen großen Teil von Oceanien verbreitet war und die nicht wenig dazu beigetragen hat, das Volk in ſteter Furcht vor ſeinen Göttern zu erhalten, war das Tabu. Durch den König oder Prieſter konnte nämlich nicht bloß alles, was eine religiöſe Bedeutung hatte, ſondern jedes beliebige Ding für heilig erklärt und dadurch dem Gebrauche und ſelbſt der Berührung der Menſchen entzogen werden. Das Tabu war alſo ein Bann, der auf einzelne Gegenſtände, auf Häuſer, Felder, Bäume, ſelbſt auf ganze Diſtrikte und Ortſchaften gelegt wurde. Es gab immerwährende, jahrelange, wöchentliche oder auch nur tägliche Tabus. Bei den ſtrengſten mußte Feuer und Licht ausgelöſcht werden und manchmal war jede Arbeit und jeder Ausgang unterſagt. Und wehe dem, der wiſſentlich oder unwiſſentlich das Tabu verletzte! In der Regel wurde er mit dem Tode, oft mit einem recht martervollen Tode beſtraft.

Doch genug dieſer allgemeinen orientierenden Vorbemerkungen. Wenden wir uns jetzt zu der Miſſion in der Südſee. Im Jahre 1897 feiert dieſelbe ihr 100jähriges Jubiläum. Unter großer Begeiſterung der heimatlichen Miſſionsfreunde hatte die eben begründete Londoner Miſſionsgeſellſchaft auf einem eigenen Miſſionsſchiffe ihre erſten Boten, 29 an der Zahl, zumeiſt Handwerker, im Auguſt 1796 nach der Südſee entſandt und am 5. März 1797

waren ſie auf Tahiti, der größten unter den ſogenannten Geſellſchaftsinſeln, ans Land geſtiegen. Mit dieſem Tage beginnt eine neue Zeit in der Geſchichte der Südſeeinſulaner. Zwar ſo leicht und ſchnell wie die romantiſchen Schwärmer in Europa ſichs gedacht, vollzog ſich der Sieg des Evangeliums nicht. Es ging beſonders in den erſten Jahrzehnten durch viel Mißerfolge, Enttäuſchungen, Mißgriffe und Niederlagen; aber nachdem man die Hand einmal ans Werk gelegt, zog man ſie nicht wieder zurück. Die Miſſionare der Londoner Geſellſchaft blieben nicht lange allein, es folgten ihnen bald Boten der kirchlichen und der methodiſtiſchen Miſſionsgeſellſchaft aus England und der amerikaniſchen aus Boſton, zu denen ſich ſpäter auch einzelne deutſche, holländiſche und franzöſiſche Mitarbeiter geſellten. Dieſe verſchiedenen Miſſionare, deren Zahl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſich vermehrte, beſetzten eine Inſelgruppe nach der andern, zuerſt in Polyneſien und Neuſeeland, dann auch in Auſtralien, Melaneſien und endlich in Mikroneſien und Neu-Guinea. Nachdem die Anfangsſchwierigkeiten überwunden waren, wuchs der Erfolg in überraſchender Weiſe. Heute zählt man in ganz Oceanien wenigſtens 280 000 Heidenchriſten! Die große Mehrzahl derſelben kommt auf Polyneſien, deſſen Bewohner faſt ſämtlich Chriſten geworden ſind, während in Melaneſien und Mikroneſien erſt jetzt die Bekehrungen zum Chriſtentum bedeutendere Fortſchritte machen und in Neu-Guinea die Miſſion erſt in den letzten Jahren einigermaßen feſten Fuß gefaßt hat. Auf Auſtralien ſind die Eingebornen ziemlich ausgeſtorben und unter den dürftigen Reſten derſelben erzielt die ſaure Geduldsarbeit der Miſſionare nur dürftige Erfolge.

Durch die Annahme des Chriſtentums ſeitens ſo vieler tauſende einſtiger wilden Heiden iſt nun eine religiöſe, ſittliche, geiſtige und civiliſatoriſche Umwandlung derſelben eingetreten, die man ohne alle Übertreibung als eine großartige bezeichnen darf. In dieſem Urteile ſind alle einig, welche die Verhältniſſe kennen und die ſonſtigen Zuſtände mit den jetzigen zu vergleichen vermögen. Selbſt Männer, die der Miſſion fern ſtehen oder gar ſich als Gegner derſelben ausdrücklich bezeichnen, geben ihr das Zeugnis, daß ſie in der Südſee eine ganz ſtaunenswerte Veränderung bewirkt habe. Nur eins dieſer Zeugniſſe laßt mich anführen. „Das Chriſtentum hat das unleugbare Verdienſt, daß es den Kannibalismus, die Menſchenopfer und den Kindermord beſeitigt, das Familienleben verbeſſert, der Trunkſucht vielfach geſteuert und überall, wo es zu Geltung

gelangt ist, zu geordneten Rechtszuständen geführt hat, zu geschweigen, daß es den ununterbrochenen Kriegen auf den Inseln ein Ende gemacht. Die protestantischen Missionare haben augenscheinlich auf die Kultur der Eingebornen den größten Einfluß ausgeübt. Oft haben es ihnen die Eingebornen offen ausgesprochen: Wir wären zu Grunde gegangen, wenn ihr nicht gekommen wäret." (Oberländer.) Es ist schon etwas Großes, daß es der Mission gelungen ist, die groben heidnischen Greuel zu beseitigen; daß es jetzt keine Menschenfresserei und keinen Kindermord mehr giebt; daß auf den christlich gewordenen Inseln die Fremden ihres Lebens sicher sind und mit den Eingebornen einen friedlichen Handel treiben können; daß die Vielweiberei völlig verschwunden ist und die frühere Schamlosigkeit einem wachsenden christlichen Anstandsgefühl Platz gemacht hat. Aber das ist nicht alles. Im Vergleich gegen die früheren heidnischen Zustände kann man von den christlichen Südseeinsulanern sagen: sie sind neue Kreaturen geworden. Mehr als ein Forschungsreisender hat darüber geklagt, daß von den alten Sitten und Gebräuchen kaum noch etwas zu entdecken sei. Diese Klage ist ein Triumph der Mission, den wider ihren Willen auch solche Männer ihr lassen müssen, die über den Sieg des Christentums ganz und gar keine Freude haben. Es fällt mir nicht ein zu behaupten, die heidenchristlichen Gemeinden der Südsee stünden etwa mit den alten apostolischen auf derselben Stufe. Die große Mehrzahl der jungen dortigen Heidenchristen gleicht vielmehr schwachen Kindern, die in der Nachfolge Christi eben die ersten Tritte thun und noch manchmal straucheln und fallen. Aber das muß man ihnen lassen: sie glauben in aller Einfalt dem Evangelio, das sie angenommen haben; sie besuchen gern und fleißig die Gottesdienste und haben das Wort Gottes herzlich lieb; sie bringen große Opfer an Geld und Naturalbeiträgen für Kirche und Schule und sie sind voll heiligen Eifers für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihren heidnischen Landsleuten. Welch einen Umschwung in geistiger und sittlicher Beziehung bedeutet es ferner, daß durch die Mission mehr als 3000 Schulen auf den Südseeinseln ins Leben gerufen, daß, wenn auch noch nicht überall die ganze Bibel, so doch das Neue Testament oder einzelne Bücher desselben in den meisten Sprachen der Südsee übersetzt worden sind und begierig gekauft und fleißig gelesen werden, ja, daß viele der einstigen Wilden jetzt mit den ihrigen täglich Hausandacht halten!

Ich könnte noch lange so fortfahren und auch durch eine Menge von Einzelgeschichten die große Umwandlung schildern, welche im Laufe von noch nicht einem Jahrhundert durch die Mission auf den Südseeinseln herbeigeführt worden ist. Wir wollen aber lieber, um über dieses große und gesegnete Missionsgebiet uns zunächst einen leidlich orientierenden Überblick zu verschaffen, eine flüchtige Rundreise durch dasselbe machen; es wird sich schon später noch Gelegenheit finden, auch einzelne Geschichten zu erzählen.

Wir besteigen das Schiff in San Francisco auf Amerikas Westküste, durchfahren einen Raum von etwa 600 Meilen und landen fast in der Mitte zwischen Amerika und Japan auf der nördlichsten Gruppe Polynesiens, den Hawaii- oder Sandwich-Inseln, auf denen die Mission ihr Werk bereits vollendet hat. 1820 trafen die ersten amerikanischen Missionare auf dieser Inselgruppe ein. Ohne daß sie etwas davon wußten, hatte noch vor ihrer Ankunft der dortige König mit der Zerstörung des Heidentums begonnen, und so fanden sie einen verhältnismäßig leichten Eingang. Als 1870 das 50jährige Missionsjubiläum gefeiert wurde, war kein Heide mehr auf den Inseln. Überall herrscht Ordnung und Sicherheit wie in den civilisierten Ländern des christlichen Abendlandes. In civilisatorischer Beziehung ist eine staunenerregende Umwandlung eingetreten, die freilich zum Teil noch äußerlich aufgetragener Kulturfirnis ist. Eine stattliche christliche Litteratur ist entstanden und alle Hawaiier können lesen und schreiben. Fast alle Gemeinden haben Eingeborne zu Pastoren und Lehrern und sorgen aus eigenen Mitteln für deren Unterhaltung. Auch eine selbständige Mission haben sie ins Werk gesetzt, die unter der Oberaufsicht amerikanischer Missionare in Mikronesien von Jahr zu Jahr größere Erfolge erzielt. Leider ist die eingeborne Bevölkerung, die jetzt nur noch 40 000 Seelen beträgt, im Aussterben begriffen und findet daher eine starke Einwanderung besonders von Chinesen statt, deren Zahl sich bereits auf über 15 000 beläuft, meist Heiden, unter denen natürlich wieder missioniert wird. Auch die römische Mission hat sich auf den Sandwich-Inseln eingeschlichen und durch allerlei Künste mehr als den dritten Teil der Bevölkerung für sich gewonnen.

Von Hawaii aus wollen wir nun und zwar von Osten her die einzelnen polynesischen Inselgruppen besuchen. Wir müssen daher südöstlich etwa 450 Meilen weit fahren; lassen die beiden östlichen Archipele, die Markesas- und Paumotuinseln, auf

denen unter dem Schutze der französischen Kanonen römische Missionare sich festgesetzt und die evangelischen nur kleine Gemeinden haben sammeln können, unbesucht, und machen Halt auf den Gesellschaftsinseln, auf denen wir zusammen gegen 15 000 evangelische Christen finden. Auf Tahiti, der Hauptinsel dieser Gruppe, begann 1797 die evangelische Südseemission ihr Werk. 1815 wurde durch einen Sieg des den Christen geneigten Königs Pomare die Anerkennung des Christentums als Staatsreligion herbeigeführt, obgleich bis dahin noch kein Insulaner getauft worden war. Christliche Kirchen und Schulen wurden nun überall errichtet, die unsittlichen heidnischen Gebräuche wurden abgeschafft, die Branntweineinfuhr verboten, die Bibel übersetzt und 1826 gab es auf der ganzen Gruppe bereits 8000 getaufte Christen. Da drangen mit roher Gewalt .seitens französischer Kriegsschiffe die Jesuiten auch hier ein und da Frankreich sich ungerechterweise der Inseln bemächtigte, haben sie bis heute auch das Feld behalten, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, viele Insulaner von ihrem evangelischen Glauben abwendig zu machen. Da die Franzosen aus politischer Eifersucht die englischen Missionare nicht leiden wollten, so haben diese ihre dortige Mission der evangelischen Pariser Missionsgesellschaft übertragen, die noch heute dort im Segen wirkt, obgleich sie durch die katholischen Regierungsbeamten oft gehemmt wird. Ein wenig westlich von Tahiti liegt die kleine Insel Rajatea, die seit 1819 der Wohnsitz des berühmtesten aller Südseemissionare gewesen ist, nämlich des John Williams, der von hier aus seine ausgedehnten Reisen begann. Die Geschichte dieses großen Missionars werde ich später in einer besonderen Missionsstunde behandeln.

Von den Gesellschaftsinseln haben wir es nicht weit zu dem südwestlich gelegenen Herveyarchipel, in welchem Raratonga die bedeutendste Insel ist. Hier hat die evangelische Mission, ohne durch römische Eindringlinge geschädigt worden zu sein, einen vollständigen Sieg davon getragen. Die Bewohner der Herveyinseln sind fast sämtlich christianisiert und civilisiert und viele aus ihnen haben in der Bekehrung anderer Südseeinsulaner bis nach Melanesien und Neu-Guinea hin sehr Rühmliches geleistet. Bei Gelegenheit der Feier des Neujahrsfestes 1870 hielt der damals einige 80 Jahre alte König Nuwangatini, der seit Anfang der 30er Jahre ein treuer Christ gewesen, folgende Ansprache an die versammelten

Insulaner: „Jesus spricht: Ich habe die Welt überwunden. Ja, er hat einen großen Sieg davon getragen. Werft nur einen Blick auf diese große und liebliche Versammlung. Nichts dergleichen existierte zur Zeit des Heidentums. Männer, Weiber und Kinder sind hier in Jehovahs Tempel. Kein Weib oder Kind durfte jemals teilnehmen an einem Götzenfeste an unsern heidnischen Opferstätten. Unsere Vorfahren befanden sich immer im Kriege. Und was kam bei diesen beständigen Kämpfen heraus? Ich habe genug gesehen von Satans Reich. . Ungefähr um die Zeit, als das Evangelium unsern Küsten nahte, beendete ich meine Kriegerlaufbahn. Seitdem bin ist festgestanden bei Gottes Wort. Das ist eine bessere und edlere Beschäftigung. Mein Grab ist nicht mehr weit; bald wird die Erde mein Angesicht decken. Immer näher, ihr jungen Leute, immer näher tretet dem Worte. Habe ich nicht all das Elend gesehen, was die Götzen angerichtet? Das ist nun vorbei. So tretet nun in die Plätze eurer Väter, die einer nach dem andern heimgegangen sind. Meine Kinder, wenn ich nicht mehr bin, haltet das Wort Gottes hoch und teuer. Ihr Häuptlinge, seid alle einig in der Förderung dieses Worts. Ihr alle, nehmt in euer Herz Gottes Wort auf und ehret es, so wird es euch an Leib und Seele wohlgehen."

Von den Herveyinseln fahren wir wieder über 100 Meilen nach Westen nach den Samoa- oder Schifferinseln, auf denen wir neben etwa 3000 römischen Katholiken mehr als 32 000 evangelische Heidenchristen finden, d. h. die ganze Bevölkerung hat das Christentum angenommen. Gerade diese Inseln waren früher wegen der Wildheit ihrer Bewohner von den Seefahrern besonders gefürchtet, aber die Mission hat die Samoaner gezähmt und jetzt können fremde Kaufleute völlig sicher unter ihnen wohnen. Auch die deutsche Reichsregierung hat mit ihnen einen Handelsvertrag geschlossen. Wenn es in der letzten Zeit je und je wieder zu Reibungen gekommen ist, so ist daran viel mehr die Eifersucht der verschiedenen Nationalitäten angehörenden fremden Kaufleute als die Feindseligkeit der Eingebornen schuld.

Nahe bei den Samoa liegen die Tonga- oder Freundschaftsinseln, die gleichfalls völlig evangelisiert sind, selbständige, sich aus eignen Mitteln unterhaltende christliche Gemeinden haben und seit langer Zeit Boten zur Bekehrung andrer noch heidnischer Insulaner entsenden. An der Spitze der Regierung steht ein jetzt greiser christlicher König, Georg, der seinem christlichen Bekenntnis

bis heute alle Ehre gemacht hat. Die deutsche Reichsregierung giebt diesem Manne folgendes Zeugnis: „Der König Georg, welcher sowohl durch geschickt und tapfer geführte Kriege wie durch weise Regierungsmaßregeln und umsichtige Diplomatie die verschiedenen Gruppen des Tongaarchipels unter seinem Scepter zu vereinigen gewußt hat, ist ein Regent, dem das wirkliche Wohl seines Volkes am Herzen liegt, welchem er die von ihm erkannten Vorteile eines höheren Kulturzustandes zuzuwenden strebt, weshalb er auch allgemein beliebt ist. In der Persönlichkeit des Königs liegt daher eine Garantie für eine gerechte Behandlung auch der auf den Tongainseln lebenden Europäer."

Von den Tongainseln wieder nicht weit liegen an der westlichen Grenze von Polynesien die Witi- oder wie man bisher zu sagen pflegte, Fidschiinseln, ein Archipel, von dessen 124 000 Bewohnern heute höchstens noch einige tausend Heiden sind. Der Sieg des Evangeliums über diese einst so rohen Kannibalen in verhältnismäßig kurzer Zeit gehört zu den glänzendsten Partien der neueren Missionsgeschichte, obgleich er nicht ohne kriegerische Kämpfe zustande gekommen ist, in denen der König Thakombau von dem Tonganerkönig Georg unterstützt wurde. Eine versuchungsvolle Probe seiner Echtheit mußte das Christentum der Witiinsulaner bestehen, als unmittelbar nachdem die Inseln unter britische Botmäßigkeit gekommen waren, im Jahre 1875, eine furchtbare Masernepidemie ausbrach, welche fast den dritten Teil der Bevölkerung, darunter 35 000 evangelische Christen, wegraffte. Bei uns rechnet man ja die Masern unter die wenig gefährlichen Krankheiten; aber unter den sogenannten Naturvölkern, die vor der Berührung mit den Weißen nichts von ihnen gewußt, richten sie ebenso große Verheerungen an, wie früher die bei uns eingeschleppte Cholera. Als nun immer neue zehntausend dem Tode erlagen, da erhoben sich die noch übrigen Heiden und sagten: „Ihr habt das Land abgetreten, ihr habt eine andere Religion angenommen, ihr habt den Dienst eurer Götter aufgegeben und ihnen keine Opfer mehr gebracht. Nun ist ihr Zorn entbrannt. Keiner von euch wird übrig bleiben. Kehrt um, jagt die weißen Männer in die See, gebt ihre Religion auf und laßt uns zu unsrer alten Weise zurückkehren." Aber kein Finger erhob sich gegen den weißen Mann, gegen sein Weib, gegen sein Kind. Es kamen unter den Christen wohl Schreckensscenen genug vor, indem manche nur

darauf bedacht waren, das eigne Leben zu retten und darüber die Pflege der Kranken und die Beerdigung der Toten vergaßen. Aber an ihrem Glauben wurden sie nicht irre; mitten in Thränen und Heimsuchung beugten sie ihre Knie und nicht wenige priesen Gott durch den fröhlichen Glaubensmut, den sie im Tode zeigten. „Ich bin nie in einem Witihause gewesen," erklärte im Jahre 1879 öffentlich der englische Gouverneur der Inseln, Sir Gordon, „und ich habe hunderte besucht, wo ich nicht Hausgottesdienste getroffen hätte. Es ist hier ein Werk gethan, dessen Gründlichkeit und Weitherzigkeit alle meine Erwartungen übertrifft."

Von Polynesien wenden wir uns nun nach dem nordwestlich gelegenen Mikronesien, wo auf den Gilbert-, Marshall- und Karolineninseln die evangelische Mission ein hoffnungsreiches Arbeitsgebiet besitzt, auf dem in nicht allzuferner Zeit das Heidentum gleichfalls aufgehört haben wird zu existieren, obgleich es bis heute erst gegen 10 000 evangelische Christen dort geben mag. Aber die Mission ist hier auch erst etwa seit einem Vierteljahrhundert im Gange und hat nun die großen Anfangsschwierigkeiten einigermaßen überwunden. Die Hauptarbeit thun hawaiische und mikronesische eingeborne Lehrer und Evangelisten unter der Leitung von amerikanischen Missionaren, die von Hawaii aus auf einem besondern Missionsschiffe alljährlich Insel für Insel besuchen. Wiederholt sind sie bei diesen Besuchen überrascht worden, wenn sie sahen, daß die ganze Bevölkerung dieses oder jenes Inselchens den Götzendienst und heidnische Sitte aufgegeben hatte und sich im christlichen Unterrichte befand. Auf diesen Rundreisen werden gewöhnlich hunderte getauft. In mehrere Sprachen der mikronesischen Inseln sind auch bereits Teile des Neuen Testaments übersetzt.

Auf der südlich von den Karolineninseln bereits an der Grenze des indischen Archipels gelegenen großen, aber fast noch unbekannten Insel Neuguinea hat die Mission erst in den letzten Jahren festen Fuß zu fassen vermocht. Zwar einige treue deutsche und mit und nach ihnen niederländische Männer haben im Dienste einer holländischen Missionsgesellschaft schon seit 1855 im Nordosten der Insel mit großer Selbstverleugnung den tief gesunkenen dortigen Eingebornen das Evangelium verkündigt, aber ihre Arbeit ist bis heut wesentlich eine Saat auf Hoffnung geblieben. Nicht weit von ihrem Arbeitsfelde im Osten beginnt der junge deutsche Besitz, auf

dem wir hoffentlich bald deutſche Miſſionare ſtationiert ſehen werden. Gerade am entgegengeſetzten Ende der Inſel im Südoſten ſind ſeit etwa zehn Jahren mit Hilfe polyneſiſcher Lehrer die Miſſionare der Londoner Geſellſchaft thätig, um das dunkle Neuguinea zu erleuchten. Wiederholt ſind von den rohen Eingebornen ſolche polyneſiſche Lehrer ermordet worden; doch fanden ſich immer wieder mutige Chriſten, die an ihre Stelle traten, und jetzt haben ſie die Freude, daß es wirklich zur Gründung der erſten chriſtlichen Gemeinden gekommen iſt.

Mit Neuguinea ſind wir bereits in denjenigen Teil der Südſee gekommen, der den Namen Melaneſien führt. Von den fünf Inſelgruppen, die man hierher rechnet, und die ſämtlich von einer recht wilden und noch dazu vielſprachigen Bevölkerung bewohnt werden, hat auf den nördlichen die evangeliſche Miſſion erſt in den letzten Jahren eingeſetzt. Jetzt ſteht ja der Neubritannia-Archipel unter dem Schutze des Deutſchen Reiches, wills Gott folgen auch hier deutſche Miſſionare bald der deutſchen Flagge. Ihre bedeutendſten Erfolge hat ſie auf den ſüdlichſten Gruppen, den Loyalitätsinſeln und den Neuhebriden erzielt. Die erſteren ſind faſt ganz, die letzteren teilweis chriſtianiſiert. Auf Aneityum hat man jüngſt dem Miſſionar Geddie ein Denkmal geſetzt, welches die Inſchrift trägt:

„Als er kam, gab es auf der Inſel auch nicht einen Chriſten;
Als er ſtarb, fand ſich nicht mehr ein einz'ger Heide."

Eine andre von den Neuhebrideninſeln, Eromanga, hat ſich in der Miſſionsgeſchichte den Namen einer rechten Mörder- und Märtyrerinſel erworben. Hier fand unter den Keulenſchlägen der Wilden der früher erwähnte John Williams und einer ſeiner Begleiter den Tod und wurden ſpäter noch zwei andre Miſſionare, Brüder, der eine mit ſeiner Gattin, ermordet. Aber die Ausdauer der chriſtlichen Liebe hat auch dieſe Mörder überwunden: heute hat der größte Teil der Bevölkerung das Chriſtentum angenommen und bei der Einweihung der zum Gedächtnis an John Williams errichteten Kirche hielt einer der Söhne ſeines Mörders ein Weihegebet. Was die Erfolge der Miſſion auf vielen Inſeln Melaneſiens beſonders hemmt, das iſt der Menſchenraub, den die ſogenannten Arbeiterſchiffe der Weißen treiben. Die Koloniſten von Auſtralien, Neuſeeland, Viti u. ſ. w. brauchen Arbeiter. So ſchicken ſie Schiffe aus, welche Eingeborne der melaneſiſchen und auch mikroneſiſchen Inſeln für eine gewiſſe Zeit mieten ſollen.

Selbſt wenn alles dabei ganz rechtlich zuginge, wie das auf den mikroneſiſchen Inſeln wirklich oft der Fall zu ſein ſcheint, wäre dieſer Arbeiterhandel nicht ohne Bedenken. Aber in vielen Fällen geht es nicht redlich zu, und nicht ſelten entführt man die Leute durch Liſt oder Gewalt und Blut iſt dabei oft genug vergoſſen worden. Für dieſe Räubereien rächen ſich dann die wilden Inſulaner an dem erſten beſten Weißen, der ihnen in die Hände fällt. So wurde auch einer der edelſten und gebildetſten Miſſionare der Neuzeit, der engliſche Miſſionsbiſchof Patteſon, das Opfer der Rache für irgend eine Schandthat der weißen Menſchenfänger. Es geſchah dies auf der Inſel Nukapu in der Santakruz-Gruppe im Jahre 1871. Die Miſſion übt auch ihre Rache. Natürlich nicht indem ſie die Mörder wieder tötet, ſondern indem ſie ihnen das Wort von der Verſöhnung predigt. Seit 1880 geſchieht das auch auf Nukapu. Es war ein großes Wagnis, als der Nachfolger Patteſons ſich unter dieſe Mörder begab, aber Gott ließ es gelingen und wir hoffen, es wird nicht lange dauern, ſo heißt es auch von dieſer Mörderinſel: „das Blut der Märtyrer iſt der Same der Kirche geworden.“ Die Miſſion, an deren Spitze Patteſon ſtand, betreibt ihr Werk auf eine eigentümliche Weiſe. Ein beſonderes Miſſionsſchiff fährt hin und her durch mehrere Gruppen der Neuhebriden und der benachbarten Archipele, knüpft freundliche Beziehungen zu den Bewohnern an und wenn dies gelungen, läßt es ſich junge Leute anvertrauen, die es nach der Inſel Norfolk bringt, wo ſie in einer dortigen Erziehungsanſtalt eine chriſtliche Bildung empfangen. Dann bringt ſie das Miſſionsſchiff auf ihre Heimatinſel zurück, damit ſie dort entweder als Lehrer verwendet werden oder in der Bevölkerung den Boden bereiten für chriſtliche Miſſionare, die man nach und nach unter dieſen durch ihre Wildheit gefürchteten Inſulanern ſtationiert. Später ſollen über alle dieſe Dinge eingehendere Mitteilungen folgen.

Über das Feſtland Auſtralien, das etwa 250 Meilen weſtlich von den Neuhebriden liegt, ſind leider keine glänzenden Mitteilungen zu machen. Es iſt das eins der ſchwierigſten, kümmerlichſten und anklagereichſten Miſſionsgebiete. Die unter allen wilden Völkern mit am tiefſten ſtehenden dortigen Eingebornen ſind, zum großen Teil infolge der unmenſchlichen Behandlung ſeitens der weißen Einwandrer, in unaufhaltſamem Ausſterben begriffen. Auf dem benachbarten Tasmanien oder Vandiemensland giebt es bereits

keinen einzigen Ureinwohner mehr. Nun leben die dürftigen Überreste weit zerstreut in dem unwirtlichen Innern und auch da, wo man sie in den bewohnten Gebieten zu sammeln bemüht ist, laufen sie gern wieder davon. Besonders die Brüdergemeinde hat sich viel Mühe mit ihnen gegeben und ihre Arbeit ist auch keineswegs vergeblich gewesen. Aber dauernde Erfolge hat auch sie nur wenige errungen. Jetzt giebt es viele eingewanderte Chinesen in den australischen Kolonien, unter denen die Missionsarbeit auch nicht gerade als ergiebig bezeichnet werden kann.

Es erübrigt uns nun nur noch einen flüchtigen Blick auf Neuseeland zu werfen, das etwa 300 Meilen östlich von der Südspitze Australiens liegt. Nach einer mehr als 30jährigen, anfangs sehr unfruchtbaren Missionsarbeit konnte bereits in den fünfziger Jahren das wilde Volk der Maori fast als christianisiert gelten. Damals ging ein schöner blütenreicher Frühling über den Inseln auf; aber es traten böse Nachtfröste ein, welche große Zerstörungen anrichteten. Zwischen den englischen Ansiedlern, die erst nach zehn-, bald nach hunderttausenden zählten, und den Eingebornen kam es wegen des Besitzrechtes auf die Ländereien zu blutigen Kriegen, in denen natürlich die Maori unterlagen, so heldenmütig sie auch kämpften. Allerdings fehlte es nicht an Exempeln christlicher Hochherzigkeit seitens der Eingebornen in diesen Kämpfen, welche bewiesen, daß selbst die Kriegführung unter dem Einflusse der Mission eine weniger rohe und grausame geworden. Auf der andern Seite hatten die Kriege aber auch eine sehr verwildernde Folge. Aus Haß gegen ihre weißen Bedränger fielen nicht wenige Maori vom Christentum wieder ab; andre folgten nationalen Propheten, die aus christlichen und heidnischen Elementen eine neue Mischreligion fabrizierten und die baldige Vertreibung der Fremden weissagten. An manchen Orten lösten sich die jungen Christengemeinden auf, an andern wurden die Missionare vertrieben, einer sogar ermordet. Leider fehlte es auch an eingebornen Pastoren, welche in dieser Zeit der Heimsuchung die auseinanderfallenden Gemeinden zusammen zu halten oder wieder zu sammeln und zu stärken vermocht hätten. Erst in den letzten Jahren sind alle diese Schäden einigermaßen wieder ausgeglichen worden. Die im Aussterben begriffene Urbevölkerung zählt heute etwa 40 000 evangelische Christen.

Wir sind mit unsrer Rundschau zu Ende. Was lehrt sie

uns? Ich denke das, daß bei allen Schattenseiten, welche das Missionswerk auch in der Südsee trägt, außerordentliche Erfolge erzielt worden sind. Man hat gefragt, woher gerade hier diese überraschenden Erfolge kommen und gemeint, es müsse in der Natur der Südseeinsulaner, besonders der Polynesier, etwas liegen, was sie vor andern Heiden für das Christentum empfänglich macht. Das ist nicht ohne Grund; auch das ist wahr, daß auf vielen der jetzt christianisierten Inseln das Heidentum keine festen Wurzeln mehr hatte, als die Missionare kamen. „Aber" — erklärte erst vor einigen Jahren einer der erfahrensten Südseemissionare — „das alles ist durchaus nicht die Hauptsache. Ich glaube, der Hauptgrund unsres Erfolges liegt darin, daß wir es mit so kleinen Haufen von Eingeborenen zu thun haben, die wir alle zugleich erreichen, mit denen wir täglich verkehren, und auf die wir freundlich einwirken konnten. Wir haben unsern Einfluß nicht beschränken müssen auf einen von einer Million, sondern haben ihn geübt fast auf jeden einzelnen der Bevölkerung. Dazu haben wir unsre Leute zwei wichtige Grundsätze als Bestandteile unsres christlichen Glaubens von Anfang an gelehrt: nämlich die Pflicht: sich selbst und die Pflicht: andern zu helfen. Wir denken nicht daran, unsre Leute zu christlichen Almosenempfängern zu machen; wir thun nichts für sie, was sie selbst thun können. Unsre Arbeit besteht darin, ihnen zu helfen sich selbst emporzubringen. Die Folge ist, daß wir Missionsgemeinden haben, die großenteils unabhängig dastehen oder doch im besten Zuge sind, selbständig zu werden. Das Volk baut sich selbst seine Gotteshäuser. Eingeborne Geistliche werden ausgebildet, als Pastoren angestellt und von den Gemeinden unterhalten. Seit Jahren habe ich gefühlt, daß meine Hauptaufgabe nicht mehr im Predigen bestehe, sondern darin, den eingebornen Geistlichen mit Rat und Unterricht zu helfen, bis sie zu ganz selbständigen Pastoren herangereift sind. Es ist uns ein außerordentlicher und zeitweiliger Beruf geworden, der am besten mit dem der Apostel verglichen werden kann. Unsre Aufgabe war zuerst: das Evangelium zu verkündigen, dann Gemeinden von Gläubigen zu gründen, hierauf sobald als möglich Älteste und Prediger zum Dienst dieser Gemeinden auszusondern, und zu seiner Zeit wird dieser außerordentliche Beruf zu Ende gehen. Doch ist diese Zeit jetzt noch nicht gekommen. Allerdings kann die Zahl der ausländischen Missionare schon verringert werden; da aber

unſer Volk in bezug auf ſeine Litteratur noch ganz von uns abhängt, ſo werden wir auch nicht eher es ſeinen eignen Kräften völlig überlaſſen können, als bis die eingeborne Geiſtlichkeit einen ſolchen Bildungsgrad erreicht hat, der ſie befähigt, ſich den Schatz unſrer engliſchen Litteratur mit Leichtigkeit anzueignen. Iſt das erſt der Fall, dann brauchen nur einige hervorragende Miſſionare zurückzubleiben, die an der Spitze der eingebornen Predigerſeminare ſtehen. — Unſere Chriſten haben auch die zweite Pflicht: dem Nächſten zu helfen, gründlich gelernt. Daher die ſchönen Summen, die ſie jährlich für unſere Miſſionsgeſellſchaft beiſteuern, daher auch die Thatſache, daß aus unſern ältern Miſſionen Männer und Frauen als Boten des Evangeliums auf ferne, noch heidniſche Inſelgruppen hinausgezogen ſind. Jede chriſtliche Inſel oder Inſelgruppe iſt ein Mittelpunkt geworden, von dem das Licht nach allen Seiten hinausſtrahlt. Oft nennen die Neubekehrten das Chriſtentum nach der Inſelgruppe, von der ſie das Evangelium erhalten haben. So wird z. B. in Samoa die Miſſion als lotu Tahiti, die Religion von Tahiti, auf andern Gruppen als lotu Samoa bezeichnet . . .“

Beſonders dieſer letzte Punkt iſt von durchſchlagender Bedeutung. Auf den Inſeln der Südſee giebt es verhältnismäßig die meiſten und vielleicht auch die 'zeugniseifrigſten Evangeliſten aus den Eingebornen. Es ſtehen dort über 400 ordinierte und vielleicht 1500 nicht ordinierte eingeborne Arbeiter im ordentlichen Miſſionsdienſte. Viele dieſer Männer, und auch Frauen, haben in dieſem Dienſte ihr Leben gelaſſen. Es giebt viele erbauliche Geſchichten von dem Zeugenmute dieſer jungen Knechte Chriſti, die ich leider heute nicht mehr mitteilen kann, da ich ſo ſchon eure Aufmerkſamkeit etwas lange in Anſpruch genommen. Nur eine aus der allerneuſten Zeit will ich zum Schluß erzählen. Auf Neuguinea waren von der dortigen wilden Bevölkerung im Jahre 1881 einige polyneſiſche Evangeliſten mit Frauen und Kindern, zuſammen 10 Perſonen, ermordet worden. Als die Nachricht von dieſer blutigen That nach Raratonga kam, feierte man gerade das jährliche Miſſionsfeſt. Da ſtand ein junger Mann auf und ſagte: „Einige der unſern ſind in Neuguinea umgebracht worden. Es iſt gut ſo; ſie ſind auf dem Schlachtfelde geſtorben, im Dienſte des Herrn. An ihre Stelle aber müſſen andre treten. Hier bin ich, endet mich für die Toten.“ Und einer von den Überlebenden in

Neuguinea ſchrieb: „Ihr jungen Männer, denkt an unſre Landsleute, die in früheren Jahren von den Kannibalen der Neuhebriden getötet und gefreſſen wurden. Haben ſie umſonſt ihr Leben gelaſſen? Gewiß nicht, denn viele dieſer Inſulaner haben ſeither das Evangelium angenommen. So wird es auch hier gehen.“ In Rajatea (bei Tahiti) haben alle Zöglinge des Miſſionsſeminars ſich freiwillig erboten, nach Neuguinea als Erſatz für die Erſchlagenen zu gehen. Es mußte durchs Los entſchieden werden, wer gehen und wer bleiben ſollte. So reiſten 8 Männer mit ihren Frauen aus Raratonga und Rajatea nach Neuguinea ab. Sie fuhren über Auſtralien. Als ſie in Sydney von den dortigen Freunden Abſchied nahmen, ſprach einer von ihnen: „Wir gehen in ein Land der Finſternis mit dem Lichte des Wortes Gottes. Er kann machen, daß es ſcheint in die Herzen des Volkes von Neuguinea, wie er es in unſre Herzen hat ſcheinen laſſen. Unſer Werk iſt ſchwer, aber Gott kann uns ſchützen und — wir fürchten uns nicht.“

Gott mache auch uns zu ſolchen furchtloſen Zeugen ſeiner Wahrheit.

XIV. Drei Bilder aus der Geſchichte Hawaiis.

1) Der erſte europäiſche Beſuch.

Am 20. Januar des Jahres 1778 herrſchte eine große Aufregung auf der kleinen Inſel Kauai im Hawaii-Archipel, denn ihren Bewohnern bot ſich ein Anblick dar, desgleichen auch die älteſten Männer ſich nicht erinnern konnten, jemals gehabt zu haben. Der bekannte Weltumſegler Cook war in der Nacht mit zwei europäiſchen Schiffen gelandet. „Was iſt das große Ding mit den Äſten?“ fragte beſtürzt und ſtaunend einer den andern. Und die ſich die klügſten dünkten, gaben zur Antwort: „Das iſt ein Wald, der in das Meer gefallen.“ Die Neugier trieb, die fremden Koloſſe genauer in Augenſchein zu nehmen, und auf Befehl der Häuptlinge wurden einige Kanoes (Kanus) bemannt, um ſie gründlich zu unterſuchen. Schnell waren die gewandten Ruderer an die Schiffe gelangt. Schon der Anblick des Eiſens, das ihre Außenſeite bedeckte, erregte ihre größte Bewunderung. Aber wie groß wurde das Staunen erſt, als ſie die Schiffe beſtiegen. „Es ſind Menſchen darauf“, lautete ihr Bericht, „mit weißer Stirn, hellen Augen und gehörnten Köpfen, Menſchen, die eine loſe Haut haben; ſie ſind Vulkane, denn Feuer kommt aus ihrem Munde und ihre Seiten enthalten Beutel, die tief in den Leib hineingehen. Aus dieſen Löchern ziehen ſie, wenn ſie die Hand hineinſtecken, Ahle, Meſſer, Eiſen, Halsbänder, Nägel, kurz alle möglichen Sachen.“

Unter allem, was die Kanaka, wie in ihrer eignen Sprache die Eingebornen ſich nennen, erblickten, reizte das Eiſen, das ſie in ſolcher Menge ſahen, am meiſten ihre Begier. „Ich will hin und Beſitz von dieſer Beute nehmen,“ ſprach ein kühner Krieger, „da Raub für mich das Feld des Unterhaltes iſt.“ Geſagt, gethan. Er ſtieg an Bord und nahm, was ihm gefiel. Doch Englands Söhne feuerten auf ihn und Kapupuu ſtürzte tot zuſammen. Erſchreckt ergriffen darauf die Männer in den Kanus die Flucht und als am Abend gar die Kanonen ihren Mund aufthaten, da galt's den Kanaka für ausgemacht, daß ſich ein Gott auf ihren Inſeln

eingefunden, und daß man gut thun werde, ſich ihm zu unterwerfen.

„Laßt unſern Gott uns nicht bekriegen," rief die Prinzeſſin Kamakaheli, „es wird beſſer ſein, ihn zu verſöhnen, damit er uns gewogen ſei" — dann gab ſie ihre eigne Tochter dem Kapitän zum Weibe! Der nahm ſie an und lebte mit ihr. Dasſelbe thaten die andern Fremden mit den Frauen zu Kauai, die ſich für Eiſen preisgaben. „Danach — ſo heißt es in der Geſchichte des Archipels, welche eingeborne Studenten der chriſtlichen Landesuniverſität Lahainaluna geſchrieben haben — „danach wurden die Frauen von Krankheiten ergriffen und ſpäter wurden auch die Männer von Krankheiten ergriffen und dieſes ſchreckliche Übel wurde in unſerm Hawaii ſehr gewöhnlich. Sünde und Tod das brachten ſie zuerſt in unſer Hawaii; Schmach über die, welche ſolch einen Fluch über uns gebracht."

Man kann es den Eingebornen nicht übelnehmen, wenn ſie ſpäter ſolch ein Urteil gefällt haben über ihre fremden Gäſte, die durch ihren unkeuſchen Verkehr mit der weiblichen Bevölkerung das Ausſterben der Nation weſentlich beſchleunigt haben. Aber die Schuld trifft doch nicht allein die Fremden. Hawaiis Frauen kamen den unkeuſchen Gelüſten derſelben durch unkeuſche Anerbietungen entgegen. Keuſchheit und eheliche Treue waren unbekannte Tugenden im Hawaiireiche und die maßloſeſte Sittenloſigkeit war allgemeine Landesſitte. Neben der Vielweiberei gab es, beſonders in den vornehmen Kreiſen auch Vielmännerei, wie denn der berühmteſte König des Inſelreiches, Kamehameha I. ausdrücklich „der Erbe zweier Väter" genannt wird. Auch Kindermord war ziemlich allgemein geübt.

Nach kurzer Zeit verließ Cook den Archipel, doch ſchon Ende November kehrte er zurück, dieſesmal auf der Inſel Maui landend. Es wütete gerade ein blutiger Krieg in dem kleinen Inſelreiche. Tags vor der Ankunft des britiſchen Seemannes hatte Kalaniopuu, der König von Hawaii, der nach der Alleinherrſchaft über die ſämtlichen 11 Inſeln des Archipels ſtrebte, den König von Maui in einer entſcheidenden Schlacht geſchlagen. Drum ſtand's den Siegern außer allem Zweifel, daß der fremde Kapitän niemand anders ſei als der Kriegsgott Lono, der nach ihrer Götterſage aus Eiferſucht einſt ſeine Frau erſchlagen, und die Inſel dann als ein Halbwahnſinniger verlaſſen hatte, unter dem Verſprechen mit einem

großen Schiffe einſt zurückzukehren. Von da ab führte Cook bei den Kanaka den Namen Lono und man erwies ihm göttliche Ehre vornehmlich auf der Hauptinſel Hawaii, nach der der ganze Archipel den Namen führt, wohin er von Maui aus ſegelte.

Es war gerade eine Woche ſtrengen Tabus, als Cook in der Kealakekua-Bai die Anker warf. Und dieſes Tabu, das zu brechen ſie nie gewagt, wurde unbedenklich verletzt, als Cook ſich nahte. Was kein Menſch vermochte, das ſtand ja in des Gottes Lono Macht: er konnte ungeſtraft den Bann aufheben. Die Inſulaner brachten Schweine, Speiſe, Stoffe des Landes und andre Dinge als Opfergaben und boten ſie dem Kapitän. Die Prieſter näherten ſich ihm mit Fußfällen, warfen ihm einen Scharlachmantel über die Schulter, und indem ſie ihm ihre Opfer zu Füßen legten, hielten ſie lange Gebete an ihn. Darauf wurde er in das Haus der Götter geführt und auf ein Gerüſt geſetzt. Zehn Männer trugen ein Schwein und ein Stück roten Tuchs herbei; in das Tuch wurde er gehüllt und das Schwein geſchlachtet, während die Prieſter Lono Loblieder ſangen. Ohne auch nur den geringſten Verſuch einer Abwehr ſolcher Vergötterung zu machen, ließ der berühmte Entdecker ſich alle dieſe Ehren gefallen. „Man könnte glauben," heißt es in der erwähnten Geſchichte des Archipels, „Gott habe ihn dieſer Sünde wegen und weil er die ehebrecheriſche Krankheit bei uns eingeführt, getötet.

Auf die Wolluſtfeſte und die Annahme göttlicher Ehren folgte bald eine blutige Mordſcene. Hören wir, wie der Bericht der Eingebornen ſie ſchildert. „Am 28. Januar 1779 kehrte König Kalaniopuu von Maui zurück. Um die Frauen zu verhindern aufs Waſſer zu gehen, proklamierte er das Tabu. Die Fremden aber landeten in Maſſen und ergaben ſich den Ausſchweifungen. Kalaniopuu legte Freigebigkeit und Freundlichkeit gegen Lono an den Tag; er ſchenkte ihm Federbüſche und Federmäntel und erwies ihm in der That Anbetung. Am 14. Februar ſegelte Lono ab, aber als er bemerkte, daß einer der Maſten zerbrochen ſei, ſo kehrte er bald zurück. Die Eingebornen ſetzten den Verkehr mit ihm fort, doch war derſelbe weniger häufig und intim als vorher. Die Intriguen der Fremden mit den Frauen hatten lange gedauert und einige derſelben ſchwärmten ſehr für die Gäſte, infolgedeſſen waren die Inſulaner ſehr böſe. Als nun die Inſulauer Oppoſition zu zeigen anfingen, machten die Fremden Gebrauch von ihren Flinten;

dazu nahmen ſie Beſitz von dem Kanu eines Häuptlings und ſchlugen den Beſitzer mit dem Ruder, als er ſich dem Raube widerſetzte. Hierauf fochten ſeine Leute mit erneuter Kraft und fingen an, mit Steinen zu werfen. Aus Rachgier und aus Gier nach Eiſen ſtahl derſelbe Häuptling bald ein Boot vom Schiff. Lono befahl das Boot zu ſuchen und es aufs Schiff zurückzubringen. Das war unmöglich, weil das Boot des Eiſens wegen längſt zerſchlagen war. Lono und ſeine Leute landeten mit Flinten bewaffnet, um ſich des Häuptlings zu bemächtigen. Unterdes feuerten die an Bord Gebliebenen und töteten einen Häuptling. Als das die Leute ſahen, erhoben ſie das Kriegsgeſchrei. Ein Mann näherte ſich zu gleicher Zeit Lono mit einem hölzernen Meſſer in der Hand, dieſer aber feuerte und nun begann der Kampf. Lono zog ſein Schwert und ſchlug einen Häuptling, der ſeinerſeits ihn kräftig packte, nicht um ihn zu töten, ſondern nur um ihn an Feindſeligkeiten zu verhindern. Er teilte die allgemeine Anſicht, daß Lono als ein Gott nicht ſterben könne. Als derſelbe aber im Fallen einen Angſtſchrei ausſtieß, entdeckte der Häuptling, daß er gleichfalls ſterblich ſei. Von dieſem Augenblicke, wo er an Lonos Göttlichkeit nicht mehr glaubte, ſchlug er ihn und Lono ſtarb ſofort. Hierauf feuerten die Fremden, die auf dem Schiff geblieben und viele fanden ihren Tod. Darauf floh Kalaniopuu mit dem Volk und den Häuptlingen ins Innere und ſie nahmen die Leichname von Lono und vier andern getöteten Feinden mit ſich. Auf der Spitze des Abhanges von Kaavaloa brachte Kalaniopuu Lono als Opfer dar, und als die feierlichen Bräuche beendet waren, wurde (wie die Kanaka mit ihren verſtorbenen Häuptlingen es zu machen pflegten) das Fleiſch von den Knochen geſchält und verbrannt; Knochen, Hände und Eingeweide aber bewahrt. Die letzteren wurden indes von einigen Kindern, die ſie für Eingeweide eines Hundes hielten, verzehrt. Ein Teil der Knochen wurde ſpäter an Bord des Schiffes zurückgebracht, die übrigen von den Prieſtern aufbewahrt und verehrt.

Niemand wird behaupten, daß dieſe erſte Begegnung der Kanaka mit europäiſchen Chriſten ein großer Segen für die Inſulaner geweſen. Doch mußte ſie unter der Handleitung des weltregierenden Gottes dazu dienen, die Wege zu bahnen, auf denen ſein Heil zu ihnen gelangte.

Von allen Inſulanern, die Cooks Schiffe beſuchten, hatte keiner

ſo aufmerkſam alles beobachtet, wie ein Jüngling von wildem Ausſehen und großer natürlicher Häßlichkeit. Dieſer Jüngling war der Neffe des damaligen Königs von Hawaii und hieß Kamehameha. Er war lebhaft erfüllt von dem Gefühle der Überlegenheit der Fremden über ſein Volk, und ſo reifte in dem begabten, ehrgeizigen und thatkräftigen jungen Manne der Entſchluß, die Kanaka den Fremden ebenbürtig zu machen. 1782 beſtieg Kamehameha den Thron Kalaniopuus. Von einem amerikaniſchen Schiffe, deſſen Kapitän die ärgſten Grauſamkeiten gegen die Eingebornen ſich erlaubt, wurden zwei Matroſen: Davis und Young, mit Gewalt auf Hawaii feſtgehalten. Der König behandelte dieſe wider ihren Willen feſtgehaltenen Gäſte aufs freundlichſte, bediente ſich ihrer als Lehrer und Ratgeber und machte ſie zu Häuptlingen. Noch größeren Gewinn zog er aus dem Beſuche Vancouvers, eines Begleiters Cooks, durch deſſen Hilfe er allmählich in den Beſitz einer kleinen Flotte und eines geübten Heeres gelangte, mit dem er bis zum Jahre 1801 die ſämtlichen Inſeln des Archipels ſich unterwarf. Auch Gewerbe und Künſte ſuchte Kamehameha in ſeinem Reiche einzuführen und auf alle Weiſe begünſtigte er den Handel. Dabei aber blieb die Nacht und Macht des Heidentums noch ungebrochen. Das Tabu wurde in ſeiner ganzen Strenge aufrecht erhalten und ſelbſt Menſchen den Göttern als Opfer dargebracht. Als Kamehamea 1819 ſtarb, trauerte die ganze Hauptſtadt Honolulu, indem beide Geſchlechter ſich wochenlang jeglicher Bekleidung enthielten. Einige hackten ſich die Finger ab, andre ſchlugen ſich die Vorderzähne aus. Tag und Nacht wurde ein gemeiner Tanz, Hula Hula genannt, getanzt und Unzucht getrieben.

Aber was Kamehameha I. noch nicht gethan, das führte ſein Sohn Liholiho aus, der ihm in der Regierung folgte: er gab dem Götzendienſt den Todesſtoß, indem er öffentlich das Tabu brach, die Tempel und Bilder der Götzen verbrannte und die widerſtrebende heidniſche Partei in blutiger Schlacht beſiegte. Kein tieferes Sehnen der Seele hatte dazu mitgewirkt. Das Joch des Tabu wurde abgeworfen, um von einem drückenden Banne ſich frei zu machen und die Götzen wurden geſtürzt, um ihren Dienſt los zu werden. So war ohne alle chriſtlichen Einflüſſe die Macht des Heidentums gebrochen und Hawaii ein religionsloſer Staat geworden.

Aber zu ſeinem Glücke ſollte es kein religionsloſer Staat

bleiben. Ohne von der ungeahnten Veränderung, die auf dem Inſelreiche vorgegangen, etwas zu wiſſen, waren die Männer ſchon unterwegs, welche das götterloſe Land für den König Jeſus Chriſtus in Beſitz nahmen.

Auf eine höchſt merkwürdige Weiſe waren nämlich die amerikaniſchen Miſſionsfreunde auf Hawaii aufmerkſam geworden. Unter mehreren jungen Inſulanern, die auf Handelsſchiffen in die Vereinigten Staaten gekommen waren, befand ſich auch ein Jüngling Namens Obukia, der eines Tages weinend vor der Thür einer höheren Schule gefunden wurde, weil er ſeinen Wiſſensdurſt nicht ſtillen könne. Chriſtliche Männer ſorgten für ſeine Ausbildung, doch ſtarb Obukia 1818, ehe dieſe vollendet war. Sein Tod erweckte allgemeine Teilnahme und beſchleunigte den ſchon einige Jahre vorher gefaßten Entſchluß, das Evangelium nach Hawaii zu ſenden. In der Miſſionsanſtalt, die Obukia beſucht, befanden ſich noch vier andre junge Hawaiier und mit dieſen wurden im Oktober 1819 von der damals noch jungen amerikaniſchen Miſſionsgeſellſchaft ſieben Männer abgeordnet, um das Wort von der Verſöhnung den Mördern Cooks zu verkünden und zugleich chriſtliche Civiliſation in dem Inſelreiche zu pflanzen. Wie ſtaunten die Ankömmlinge, als ſie bei ihrer Landung 1820 mit der Kunde begrüßt wurden: „die Götter Hawaiis ſind nicht mehr; das Tabu iſt abgeſchafft; die Götzentempel zerſtört.“ So hatte die Hand Gottes ſeinen Boten Bahn gemacht, daß ſie auf ein friſch gepflügtes Ackerfeld den Samen des Evangeliums ſtreuen konnten.

Vom König wurden ſie aufs freundlichſte empfangen. Der Audienzſaal war freilich nur ein dunkles, ſchmutziges Schilfhaus und als die hawaiiſche Majeſtät am Bord des amerikaniſchen Schiffes zum erſten male in Geſellſchaft von weißen Frauen ſpeiſte, beſtand ihre ganze Kleidung in einem ſchmalen Gürtel um die Lenden, einer ſeidenen Schärpe über die Schulter und einer Schnur großer Glasperlen um den Hals. Das war noch 1820 die allgemeine Landesſitte. Kleidung, Wohnung, Hausgerät befand ſich noch in ſehr einfachem Zuſtande. Die ſittliche Ungebundenheit war ſchrankenlos. Der Kindermord verſchlang jährlich viele Opfer. Mehr als die Hälfte aller Neugebornen ſollen damals von ihren eignen Eltern umgebracht worden ſein. Mitleid und Barmherzigkeit ſchienen den Kanaka unbekannte Gefühle zu ſein.

Zum erſtenmale wurde jetzt dem geſunkenen Volke ein chriſt-

liches Familienleben durch die verheirateten Miſſionare vor Augen geſtellt, ein Anſchauungsunterricht, der eine mächtige Predigt war, noch ehe in der Sprache der Eingebornen das Evangelium verkündigt werden konnte. Es fehlte nicht an Verdächtigungen der Miſſionare beſonders ſeitens der Weißen, die von ihrem Einfluſſe eine Beſchränkung ihrer böſen Leidenſchaften fürchteten. Bald wurde aber einigen angeſehenen Inſulanern das Herz aufgethan, daß ſie an den Herrn Jeſum gläubig wurden. Keopulani, die Königin-Mutter empfing auf ihrem Sterbebette 1823 als erſte Frucht der Miſſionsarbeit die Taufe. Sobald das Licht des Evangeliums ihre Seele ein wenig erleuchtet hatte, gab ſie die Erklärung ab: „Ich bin dem Gebrauche von Hawaii gefolgt, indem ich zwei Ehemänner nahm zur Zeit, da unſre Herzen noch dunkel waren. Ich will nun Chriſto folgen und im rechten Wege wandeln. Es iſt unrecht zwei Männer zu haben, deshalb verlange ich nur einen. Hoapili iſt mein Gemahl und in Zukunft ſoll er es allein ſein.“ Auf ihre ausdrückliche Anordnung wurde Keopulani auch auf chriſtliche Weiſe begraben. Ihr Sohn beharrte leider in ſeiner ausſchweifenden Lebensweiſe, doch hinderte er die Thätigkeit der chriſtlichen Lehrer nicht und ſchon 1824 ſtarb er in England, wohin er mit ſeiner Lieblingsgemahlin trotz des Abratens ſeiner Großen gereiſt war. Schneller als auf irgend einer andern Südſeeinſel gewann das Chriſtentum an Boden. Viele Häuptlinge, unter ihnen die beiden Reichsverweſer und das königliche Haus beſuchten den Unterricht der Miſſionare, chriſtliche Reformen wurden eingeführt, Schulen blühten auf, Leſebücher kamen in Gebrauch, und zu Ende des Jahres 1824 konnten bereits 50 Eingeborne als Lehrer angeſtellt werden, 7000 Perſonen hatten leſen gelernt und eine ganze Anzahl befand ſich im Taufunterrichte.

Allein das Heidentum, obgleich ganz und gar ſeiner äußeren Stützen beraubt, ſaß doch noch immer tief im Herzen des Volkes. Der Glaube an die Weſenhaftigkeit der nationalen Götter und die Furcht vor ihrer Rache ängſtete noch viele Gemüter Wie ein drückender Alp lag beſonders die Furcht vor der Göttermutter Pele auf dem Volke und es bedurfte einer That gleich der des Bonifatius, da er die Donarseiche bei Geismar fällte, um dieſen Bann zu brechen. Auf Hawaii war es ein Weib, das dieſe That vollführte.

2. Kapiolanis Gang auf den Kilauea.

Die Insel Hawaii ist eine große vulkanische Masse. Bei einem Flächeninhalt von 220 Quadratmeilen steigt sie vom Meeresufer an stetig empor und bildet einen ungeheuren, aus der Tiefe des Ozeans aufsteigenden Kegel, dessen Inneres ein stets kochender Feuerofen ist. Auf einem der drei höchsten Berge dieser Insel, dem Maunaloa, befindet sich „das größte Wunder des Archipels", der großartigste unter allen thätigen Vulkanen der Erde, der ungeheure Krater des Kilauea. Zwar die benachbarte Insel Maui weist in dem Haleakala einen Vulkan auf, dessen Krater den des Kilauea an Größe wohl dreimal übertrifft. Sein Umfang beträgt nämlich zwölf Stunden und seine Tiefe 2000 Fuß. Aber er ist längst erloschen und seitdem giebt es für den Kilauea keinen Nebenbuhler mehr auf Erden. Sein Krater, der die Gestalt eines Halbmonds bildet, hat einen Umfang von 3—4 Stunden und eine Tiefe von 900 Fuß und in diesem Kessel wogt ohne Unterlaß eine ungeheure brennende Flut, die wallet und siedet und brauset und zischt und ihre kochenden Flammenwogen in feuriger Brandung beständig nach den Wänden hin und herrollt. Rings um den Rand des Kraters und mitten aus dem wallenden Feuersee steigen 52 kegelförmige Inselchen von verschiedener Größe und Gestalt empor, von denen jedes wieder seinen eignen Krater hat. Etwa die Hälfte dieser Krater stoßen fortwährend Säulen von grauem Rauch aus oder Pyramiden von hellleuchtenden Flammen, während die andern Ströme von Lava ausspeien, die als Feuerbäche in die große kochende Masse des Hauptkraters sich ergießen. Besonders wenn die Dunkelheit hereinbricht ist das majestätische Schauspiel von furchtbarer Schönheit. Die schweren Dünste, die meist während des Tages über den Vulkan sich lagern, sind dann verschwunden, der ganze Himmel ist von einem starken Nordlichte gerötet, und auf der bewegten Fläche des hellleuchtenden Feuersees tanzen die zitternden Flammen, bald glänzend in schwefligem Blau, bald in glühendem Rot und werfen ihre zauberischen Lichter auf die dunkeln Seitenwände des Kraters. So ist der Kilauea schon in seiner Ruhe das prachtvoll erhabenste und zugleich schauerlich furchtbarste Schauspiel, das man sich denken kann.

Aber wehe, wenn der Feuerschlund seine glühenden Massen über den Krater hinausschleudert, wenn es zu einem Ausbruch

kommt! Gleich rieſigen Springbrunnen ſteigen dann die Lavaſäulen in die Höhe, die des Hauptkraters bis zu 300 Fuß und ſtürzen wie das weißglühende Metall aus einem Schmelzofen waſſerfallartig und brauſend wie die Meeresbrandung in Zickzacklinien über die hohen Felſen hinab, ſo ſchnell, daß das Auge dem Laufe dieſer Lavaſtröme kaum zu folgen vermag. Meilenweit bildet dann die feurige Maſſe nur eine Kette von Stromſchnellen und Waſſerfällen, die von der Höhe aus wie eine rieſige feurige Schlange erſcheinen, die um die Berge ſich windet und alles, alles verheert, was ihr im Wege liegt, bis ſie entweder ziſchend ins Meer ſich ergießt oder im Laufe erſtarrt.

Was Wunder, wenn die Inſulaner dieſen majeſtätiſchen und verheerenden Feuerſchlund für den Wohnſitz einer mächtigen und furchtbaren Gottheit und als die Wiege der Kinder derſelben betrachteten, wenn das Brüllen, Rollen und Kochen in dem unterirdiſchen Feuerofen ihnen als die Muſik der hier hauſenden Götter galt, die in dem Flackern der Flammen ihre Tänze aufführten, in den ſchwefeligen Fluten ſich badeten und in den Lavaausbrüchen Rache nehmen an den Menſchen, die ihren Zorn auf ſich gezogen! An ihrer Spitze als die ſchrecklichſte ſtand Pele, die Göttermutter. Niemand wagte in den Umkreis des Berges zu kommen, ohne die Pele mit Opfern ſich günſtig geſtimmt zu haben. Der Berg ſelbſt aber war immerwährendes Tabu und daher unnahbar für alle, außer für die Prieſterinnen der Pele.

Denken wir an unſre heidniſchen Vorfahren. Welche Furcht haben ſie vor Wodan und Donar gehabt und wie lange hat dieſe Furcht ſie abgehalten an den lebendigen Gott zu glauben, ja wie lange hat dieſe Furcht ſie noch beſeelt als ſie das Chriſtentum ſchon angenommen hatten! So iſt es auch begreiflich, daß die Kanaka, ſelbſt nachdem das Tabu und der Götterdienſt abgeſchafft war und das Evangelium ungehindert gepredigt werden durfte, in Furcht des Todes Knechte der Göttin Pele blieben. Wallete und ſiedete es doch immerfort in dem furchtbaren Krater und hatte die Prieſterin nicht recht, daß die Rache der erzürnten Göttin die Inſulaner ereilen würde, wenn ſie ihren Dienſt gänzlich verließen? Wodurch anders konnte dieſe knechtiſche abergläubiſche Furcht beſeitigt werden als daß das Tabu gebrochen wurde, welches noch immer auf dem Kilauea lag und daß jemand den Mut hatte, dem Sitze der Göttin ſich zu nahen und zurückkehrte, ohne daß ihm ein Leids geſchehen war?

Wie ſchon bemerkt war es ein Weib, das den Gang wagte. Kapiolani iſt der Name dieſer Heldin, deren Gedächtnis in der Geſchichte Hawaiis nie verlöſchen wird. Sie ſtammte aus königlichem Geblüte und war die Gemahlin eines angeſehenen Mannes unter den Vornehmen des Reiches. Als die Miſſionare ſie 1820 zuerſt erblickten, ſaß ſie auf einem Felſen und ſalbte ihren Körper mit Öl. Damals war ſie eine ſehr abergläubiſche und dem Sinnengenuß ergebene Frau, die auch zwei Männer hatte. 1825 war ſie von den ſehr vorſichtigen Miſſionaren noch nicht getauft, obgleich ſie das Evangelium gern hörte und von Herzen liebte, ihre Doppelehe aufgelöſt und durch ihre anſtändige Kleidung und ihr reinlich und wohnlich eingerichtetes Hausweſen bewieſen hatte, daß das Chriſtentum auch ſeine civiliſierende Macht an ihr auszuüben begonnen. „Wenn ich von Chriſto predigen höre," erklärte ſie ſchon damals, „dann geht mein Geiſt hinaus zu ihm, und wenn ich vom Himmel höre, dann geht mein Geiſt in den Himmel. Er geht und kommt und geht wieder und macht ſo fort." Ein andermal ſagte ſie: „Ich habe zwei Seelen, eine gute und eine böſe. Die eine ſagt, Gott iſt ſehr gut, die liebt Gott und betet zu ihm und liebt Jeſum und liebt die Predigt und die Unterhaltung über göttliche Dinge. Die andre ſagt, es nützt nichts, zu Gott zu beten, in die Kirche zu gehen und den Sonntag zu feiern." Nun, dieſe damals noch nicht getaufte Frau, von der die Miſſionare, als ſie 1841 ſtarb, erklärten, ſie ſei die entſchiedenſte und innerlich gebildetſte Chriſtin auf Hawaii geweſen, beſchloß durch eine tapfre That die abergläubiſche Furcht vor der Pele zu brechen. Ihre ganze Umgebung, auch ihr Gatte, widerſetzte ſich dem kühnen Plane, allein Kapiolani erwiderte: „Komme ich um, ſo mögt ihr an die Pele glauben, aber wenn nicht, ſo müßt ihr euch zum Evangelio bekehren" und machte ſich auf den Weg.

Als die mutige Frau am Fuße des Feuerberges ankam, trat ihr drohend eine Prieſterin der Pele in den Weg, die ſichern Tod in Ausſicht ſtellte, wenn ſie es wage, ohne Sühnopfer das geweihte Gebiet zu betreten. „Wer biſt du?" fragte Kapiolani. „Eine, in der die Göttin wohnt," lautete die Antwort. „So biſt du weiſe und kannſt mich lehren; komm, ſetze dich zu mir." Mit dieſen Worten bot ihr Kapiolani einige Erfriſchungen an, aber die Prieſterin erklärte: „Ich bin ein Gott, ich werde nichts genießen." Dabei hielt ſie in ihrer Hand ein Stückchen Tapa, eine Art Tuch

aus Baſt bereitet, und ſagte: „Das iſt das Palapala (Schrift) der Göttin Pele.“ „So lies es uns doch vor.“ Nach langer Weigerung hielt ſich das Weib das Stück Tuch vor das Geſicht und murmelte einen Strom unverſtändlicher Laute, erklärend, dies ſei die Sprache der Götter. Als ſie geendet, zog Kapiolani eins der neugedruckten chriſtlichen Bücher hervor und ſagte: „Ich habe auch ein Palapala, ſo gut wie du; ich will dir jetzt eine Botſchaft des wahrhaftigen Gottes vorleſen, die ſollſt du auch verſtehen können.“ Als ſie geleſen und das Geleſene auch erklärt, ſenkte die Prieſterin den Kopf und erklärte, die Göttin habe ſie verlaſſen.

Ermutigt durch dieſen erſten Sieg und durch das Eintreffen eines Miſſionars, der von ihrem Unternehmen gehört hatte und ſie begleiten wollte, ſtieg Kapiolani von einer Anzahl Eingeborner gefolgt nun den Berg hinan und eilte direkt dem Rande des Kraters zu. Hier wandte ſie ſich an ihr Gefolge und ſprach in ruhig ernſtem Tone: „Jehovah iſt mein Gott. Er iſt's, der dieſe Feuer angezündet. Ich fürchte mich nicht vor Pele. Wenn der Zorn Peles mir etwas zu leide thut, dann mögt ihr euch vor ihrer Macht fürchten. Wenn ich aber unter dem Schutze Jehovahs bin, auf den mein Vertrauen ſteht, und er mich bewahrt, indem ich Peles Tabu breche, ſo habt ihr Jehovah, den Herrn der Heerſcharen zu fürchten und ihm allein zu dienen. Alle Götter Hawaiis ſind eitel und nichts.“ Dann goß ſie Waſſer in die wallende Glut und ließ die Stimme ihres Lobliedes auf den lebendigen Gott ſich vermiſchen mit dem Toſen und Ziſchen der vulkaniſchen Dämpfe, welche der kochende Krater ausſtieß.

Mit dankerfülltem Herzen kehrte die tapfre Frau unverletzt von dem gefürchteten Götterſitze zurück. Der alte Zauberbann war gebrochen, obgleich auch ſpäter noch je und je eine Prieſterin der Pele dem das Chriſtentum annehmenden Volke mit dem Zorne der Göttin drohte. Aber dieſe Drohungen wirkten nicht mehr. Der Gang der Kapiolani auf den Kilauea hatte aus dem Herzen der Hawaiier die Furcht vertrieben und dadurch dem Evangelio den Eingang weſentlich erleichtert.

Wir überſpringen jetzt einen Zeitraum von faſt einem halben Jahrhundert um uns direkt zu unſerm dritten Bilde zu wenden, dem

3) Fünfzigjährigen Miſſions-Jubiläum auf Hawaii.

Es iſt der 15. Juli des Jahres 1870. Die Hauptſtadt Honolulu, zur Zeit der Ankunft der Miſſionare ein armſeliges Dorf

von elenden Grashütten, jetzt ganz einer europäiſchen Stadt ähnlich, iſt aufs feſtlichſte geſchmückt. Tauſende ſonntäglich gekleideter Menſchen bewegen ſich fröhlich durch die Straßen und ein von Eingebornen geführtes ſtattliches Dampfboot bringt noch der Feſtgäſte viele von außen. Alles eilt nach einem beſtimmten Orte, wo die Menge ſich zu einem Feſtzuge ordnet, der unter dem Geläute der Glocken Schlag 10 Uhr ſich in Bewegung ſetzt. Voran zwei Kompanien eingeborner Soldaten zu Fuß und eine zu Pferd, dann die weltlichen Behörden aus Staat und Stadt und die älteſten der Miſſionare zu Wagen, hierauf wieder zu Fuß die jüngeren amerikaniſchen und eingebornen Geiſtlichen, die Vertreter verſchiedener Vereine, unter andern des Miſſionsvereins, der ſeit lange aus den Inſulanern eigne Miſſionare entſendet hat, und das Perſonal der Landesuniverſität Lahainaluna. Hierauf, beſonders lieblich anzuſchauen, 800 blühende, feſtlich gekleidete Kinder, die Schüler und Schülerinnen der Sonntagsſchulen, durch ihren Geſang die fehlende Muſik erſetzend. Endlich Männer und Frauen aller Stände, die den Zug beſchließen.

Sein Ziel iſt die große, ſteinerne Kirche der Hauptſtadt. Die Kinder nehmen Platz auf den Emporen, die Erwachſenen, über 3000, füllen das Schiff und mehr noch als die geräumige Kirche zu faſſen vermag, müſſen vor den Thüren bleiben. In Begleitung ſeiner Miniſter und der verwitweten Königin Emma tritt jetzt auch der König Kamehameha IV. ein. Da erhebt ſich die Verſammlung und ein Chor begrüßt ihn mit dem Liede: „Heil unſerm König, Heil.“ Dem königlichen Stuhl gegenüber trägt die Empore die in Immergrün ausgeführte Inſchrift: „1820 — Jubiläum 1870“ und darunter den Landeswahlſpruch: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.“ Der König nimmt nun ſeinen Platz zur Rechten der Kanzel, hinter ihm ſein Kabinett und die fremden Geſandten, zu ſeiner Linken die Miſſionare. Wozu aber dieſer große feſtliche Apparat, der ſelbſt das glänzendſte Zeugnis iſt von der großartigen Umänderung, die auf Hawaii ſtattgefunden? *Hawaii feiert das 50jährige Jubiläum ſeiner Evangeliſierung* und giebt durch dieſe Feier laute Antwort, wem es die heilſame Veränderung verdankt, die im Laufe eines halben Jahrhunderts ſtattgefunden hat.

Verweilen wir ein wenig in der feſtlichen Verſammlung. Die Zeugniſſe, die hier abgelegt werden, ſind die beredteſten Schilderungen des Einſt und Jetzt und die *Thatſachen*, auf welche an

LIBRARY OF THE UNION THEOLOGICAL SEMINARY

Ort und Stelle hingewiesen werden durfte, liefern eine herrliche Verteidigung der Mission.

Zuerst spricht der Abgeordnete der amerikanischen Missionsgesellschaft, durch deren Boten die Evangelisierung und Civilisierung des Inselreiches vornehmlich ausgeführt worden ist. „Es scheint die Bestimmung dieser Inselgruppe gewesen zu sein — so lautet etwa seine Ansprache — der Welt eins der merkwürdigsten Exempel von der segenbringenden Macht des Christentums vor Augen zu stellen. Der Zug, der sich soeben durch eure Straßen bewegte und die große Versammlung sind Zeugen seines Sieges. Wir bringen vereint unsre Bitten und unsern Dank dar, wir stimmen Loblieder an und königliche Freigebigkeit im Bunde mit der Güte von Privatpersonen gestaltet diesen Tag zu einem allgemeinen Volksfeste. Die Ehre gebühret dem Evangelio Christi und den edlen Vorkämpfern, die den Samen der christlichen Civilisation hier ausgestreut und gepflegt haben. . . Die Welt meint durch Handel und vom Christentum losgetrennte Civilisation die sittliche und sociale Hebung eines Volkes bewirken zu können. Wir geben dem Evangelio den Vorzug, das die Bildung in seinem Gefolge hat. Was richtete der Handel und die Civilisation der ganzen Welt in Afrika aus, ehe man ihm das Evangelium brachte? Laßt den nächtlichen Schein brennender Dörfer und den Sklavenhandel darauf antworten. Was haben Handel und Civilisation für China gethan? Die Verheerungen des Kriegs und der dem widerstrebenden Volke aufgedrungene Opiumhandel geben davon Zeugnis. Was haben sie all den Eilanden der Südsee anders gebracht als neue Krankheits- und Todeskeime? Welcher Haushalt ist durch sie glücklicher, welches Familienleben reiner, welcher Mann oder welche Frau zu einem edleren Leben gespornt worden?

Wer aber mißt die Umwandlung, welche die Einführung des Christentums im Laufe der letzten 50 Jahre auf dieser eurer Inselgruppe zuwege gebracht hat? Wo sonst hat man je in einem so kurzen Zeitraum einen so großen und segensreichen Wechsel gesehen? Ein heidnisch Volk ist zu einem christlichen geworden. Die Bibel, eine christliche Litteratur, Kirchen und Schulen stehen jedermann offen, Gesetz und Ordnung sind an Stelle launenhafter Willkür getreten. Eine unabhängige Regierung genießt die Achtung und Freundschaft der civilisierten Welt; ein armseliger, mit etlichen dann und wann anlangenden Schiffen geführter Tauschhandel ist zu einem

lebhaften Millionen Dollars in Umtrieb ſetzenden Verkehre geworden; mehr aber als das alles — die auf dieſem Boden gereiften Saatkörner des Chriſtentums ſind bereits von eingebornen Evangeliſten viele Meilen in die Ferne getragen worden auf die Markeſas-Inſeln und nach Mikroneſien und haben dort eine Stätte gefunden.

Und woher dieſe ſchönen Gebäude, von denen in den Straßen der Hauptſtadt eins an das andre ſich reiht und die thalwärts und längs der Küſte ſich hinziehen? Woher alle die Gelegenheit zu lohnenden Unternehmungen und die angenehme Geſelligkeit, die ſo viele Fremde herbeizieht? War es nicht das Chriſtentum, das mit höheren Gedanken und edleren Zwecken kommend, ſeine erneuernde Kraft jedem Zweige menſchlicher Thätigkeit einhauchte, um unſerm materiellen 19. Jahrhundert zu beweiſen, daß der höchſte Fortſchritt einer Nation nicht durch Handel und Civiliſation allein erreicht wird, ſondern nur dadurch, daß ihrem innerſten Weſen ein neuer Lebensquell erſchloſſen wird, der alle ihre Fähigkeiten weckt und ſtärkt?“

Nachdem der Redner all der Männer und Frauen gedacht, deren geduldiger, treuer und mutiger Arbeit nächſt Gott die Feier dieſes Tages zu danken, ſchloß er ſeine Anſprache mit den Worten: „Die Geſchichte des Evangeliums auf dieſen Inſeln iſt in alle Lande ausgegangen und hat das Herz der Chriſtenheit erquickt und ihre Hoffnungen belebt. Sollten wir angeſichts dieſer herrlichen Erinnerungen und der großen Erfolge, mit denen Gott den Dienſt ſeiner Knechte geſegnet hat, nicht geloben, unſrerſeits das Werk unſrer Väter fortzuführen und uns nicht mit noch zuverſichtlicherem Glauben und feſterer Hoffnung der Evangeliſierung der Welt weihen? Hier der Kampf, dort die Krone; hier der Glaube und die Arbeit, dort das ewige Jubeljahr.“

Der Chor ſang jetzt hawaiiſch das Lied: „O Jeruſalem du ſchöne,“ dann nahm der Miniſter des Auswärtigen, Harris, das Wort. Nur eine kurze Stelle aus dem geſchichtlichen Rückblick, den er in ſeiner Rede that, will ich anführen, da ſie als das Urteil eines weltlichen Beamten für manchen vielleicht von größerem Gewicht iſt, als die Rede des Vertreters der Miſſionsgeſellſchaft: „Mit Recht feiert ihr heute die Gründung der chriſtlichen Kirche und die Ankunft der Männer in unſerm Lande, die für euch die Apoſtel des Evangeliums unſers großen Herrn geworden ſind. Ihren Lehren hauptſächlich und der Geſittung, die ſie bei euch einführten zu einer Zeit, da der große Ocean den Nationen noch ein

verhältnismäßig unbekanntes Gebiet war, habt ihr es zu danken, daß ihr heute einen unabhängigen Staat bildet und eine konstitutionelle Regierungsform besitzt. Ohne sie wäret ihr wahrscheinlich, ja sicher in die Lage der Maoris auf Neu-Seeland gekommen." In ähnlicher Weise äußerte sich der amerikanische Gesandte, Pierre, der jetzt das Wort ergriff: „Eine 45jährige Bekanntschaft mit diesem Archipel befähigt mich zu einer wahrheitsgetreuen Vergleichung seines einstigeu und jetzigen Zustandes. Obgleich liebenswürdig und gastfrei und reicher begabt als andre polynesische Völker, waren die Bewohner Hawaiis 1820 doch ein unwissendes, sittenloses Geschlecht. Heute erblicken wir sie auf einer hohen Stufe christlicher Erkenntnis, allgemeiner Bildung, Gesittung und materiellen Wohlstandes. Dieser erfreuliche Fortschritt ist nächst Gott den amerikanischen Missionaren zu danken. Bei einer Veranlassung wie diese darf ich mir wohl erlauben ein persönliches Zeugnis abzulegen von den christlichen Tugenden, dem Eifer, der Hingebung, Umsicht und Treue, die sie in ihrer 50jährigen Wirksamkeit entfaltet haben. Ich bin der festen Überzeugung, daß ohne ihre Unterweisung und ihren Beistand dies Volk längst aufgehört hätte zu existieren."

Diesen Zeuguissen schlossen sich die Reden dreier Eingeborner an, eines Mitgliedes der ersten Kammer, eines der gesetzgebenden Versammlung und eines Missionars, der seit 17 Jahren auf den Markesas-Inseln gearbeitet, welche sämtlich Gott dankten für den durch die Mission Hawaii zu teil gewordenen großen Segen.

Vielleicht werden aber diese angeführten Zeugnisse, obgleich am Orte der That und vor Augenzeugen abgelegt, die sie leicht hätten korrigieren können, dennoch von manchem mit einem gewissen Mißtrauen entgegen genommen, weil sie bei Gelegenheit eines Jubiläums geäußert wurden, wo manchmal die Farben etwas zu stark aufgetragen werden. So hört denn noch die Stimme eines gänzlich unparteiischen Mannes, eines Rechtsgelehrten aus Boston, Namens Dana, der noch dazu der englischen bischöflichen Kirche angehört, eine Stimme, die sich bereits 1860 und zwar in einer Zeitung, in der „New-York Tribune," also vernehmen ließ:

„Es ist nichts Geringes, daß die Missionare der amerikanischen Missionsgesellschaft in weniger als 40 Jahren dies Volk lesen, schreiben, rechnen und nähen lehrten. Sie haben ihm ein Alphabet, eine Grammatik, eine Litteratur gegeben, die Bibel sowie verschiedene erbauliche, belehrende und unterhaltende Schriften in seine

Sprache überſetzt und es dahin gebracht, daß die Zahl derer, die leſen und ſchreiben können, verhältnismäßig größer iſt als die in Neu-England. Die Eingebornen, welche ſie bei ihrer Ankunft als halbnackte Wilde fanden, die in der Brandung und im Sande lebten, ſich von rohen Fiſchen nährten, der Sinnlichkeit ergeben und von despotiſchen Häuptlingen gedrückt waren — dürfen ſie jetzt anſtändig gekleidet, in geordneter Ehe lebend und den Gottesdienſt fleißiger benutzend ſehen als die Maſſe des Volkes in der Heimat. Die ausgezeichnetſten Kanaka nehmen teil an der Leitung der öffentlichen Geſchäfte in der konſtitutionellen Monarchie, unter der ſie leben, ſie haben ihre Sitze auf der Bank der Richter und im geſetzgebenden Körper oder bekleiden Stellen der Lokal-Behörden."

Nachdem der Berichterſtatter weiter die Arbeit der Miſſionare beſonders nach ihrer civiliſatoriſchen Seite eingehend geſchildert, die verſchiedenen Bildungsanſtalten, die ſie ins Leben gerufen, aufgezählt und der hohen Achtung Ausdruck gegeben, die ſie ihm während ſeines zweimonatlichen Aufenthalts auf den Hawaii-Inſeln eingeflößt, nimmt er ſie gegen ungerechte Angriffe in folgender Weiſe in Schutz:

„Unter den Seeleuten, Handelsmännern und Reiſenden haben manche nachteilige Gerüchte über die Miſſionare verbreitet und viele unvollſtändige Nachrichten werden auch von Perſonen heimgebracht, welche nur die halb europäiſierten Hafenſtädte beſuchen, in denen ſich die Eingebornen von ihrer ſchlimmſten Seite zeigen. Ich machte Beſuche bei allen Klaſſen der Bevölkerung, den fremden Kaufleuten, Schiffsherren und Beamten und unter den Eingebornen vom König und einigen Häuptlingen an bis zu den Ärmſten und Geringſten. Ich zog bei allen, Fremden und Einheimiſchen, freundlich und unfreundlich Geſinnten Erkundigungen ein und das Reſultat dieſer Erkundigungen iſt, daß die beſten und mit dem Hergang der Dinge vertrauteſten Leute die Arbeit und den Charakter der Miſſionare in hohen Ehren halten. Solchen, die nur auf ſinnliches Vergnügen, Macht und Gewinn ausgehen, iſt ihr Einfluß freilich zuwider und diejenigen, welche auf der Seite jenes amerikaniſchen Seeoffiziers ſtanden, der die Stadt zu bombardieren drohte, wenn die Behörden nicht das Geſetz zurücknähmen, daß eingeborne Weiber die Schiffe nicht mehr beſuchen dürften — die ſind natürlich Feinde der Miſſion."

Jetzt folgt eine Schilderung der großen ſittlichen Gefahren,

denen durch die Menge der anlandenden Fremden die Kanaka noch immer ausgesetzt sind und die fortgehend die energischste Gegenwirkung seitens aller edlen Elemente fordern, dann schließt der Bericht also:

„Gewiß haben die Missionare die Gesetzgebung des Königreichs beeinflußt und es ist ein Glück, daß sie's gethan. Einfluß von irgend einer Seite her war die Bedingung für die Entwicklung der Eingebornen. Hätten nicht die Missionare unter den fremden Kaufleuten und Handwerkern die Oberhand gewonnen, so hätte eine Handvoll Fremder alles erpreßt und zu Grunde gerichtet. Wie die Dinge jetzt stehen, habe ich nirgends in der Welt so strenge und doch so vernünftige und gut durchgeführte Verordnungen in bezug auf Ausschweifungen gefunden. Die Regierung und die besten Bürger stehen als ein guter Genius zwischen dem Volk und dem Heere seiner Belagerer. Was endlich das Innere der Insel betrifft, so kann ein Reisender auch mit Geld ohne Begleitung die wildesten Gegenden durchwandern. Da ich gerade aus den Gebirgen Kaliforniens kam, war ich mit dem dort so nötigen Gürtel und allem, was dran hängt versehen, aber ich erkannte bald, daß solche Verteidigungsmittel in Hawaii etwas Unerhörtes seien. Dagegen fand ich nicht eine Hütte ohne Bibel und Gesangbuch und die Familienandacht und das Tischgebet ist so allgemein als in Neu-England vor 100 Jahren."

Daß solcher Sieg des Christentums auch in Hawaii nicht ohne Kampf errungen wurde, ist zwischen den Zeilen dieser Zeugnisse deutlich zu lesen. Leider sind es wesentlich die Fremden, d. h. die Namenchristen aus Europa und Amerika gewesen, die als Feinde des Kreuzes Christi den Sieg des Evangeliums aufzuhalten gesucht haben, und leider sind's die Fremden bis auf den heutigen Tag, welche besonders die Einwurzelung der Keuschheit in die Herzen der der Verführung so leicht zugänglichen Insulanerinnen so außerordentlich erschweren. Allein trotz aller offnen wie verdeckten Feindseligkeiten und aller Verführungskünste ist auf den Hawaii-Inseln ein ganzes Volk dem Christentum gewonnen worden. Wir haben hier eine abgeschlossene Mission, die ihre eigentliche Christianisierungsaufgabe vollendet hat. Damit ist keineswegs gesagt, daß jedes einzelne Glied der hawaiischen Kirche ein von Herzen bekehrter Christ ist. Es giebt wie bei uns viel äußerliches Namenchristentum und das Nationallaster der Kanaka, die Unkeuschheit, ist noch keineswegs gänzlich ausgerottet, obgleich sie jetzt für eine Schande gilt

und ſich zu verbergen ſucht. Auch Trunkſucht iſt nicht ungewöhlich. Alſo an Arbeit fehlt es den die Oberleitung führenden amerikaniſchen Miſſionaren und den eingebornen Paſtoren in den organiſierten dortigen Chriſtengemeinden nicht; aber es iſt weſentlich dieſelbe Arbeit, welche die Geiſtlichen bei uns auch zu thun haben: das Chriſtentum immer feſter in die Herzen zu pflanzen, damit es kein bloßer Schein, ſondern Leben ſei, und einen Wandel in der Nachfolge Chriſti herbeizuführen, welcher den Glauben als eine Kraft Gottes zur Heiligung beweiſt.

Gerade in der letzten Zeit haben die Berichte Kunde gebracht von einer Bewegung, welche in weiten Kreiſen unter den hawaiiſchen Chriſten ein friſcheres geiſtliches Leben zu erwecken begonnen hat. Helfen auch wir den dortigen Arbeitern kämpfen durch unſer Gebet, daß dieſe Erweckung dauernde Erfolge habe, und das Evangelium ſeine Siegeskraft auf Hawaii immer herrlicher auch dadurch offenbare, daß es unter denen, welche äußerlich das Evangelium angenommen haben, recht viele zu wirklichen Menſchen Gottes macht, die geſchickt ſind zu jeglichem guten Werk.

XV. Verani; ein Blatt aus der Siegesgeschichte des Evangeliums auf den Witiinseln.

Zu denjenigen evangelischen Missionsgebieten, auf denen das Christentum in unsern Tagen einen besonders in die Augen fallenden Sieg gefeiert hat, gehören die Witiinseln. Diese Inseln, die auf der westlichen Grenze Polynesiens liegen und wegen der schwarzbraunen Hautfarbe ihrer Bewohner von manchen Geographen bereits zu Melanesien gerechnet werden, haben einen Flächeninhalt etwa von der Größe des Königreichs Württemberg; ihr Landgebiet ist also viel bedeutender als das jedes andern polynesischen Archipels. Die Zahl der zur Witigruppe gehörenden Inseln ist ziemlich groß, man rechnet ihrer 225, von denen aber die meisten sehr winzig sind oder aus bloßen Klippen bestehen und deshalb nicht bewohnt werden. Für die Schiffer ist dieses Inselgewirr voll großer Gefahren. Einen recht stattlichen Umfang haben die beiden Hauptinseln Witilewu und Wanualewu. Im Osten der ersteren liegt das kleine Inselchen Mbau, auf welchem der mächtigste Häuptling wohnte, der später König über den ganzen Witiarchipel wurde, und nördlich davon das Inselchen Wiwa, das gleichfalls in der Witi-Geschichte eine bedeutende Rolle spielt. Heut ist Witi eine englische Kolonie.

Wenn man die begeisterten Schilderungen von der Schönheit dieser Inseln liest, so bekommt man ordentlich Reiselust, sie zu besuchen. „Ich kann mir nicht denken," schrieb ein vielgereister deutscher Seemann, „daß unser Herrgott diesseits des Paradieses noch ein schöneres Stücklein Welt seinen armen Menschenkindern gegeben hat." Da sind stattliche Berge, steile Abgründe, wildbrausende Gewässer, dichte Urwälder, liebliche Thäler, fruchtbare Ebenen und zu dem allen das herrlich schöne blaue Meer mit seinen Brandungen und Lagunen, ein tropisches und doch gesundes Klima und ein ewiger Frühling. Hier wächst die Kokospalme und der Brotfruchtbaum, die Banane und die Kastanie, der Orange- und

Muskatnußbaum, Zuckerrohr und Baumwolle, Ananas und Melone, und auch das maleriſche Schlinggewächs und der üppige Blumenflor fehlt nicht.

Auch die Menſchen machen auf den erſten Blick einen angenehmen Eindruck. Zwar früher gab ihnen der ſonderbare Haarputz und das mit weißer, roter oder ſchwarzer Farbe beſchmierte Geſicht ein abſchreckendes Ausſehen. Sonſt ſind die Witier ſchöne, ſchlanke, muskulöſe Geſtalten, im Durchſchnitt größer und kräftiger als die Europäer, mit angenehmen, oft edeln Geſichtszügen. Wenn ſie lebhaft geſtikulieren, lachen und ſcherzen, wenn ihre weißen Zähne und ihre dunkeln Augen blitzen und funkeln, ſo gewähren ſie ein anziehendes Bild von Kraft und Friſche. Auch fehlt es ihnen nicht an einer gewiſſen Höflichkeit und im Verkehr untereinander und mit ihren Häuptlingen wie bei ihren Feſten beobachten ſie die ſtrengſte Etikette. Dazu ſind ſie geſchickt als Schiffsbauer, Holzſchnitzer, Weber, Korbflechter, Töpfer, haben auch ihre beſtimmten nationalen Geſetze. Ihre Tänze tragen einen gewiſſen feierlichen Charakter und es wird bei denſelben meiſt auch der Anſtand gewahrt, wie denn die Witier von den Polyneſiern ſich vorteilhaft dadurch unterſcheiden, daß ſie den fleiſchlichen Ausſchweifungen weit weniger ergeben ſind als dieſe.

Aber dieſe ſelben Menſchen, die ſo gern lachen und ſcherzen, ſind oft in einem Augenblick wie umgewandelt. An die Stelle der heiterſten Laune tritt die wildeſte Wut und dann begehen ſie Unmenſchlichkeiten, die man zu erzählen ſich ſcheut. Bevor das Chriſtentum Wurzel auf den Inſeln ſchlug, war das Hauptgeſchäft der Witier der Krieg und es mag wohl kein Volk auf Erden exiſtieren, welches der Menſchenfreſſerei ſo ergeben iſt, wie die Bewohner dieſer herrlichen Inſeln es waren, bevor ſie Chriſten wurden. Als im Jahre 1835 die erſten evangeliſchen Miſſionare auf Witi landeten, da fanden ſie eine Bevölkerung vor, unter welcher barbariſche Sitten herrſchten, wie ſie ſelbſt bei wilden Stämmen in dieſer Ausdehnung und Häufung nicht oft gefunden werden. Statt indes eine allgemeine Schilderung dieſer Sitten zu geben, will ich die Geſchichte eines Mannes erzählen, der als das Muſter eines echten Witiinſulaners gelten kann, und deſſen Bekehrung zum Chriſtentum am beſten die Schwierigkeiten anſchaulich macht, welche der Miſſion in Witi entgegenſtanden, und zugleich die Größe des Sieges erkennen lehrt, den hier das Evangelium davongetragen.

Im Jahre 1834 landete an der kleinen Insel Wiwa ein französisches Schiff, um mit den Eingebornen Tauschhandel zu treiben. Die Insulaner kamen zahlreich an Bord und es herrschte das beste Einvernehmen zwischen ihnen und dem Kapitän. Besonders ein junger Krieger von schönem Wuchs und königlicher Haltung, der Neffe des Häuptlings Namosimalua von Wiwa und der intime Freund des spätern Königs Thakombau, der auf Mbau die Herrschaft führte, schloß mit ihm intime Freundschaft und brachte ganze Tage in seiner Gemeinschaft zu. Aber die Witihäuptlinge trugen Verlangen nach der wertvollen Ladung des Schiffes und beschlossen, den Kapitän und seine Mannschaft zu ermorden. Der junge Krieger erschien als das geeignetste Werkzeug zur Ausführung dieses verräterischen Planes. Arglos wurde er von seinem weißen Freunde empfangen, als er eines Tages mit einer Schar seiner Landsleute das Schiff besuchte. Da schmetterte er plötzlich mit einem wuchtigen Schlage den nichts ahnenden Kapitän zu Boden und fiel dann mit seinen Begleitern über die Matrosen her, von denen sich nur wenige durch die Flucht retteten. Dann wurde das Schiff geplündert und da die Insulaner es nicht zu lenken verstanden, an den Felsenriffen zerbrochen. Für diesen treulosen Überfall und Mord erntete der junge Krieger großen Ruhm bei seinen Landsleuten und zur Erinnerung daran nannte er sich Werani, d. h. Frankreich.

Wie Werani sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, so war seine ganze Kriegerlaufbahn. Seine Heldenthaten bestanden in kühnen Schurkenstreichen, feigen Verrätereien und treulosen Wortbrüchen. Aber nach den Begriffen der Witiinsulaner galten sie als Tapferkeit.

Im Jahre 1840 brach ein Krieg aus zwischen den Bewohnern zweier Orte auf der Insel Wuna bei Wanualewu. Nach der Gewohnheit der Witier nahmen die übrigen Inseln Partei für den einen oder andern Ort. Zum Schein verbündete sich Werani mit den Gegnern seines Freundes Thakombau, mit dem er vorgab, gänzlich zerfallen zu sein. In Gemeinschaft mit den Feinden Thakombaus zog er dann gegen dessen Krieger in die Schlacht. Voll Vertrauen folgten ihm die Leute. Da gab er plötzlich seinen Soldaten Befehl, sich mit Thakombaus Streitkräften zu verbünden und vernichtete die Schar, der er Freundschaft geheuchelt und Beistand versprochen. Für diesen Verrat erntete Werani neuen Ruhm und Thakombau gab ihm eine seiner Töchter zum Weibe.

Wir müſſen aber auch dieſen Thakombau ein wenig kennen lernen. Höret, wie er zu ſeinem Namen kam. Im Jahre 1831 war eine Verſchwörung gegen ſeinen Vater Tanoa, den „König von Mbau“ ausgebrochen, doch hatte derſelbe durch rechtzeitige Flucht ſein Leben gerettet. Sein Sohn Seru war damals faſt noch ein Knabe, und die Verſchwornen ließen ihn leben, weil er ihnen unſchädlich ſchien. Aber nach ſechs Jahren gelang es Seru, ſich Mbaus wieder zu bemächtigen und die Feinde ſeines Vaters zu beſiegen. Einer der Rädelsführer fiel lebendig in Serus Hände. Der junge Häuptling befahl, ihm die Zunge auszuſchneiden, verzehrte ſie roh und verſpottete den Verſtümmelten, bis er endlich getötet und aufgegeſſen wurde. Zur Feier des Sieges wurden auch die übrigen Gefangenen gebraten und verzehrt. Zur Erinnerung an dieſe That wurde Seru fortan Thakombau genannt, d. h. Mbau iſt zornig.

Solchen Zornes war auch Werani fähig. Einſt wurde eine ſeiner Frauen fälſchlich angeklagt, daß ſie mit einem jungen Manne in ehebrecheriſcher Verbindung ſtehe. Werani ſelbſt glaubte nicht an die Wahrheit dieſer Beſchuldigung, aber er fühlte ſich durch dieſelbe entehrt. Zuerſt entbrannte ſein Zorn gegen das arme Weib, das die Zuſammenkunft der angeblich Schuldigen vermittelt haben ſollte. Ohne weiteres erſchlug er ſie, briet den Leichnam und verzehrte ihn. Dann ſuchte er Rache an dem ganz unſchuldigen jungen Manne zu nehmen, der Schutz im Hauſe eines Miſſionars gefunden und ſchwur, daß er ſein Herz verzehren müſſe. Es wurde ein Mörder gedungen. Dieſer, ein Freund des jungen Mannes, lockte ihn verräteriſcherweiſe aus ſeinem Zufluchtsorte und tötete ihn unverſehens durch einen Keulenſchlag. Aber der Miſſionar bemächtigte ſich des Leichnams und begrub ihn, ſtellte auch eine Wache an das Grab, ſo daß Werani ſeinen Schwur nicht halten konnte.

Werani und Thakombau waren aber keineswegs vor andern Witiern rohe Wilde und grauſame Kannibalen. Ihnen glich das ganze Volk. Die Menſchenfreſſerei war allgemeine Sitte auf den Inſeln. Man verzehrte nicht nur die im Kriege gefallenen und gefangnen Feinde. Männer töteten auch im Zorne ihre Frauen und aßen ihr Fleiſch, und bei feſtlichen Gelegenheiten ließen die Häuptlinge ihre eignen Unterthanen, beſonders gern Frauen und Mädchen, ſchlachten, um die Gäſte mit Menſchenfleiſch zu bewirten. So ließ der König von Mbau einſt vierzig Frauen ſchlachten und braten, um einen vornehmen Beſuch zu ehren. Sollte ein Götzentempel

errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelaſſen werden, ſo wurden Menſchenopfer gebracht und verzehrt. Man hatte beſondere Öfen und Keſſel, die als tabu galten, in denen dieſe unglücklichen Opfer gebraten oder gekocht wurden und beſonders geweihte Gabeln, auf welche man das Fleiſch ſteckte. Durch Trommelſchlag, der einen ganz eigentümlichen Klang und Takt hatte, wurde zu ſolchen Kannibalenfeſten eingeladen. Manche Häuptlinge legten für jeden Menſchen, den ſie verſpeiſt, einen Stein hin als Erinnerungszeichen und ſie prahlten damit, wenn die Zahl dieſer Steine in die hunderte ging.

Später verbarg man dieſe ſchrecklichen Mahlzeiten vor den Miſſionaren, aber im Anfange kam es öfter vor, daß ſie Zeugen derſelben ſein mußten. Nur einen Fall laßt mich erzählen, den einer der Bahnbrecher auf den Witiinſeln aus dem Jahre 1840 berichtet. „Am letzten Montag Nachmittag erfuhr ich, daß mehrere Leichname hierher gebracht werden ſollten. Kaum hatte ich Zeit darüber nachzudenken, als ich bis zum Platz vor unſrer Wohnung die Häuptlinge, die Prieſter und das Volk ſich nahen ſah; ſie legten 11 friſch getötete Körper auf den Boden nieder. Von einer Seite hieß es, daß 2—300 Perſonen ermordet ſeien, von andrer ſprach man nur von 30. Dies Verfahren iſt die Strafe für einen einzigen Mord, welcher dem Häuptling Gelegenheit verſchaffte, ſeinem Volke ein Feſt zu geben. Der Leichnam eines Häuptlings wurde beiſeite gelegt und für den Gott Ndengei beſtimmt. Ich ſah, wie er in Stücke geſchnitten, auf glühende Kohlen geworfen und ſo zu dem kannibaliſchen Gott von Somoſomo geſchickt wurde. Das Gefühl empört ſich beim Anblick der Unſchicklichkeit, mit welcher ſie dieſe armen verſtümmelten Reſte behandeln. Um ihre Leichname zu der Kohlenglut zu bringen, in der ſie gebraten werden ſollen, ſchleppen ſie ſie auf dem Boden hin; der erſte hat einen Strick um den Hals geſchlungen und die andern ſind durch Hände und Füße an dieſem erſten Leichnam befeſtigt.“ Die Öfen, in denen das ſchreckliche Mahl bereitet wurde, waren nahe dem Hauſe der Miſſionare und ſie verſchloſſen ſorgfältig die Fenſteröffnungen, um wenigſtens ihren Frauen den Anblick der blutigen Zurüſtungen zu erſparen. Dieſe Vorgänge ſiud empörend und erregen das Herz mit Ekel. Ich ginge lieber mit Stillſchweigen darüber hinweg, aber ich darf ſolche Scenen nicht ganz verſchweigen, weil ihr ſonſt keinen Einblick in die Zuſtände erhalten würdet, wie ſie damals auf Witi

herrſchten. Wo ſie konnten, traten die Miſſionare natürlich gegen dieſe Greuel auf, meiſt mit Gefahr des eignen Lebens, aber beſonders im Anfange war ihr Einſchreiten oft ohne Erfolg. Daß ſie unter wilden Menſchen dieſer Art keine leichte Stellung hatten und viel Mut und Ausdauer brauchten, um bei dem häufigen Anblicke ſo widerwärtiger Scenen ihren Poſten zu behaupten und ihr Werk fortzutreiben, liegt auf der Hand.

Doch kehren wir zu Werani zurück. Sollte wohl ein ſo verräteriſcher und grauſamer Krieger, deſſen Herz unter der Herrſchaft der rohſten Leidenſchaften ſtand und der religiöſen Empfindungen ganz unzugänglich erſchien, für das Chriſtentum gewonnen werden können? Bei den Menſchen erſcheint das als eine Unmöglichkeit; aber bei Gott ſind alle Dinge möglich. Freilich im Anfange war nicht die geringſte Ausſicht vorhanden, daß dieſer Starke eine Beute des Evangelii werden könnte. Mit ſeinem Freunde Thakombau gehörte Werani zu den entſchiedenſten Gegnern der Miſſionare. Er war nicht nur entſchloſſen, ſelbſt bei ſeinem heidniſchen Leben zu bleiben, ſondern auch jeden ſeiner Landsleute an der Annahme des Chriſtentums zu verhindern. Aber es giebt einen Stachel, gegen den ſchon mancher ſchnaubende Saulus vergeblich gelöckt hat. Während Thakombau es durchſetzte, daß in Mbau niemand die neue Religion annahm, fanden die Miſſionare in Wiwa, der Heimat Weranis, je länger deſto mehr Eingang. Unter den erſten, welchen der Herr das Herz aufthat, war Watea, die junge Gemahlin des alten Häuptlings Namoſimalua, des Onkels Weranis, eine Frau, die ſich in ihrer Ehe wenig glücklich fühlte. Mit großem Mut bekannte dieſe Lydia ihren Heiland offen auch vor den gegen das Evangelium feindſeligſten Menſchen. Als eines Tages ihr Verwandter, der wilde Thakombau Wiwa beſuchte, ſtellte ſie ſich unerſchrocken vor ihn hin und ſagte: „Ich weiß wohl, o Herr, daß es einer Frau ausdrücklich verboten iſt, einem Häuptling deines Ranges zu nahen und ihn anzureden, ohne dazu aufgefordert zu ſein. Aber, o Herr, meine Liebe zu dir, dem Haupt unſres Volkes, iſt ſo groß, daß ich mich gezwungen fühle, diesmal die Regeln der Etikette zu verletzen. Ich muß dir ſagen, daß wenn du nicht deinen Sünden entſagſt, und nicht dem alleinigen wahren Gott dienſt, du in die Hölle gehen wirſt. Gott iſt ſchon lange ſehr zornig auf dich wegen deiner Sünden und deiner Unbußfertigkeit, aber er will dir vergeben, wenn du ſie bereuſt und an den Heiland

Jeſum Chriſtum glaubſt. Glaube mir, mein Herr, die Witigötter ſind falſche Götter, Lügengötter, und können nichts für dich thun.“ Dieſe kühne Rede hatte zwar nicht zur Folge, daß Thakombau jetzt ſchon das Chriſtentum annahm, aber ſie machte doch ſolchen Eindruck auf ihn, daß er davon abſtand, mit den Chriſten in Wiwa Streit anzufangen, wozu er eigentlich gekommen war. Das war ſchon ein großer Erfolg. Kurz vorher hatte die leibliche Schweſter Thakombaus ſich zu ſeinen Füßen geworfen und um Gnade für ihren Gatten gefleht, der ſeinen Zorn gereizt; es war vergebens geweſen: der Bruder hatte ihren Mann vor ihren Augen erwürgt.

Nun, dieſe junge Watea trug viel dazu bei, daß das Chriſtentum zunächſt auf Wiwa feſten Fuß faßte, und unter ihrem Einfluſſe bekannte ſich auch ihr Gatte zu demſelben. Es war freilich mit der Bekehrung Namoſimaluas nicht weit her. Obgleich er äußerlich dem Heidentum entſagt, dem Scheine nach auch ſeine Frauen bis auf Watea entlaſſen hatte, hielt er doch an vielen heidniſchen Gebräuchen feſt und bereitete den Miſſionaren manche ſchwere Stunde, ſo daß er niemals als volles Kirchenglied hat aufgenommen werden können. Aber zunächſt hatte die Annahme des Chriſtentums ſeitens dieſes mächtigen und klugen Häuptlings doch die Folge, daß das Wort Gottes unverboten auf Wiwa durfte gepredigt werden.

Eine wunderbare Macht im Reiche Gottes iſt das Gebet. Erſt im Himmel wird es offenbar werden, wie viele Feinde des Evangeliums durch das Gebet der Gläubigen herumgeholt worden ſind. Auch für Werani wurde viel gebetet. Der Miſſionar in Wiwa nahm an dem ſtattlichen Manne vom Anfange an ein beſonderes Intereſſe, und die Neigung, die ſein liebewarmes Herz gerade zu dieſem wilden Krieger faßte, wurde ihm Antrieb, denſelben zum Gegenſtande ſeiner beſondern Fürbitte zu machen. Und wie das dann ſtets geht, wenn man für einen einzelnen beſtimmten Menſchen herzliche Fürbitte thut: er ſah dieſen Feind des Evangelii immer mehr mit den Augen der Erbarmung an, er ging ihm nach und benutzte jede Gelegenheit, ihm ein freundliches, gutes Wort zu ſagen. Es dauerte nicht lange, ſo floh Werani den Miſſionar nicht mehr, je öfter er mit ihm zuſammenkam, deſto mehr wuchs ſeine Achtung vor dieſem weißen Manne und deſto lieber hörte er ihn. Durch die vertraulichen Unterredungen, die beide miteinander hatten, ſchwanden allmählich die Vorurteile des wilden Kriegers

gegen das Evangelium. In seinem Gewissen fings an zu dämmern und je überzeugter er wurde von den Irrtümern des Heidentums, desto mehr wuchs sein Verlangen, die Wahrheiten des Christentums kennen zu lernen. Werani lernte lesen und begann einige christliche Gebräuche anzunehmen, z. B. das Tischgebet. Als er eines Tages etliche Leute essen sah, rief er ihnen zu: „Warum danksaget ihr nicht? Ihr macht es wie die Schweine, welche essen ohne Gott für ihre Nahrung zu danken." Um diese Zeit erklärte er einem europäischen Schiffskapitän: „Ein wenig bin ich Christ; aber ich nehme mir vor, allmählich ein großer und guter Christ zu werden."

Dennoch wagte er noch nicht, dem Heidentum zu entsagen, besonders weil er fürchtete, seinen Freund Thakombau zu beleidigen, der in seinem trotzigen Widerstande gegen das Christentum beharrte. Nach wie vor unterstützte er denselben in seinen kriegerischen Unternehmungen, aber seine Kraft war nicht mehr die alte; die frühere rohe Leidenschaft, die ihn den Feinden so gefürchtet machte, schien gebrochen zu sein. Auch bei den wilden Festen seines Volkes fühlte er sich nicht mehr wohl. Erst war sich Werani selbst über diese Veränderung noch wenig klar, aber durch die Erleuchtung des göttlichen Geistes und die fortgehenden Belehrungen des ihn nicht aus den Augen verlierenden Missionars erkannte er je länger desto deutlicher, daß sie das notwendige Ergebnis seiner wachsenden christlichen Überzeugungen sei. Oft zog er sich in ein einsames Gehölz zurück und wagte es, auf die Knie zu fallen und zu Gott zu beten, wie er es bei den Christen gesehen hatte. Mit immer größerem Widerwillen folgte er dem Freunde auf seinen Kriegszügen, bis ihm endlich die Last zu schwer wurde und er Thakombau offen erklären mußte, er könne diesen innern Zwiespalt nicht mehr ertragen, sondern müsse ein Christ werden. Noch einmal schob er dem Freunde zuliebe die Ausführung dieses Entschlusses auf; als er aber am Sonntag vor dem Osterfeste 1845 hörte, daß den folgenden Freitag das Andenken an den Tod des Erlösers gefeiert werde, da rief er aus: „das wird auch der Tag sein, an welchem ich Christ werde." Von Anfang an hatte ihn die Erzählung von dem Opfertode Christi besonders ergriffen, darum wollte er gerade am Karfreitage getauft sein. Und Werani hielt Wort. Staunend sah die kleine Gemeinde den gefürchteten Krieger, dessen Hände vom Blute vieler unschuldig Gemordeten befleckt waren, sich wie ein Kind vor Gott niederwerfen und hörte, wie

er dem Heidentum und ſeinen Gebräuchen entſagte und den Glauben an den dreieinigen Gott bekannte.

Die Bekehrung Weranis war weder plötzlich noch auf eine ſtürmiſche Weiſe zuſtande gekommen, auch dürfen wir uns nicht denken, daß dieſelbe mit einem Schlage einen exemplariſchen Chriſten aus ihm gemacht hätte. Dennoch war eine Veränderung mit dem einſt ſo wilden, räuberiſchen, rachſüchtigen, verräteriſchen Manne vorgegangen, die man ohne alle Übertreibung als eine Verwandlung der Finſternis in Licht bezeichnen darf.

Die erſte Probe mußte der junge Chriſt beſtehen, als Thakombau ihm die Freundſchaft kündigte und ihm die bisherigen Mittel ſeines Unterhalts entzog. „Ich brauche keine Reichtümer," ließ ihm Werani ſagen; „ich ziehe es vor keine zu beſitzen und in den Himmel einzugehen als reich an Gütern in die Hölle zu kommen. Die Erde iſt des Herrn. Wenn er es für gut findet, wird er es mir an nichts fehlen laſſen. Wenn ich Hunger leide, ſo wird mich der Tod bald von allem erlöſen und im Himmel wird mich nie mehr hungern." Als Thakombau den alten Freund tadelte, daß er nicht wenigſtens ſeine Bekehrung noch etwas hinausgeſchoben habe, gab Werani zur Antwort: „Ich habe deinetwegen ſehr lange gewartet und auch jetzt, da ich ein Chriſt geworden, werde ich mit meinen Leuten gern überall hingehen, wo es gilt, dein Recht zu verteidigen. Aber ich fürchtete den allmächtigen Gott, fürchtete das hölliſche Feuer, darum durfte ich nicht länger zögern." Zahlreiche Botſchaften wurden geſandt, bald Verſprechungen gemacht, bald Drohungen angewandt, um Werani zurückzuführen. Alles vergebens. Dieſe Standhaftigkeit brachte auch Thakombau zum Nachdenken. Man erwartete, er werde den Widerſpenſtigen mit dem Tode beſtrafen, aber er erklärte: „Habe ich es euch nicht geſagt, daß wir Werani nicht zur Umkehr bewegen werden? Er iſt ein Mann feſten Herzens. Ehe er uns verließ, war er uns völlig ergeben; jetzt, da er ein Chriſt iſt, wird er nicht weniger entſchieden ſein." — Einen Monat nach ſeiner Bekehrung traf Werani mit Thakombau auf einem europäiſchen Handelsſchiffe zuſammen und erzählte dem alten Freunde ſeine religiöſen Erfahrungen und ſagte ihm, daß die Chriſten allen ſeinen gerechten Befehlen Folge leiſten würden, ihn aber nicht mehr in ſeinen ungerechten und grauſamen Kriegen unterſtützen könnten. Spöttiſch erwiderte Thakombau:

„Sehr gut, bleibe zu Hauſe und lerne dein Buch.“ Und Werani ertrug ruhig auch dieſen Spott.

Bald fand ſich eine neue Gelegenheit, ſeine chriſtliche Entſchiedenheit zu beweiſen. Ein hoher Häuptling, der Weranis Schweſter als ſein vornehmſtes Weib geheiratet hatte, war ſamt ſeinem Vater verräteriſch ermordet worden. Nach der Landesſitte kam es Werani zu, den Mord zu rächen. Aber der früher zu blutiger Rache ſo leidenſchaftlich erhobene Arm regte ſich nicht mehr, weil der Mann von glühendem und wildem Zorn ein Chriſt geworden war. Auch einer andern heidniſchen Unſitte trat Werani in dieſem Falle tapfer gegenüber. Auf den Witiinſeln war es nämlich allgemeiner Gebrauch, daß, wenn einer von den zahlreichen Häuptlingen ſtarb, ſeine Frauen ihm im Tode folgen mußten. Tauſende haben auf dieſe Weiſe ihr Leben verloren. Und ſo groß war die Macht dieſes mörderiſchen Gebrauchs, daß er zum guten Ton geworden und die Frauen ſelbſt auf ihre Ermordung beſtanden; manche Witwe, die man verſchonen wollte, nahm ſich mit eigner Hand das Leben. Nach dem Tode des Mannes badeten und räucherten ſich die Witwen, legten ihre ſchönſten Kleider an und banden ſich dann den Strick um den Hals, mit welchem die Verwandten des Verſtorbenen, ſeine Brüder, oft ſogar die eignen Söhne, ſie erdroſſelten. Mehr als einmal hatten die Miſſionare Zeugen ſolcher ſchrecklichen Scenen ſein müſſen, und es war ihnen ſelten gelungen, die unglücklichen Opfer vom Tode zu erretten, ehe das Evangelium ihre Herzen von der ſündlichen Grauſamkeit dieſes Gebrauchs überzeugt hatte, der eben im heidniſchen Aberglauben wurzelte. Werani war keinen Augenblick im Zweifel, was er thun ſollte. Als ſeine verwitwete Schweſter und die andern Weiber der beiden ermordeten Häuptlinge ihn umringten und in ihrer leidenſchaftlichen Trauer forderten, daß er ſie erdroſſeln möchte, da erwiderte er feſt: „Ehemals habe ich das bereitwillig gethan; aber jetzt bin ich ein Chriſt und meine Totenarbeit iſt zu Ende.“ Und dann zu ſeiner Schweſter gewendet, fuhr er fort: „Laß dich nicht töten, du kannſt deinem Manne dadurch nicht nützen; lebe lieber und bereue deine Sünden, damit wenn du ſtirbſt, du in den Himmel kommſt.“ Die Schweſter beklagte ſich über ihren ſchlechten Bruder und rief mit Bitterkeit aus: „Geh, du biſt mein Bruder, aber du liebſt mich nicht. Ich werde genötigt ſein, vor Hunger zu ſterben.“ Auch dieſer Vorwurf erſchütterte Weranis Entſchluß nicht;

er hatte mit dem Heidentum gebrochen und verwarf mit Abſcheu deſſen Grauſamkeiten.

Wie alle vornehmen Witier hatte auch Werani eine ganze Anzahl Frauen. Die Vielweiberei iſt aber ein böſer Krebsſchaden im Leben der heidniſchen Nationen und ſelbſtverſtändlich darf ſie in der chriſtlichen Gemeinde nicht geduldet werden. Und dieſe Unduldſamkeit gegen die Vielweiberei iſt die Klippe, an welcher der Übertritt zum Chriſtentum beſonders bei manchem Häuptling ſcheitert. Sie haben viele Weiber genommen, darum können ſie nicht kommen. Was that Werani? Aus freien Stücken entſchloß er ſich, mit ſeiner vornehmſten Frau eine chriſtliche Ehe zu ſchließen und die andern zu entlaſſen. Man tadelte ihn darüber heftig und riet ihm, doch wenigſtens die übrigen Frauen als Mägde zu behalten. Allein ſie ſprachen zu einem Manne, deſſen Herz die Täuſchung haßte und die Verſuchung fürchtete. „Ihr ſeid vom Teufel," ſagte er zu ſeinen Ratgebern. „Wenn meine Frau die Arbeit nicht allein verrichten kann, ſo werde ich ihr helfen; ich werde Holz und Nahrungsmittel herbeiſchaffen; aber ich will nicht fortfahren, wider Gott zu ſündigen." Als ein chriſtlicher Gatte lebte Werani fortan mit dieſer einen Frau in herzlicher Eintracht und Frieden, er hielt Hausandacht in ſeinem Hauſe und wurde ſeinen Landsleuten ein Vorbild ehelicher und häuslicher Tugend.

Ich habe abſichtlich geſchwiegen von den mancherlei Zeugniſſen, welche die Miſſionare über ſeinen innern Herzenszuſtand ablegen. Der Herr ſieht das Herz an, wir ſehen nur, was vor Augen iſt und ich denke, die Thaten, die ich berichtet, veranſchaulichen die Lebensänderung, die mit Werani vorgegangen, beſſer als viele fromme Worte, von denen vielleicht jemand ſagen könnte, ſie ſeien doch nur angelernt. In unſern Augen erſcheint dieſe Lebensänderung vielleicht als nicht allzu bedeutend; und in der That, zunächſt beſteht ſie auch nur in der Aufgabe der rohen heidniſchen Sitten, in welchen Werani aufgewachſen war. Aber wer da weiß, was für eine Macht die väterliche Sitte iſt und wie ſchwer es hält, zumal abergläubiſche, durch rohe leidenſchaftliche Wildheit geknechtete Heiden aus dieſer Macht zu befreien, der muß ſchon in der Losſagung von den unſittlichen Gebräuchen eines tiefgeſunkenen Heidentums einen Sieg des Chriſtentums erkennen, der einen Thatbeweis von der rettenden Kraft des Evangelii ablegt. Gewiß hatte der chriſtgewordene Werani noch kein vollkommen gereinigtes

und durchgeheiligtes, aber er hatte ein erneuertes Herz, denn ohne daß eine Änderung in seiner Gesinnung vorgegangen, wäre es nimmermehr zu einer Änderung seines Lebens gekommen.

Von dieser doppelten Änderung legte ein andres Ereignis bald weiteres Zeugnis ab. Mehrere Monate nach seiner Bekehrung rüstete er zur allgemeinen Verwunderung sein großes Kriegsschiff aus. Unternahm etwa der Christ Werani wieder einen Rachezug? Aber siehe, nicht die wilden Krieger besteigen das Fahrzeug, die so oft auf ihm Tod und Zerstörung nach andern Inseln getragen, sondern der Missionar, der eine Reise antreten will, um die Botschaft des Lebens und des Friedens weiterhin durch den Witiarchipel zu tragen. Mit dem Kriegführen war es bei Werani vorbei, aber müßig wollte er nicht sein; er wünschte jetzt etwas für Jesum zu thun, nachdem er sein bisheriges Leben im schrecklichsten Sündendienste zugebracht. So bot er sich dem Missionar als Fährmann und Gehilfe an und in diesem Berufe blieb er unermüdlich thätig bis an sein Ende. Je tiefer er selbst das Christentum erfaßte, desto mächtiger wurde sein Zeugentrieb. Ohne zu einem Prediger des Evangeliums durch Schulunterricht ausgebildet zu sein, konnte er es nicht lassen zu reden, von dem, was er selbst erfahren. Manchmal leitete er später auch den Gottesdienst der Gemeinde und was er sagte, machte großen Eindruck. War doch schon die bloße Erscheinung des früheren Kannibalen, der jetzt als ein Zeuge Christi auftrat, eine gewaltige Predigt.

„Siehe er betet" — mit diesen wenigen Worten überzeugt der Herr den zweifelnden Ananias von der Echtheit der Bekehrung des Saulus. Auch von Werani konnte man sagen: „Siehe er betet." Zwar was er im verborgenen mit seinem Gott geredet hat, das entzieht sich unsrer Kenntnis. Aber ob ein Mensch beten kann, das merkt man auch an den Gebeten, die er in öffentlichen großen oder kleinen Versammlungen spricht. Es ist uns das eine und andre der Gebete Weranis aufbewahrt und ihr mögt selbst urteilen, ob der Berichterstatter zuviel gesagt hat, wenn er schreibt: „Es lag eine außerordentliche Kraft in seinen Bitten, man fühlte an ihnen das feste und ruhige Vertrauen des Glaubens." Vielleicht findet ihr das folgende Gebet etwas zu wortreich, aber ich will es ganz so mitteilen, wie meine Quelle es giebt, damit ihr einen Einblick auch in das innere Leben des Mannes bekommt und ich denke, es soll euch auch ein wenig Erbauung gewähren. Das Gebet

lautet alſo: „O Herr, unſer Gott! O Gott, unſer Vater, deſſen Wohnung im Himmel iſt! wir ſtehen vor Dir, um einen Gottesdienſt zu halten. Wir ſtellen uns nicht aus uns ſelbſt vor Dich, wir kommen nicht auf unſre eigne Gerechtigkeit, damit Du auf uns merkeſt; wir bringen Dir Jeſum dar, und in ſeinem Namen weihen wir Dir unſern Gottesdienſt. Du biſt Gott, wir wiſſen, daß Du Gott biſt! Wir kommen zu Dir, den wir vormals nicht kannten. Damals dienten wir Göttern, die keine Götter ſind; aber wir ſind müde geworden, auf ſie zu vertrauen. O Herr, wahrer Gott! erbarme dich unſer! Wir ſind gekommen, Dich anzubeten, aber es wird uns nicht helfen, wenn Du nicht da biſt. Wir ſind in Deinem Hauſe, aber es iſt nicht mehr Dein Haus, wenn Du nicht darin biſt. Höre unſer Schreien, Herr; ſei mit uns und hilf uns. Wir nahen uns zu Dir, nahe Dich zu uns und ſegne uns in dieſem Gottesdienſt. O Jehovah, erhöre uns um der Liebe willen Deines Sohnes, den Du uns gegeben haſt, damit wir durch ihn auch Deine Kinder werden können! O, erhöre unſer Gebet, daß der Gottloſe ſich bekehre von ſeinem Wege und der Unbußfertige Buße thue und zu Chriſto komme und ſelig werde! Wir ſind von Dir gekommen, und unſer Verlangen iſt, zu Dir zurückzukehren. Wir wollen da eingehen, wo Chriſtus eingegangen iſt, und bei Dir ſein. O heiliger Geiſt! komm hernieder auf uns und bereite unſre Herzen für dieſen Ort. Sage uns, daß unſre Namen geſchrieben ſind im Buche des Lebens; um dieſe Gewißheit bitten wir Dich nicht nur für die Zukunft, laß es uns jetzt ſo klar und gewiß ſein, wie das Gefühl, daß wir leben. O ſage uns, daß wir durch Jeſum Chriſt erlöſet ſind. Sei mit allen Verſammlungen, an welchem Ort ſie ſein mögen, hilf ihnen, daß ſie den Gottesdienſt würdig halten, daß ſie Dich im Geiſt und nicht bloß äußerlich anbeten. O Herr, höre unſer Rufen und ſei mit Deinem Werk; es iſt Dein Werk, das wir treiben, aber wir können es nicht treiben, wenn Du uns mit Deiner Hilfe nicht nahe biſt. Habe lieb Dein Volk, welches Dir zu Füßen liegt; ſegne die Häuptlinge, die Frauen, die Greiſe und die Kinder, ſegne ſie und laß ſie errettet werden. Segne die Chriſten in Lakemba, in Moala, in Kandawu, in Mbau, in Nakorotumbu, in Nakiraki und in Nandi; ſei mit Lazarus und mit den Einwohnern von Ndama und mit denen, die hier wohnen. Segne Ra Ezéchias, gieb ihm Deinen Geiſt, leite ihn auf ſeinen Wegen, hilf ihm loszukommen

von ſeiner alten eignen Kraft, auf welche er vertraut und laß ihn ſich ſtützen allein auf Deine Kraft, die wir nicht kannten, bis wir den Namen Jeſus kennen lernten. O Herr, ſegne Dein Volk in Wiwa, und wenn heute jemand in Mbau Dein Evangelium predigt, ſo gehe Du ſelbſt mit ihm und laß die Worte ſeines Mundes den Häuptlingen in Mbau nützlich ſein. Wir bitten Dich auch für unſre Prediger, ſie ſehen viel Böſes in unſerm Leben in Witi; ſie leiden oft und ſind körperlich ſchwach, und wir können ihnen nichts bieten, das ſie ſtärken könnte. Wir können nur für ſie beten. O Herr Jeſu, höre die Bitten, die wir für ſie an Dich richten. Herr Williams iſt ſchwach, ſtärke ihn und gieb ihm ein langes Leben, und mache, daß unſer Land gut für ihn iſt. Segne ſeine Frau und ſeine Kinder und laß Deinen Geiſt immer bei ihnen ſein, um ihren Geiſt zu tröſten! Solches ſind unſre Bitten; o erhöre ſie. Erhöre ſie um Jeſu Liebe willen. O erhöre ſie zum Heile von Witi! Habe Witi lieb! Wenn unſer Geiſt an Witi denkt, iſt er ſehr betrübt; denn die Männer und Frauen von Witi ſind Dein Volk, und ſie ſind erdroſſelt, ermordet und zerſtört. O erbarme Dich Witis! Schone Deine Diener aus Liebe zu Witi, damit ſie Dein Wort der Wahrheit dieſem Volke predigen können. O heiliger Geiſt, erleuchte die finſteren Herzen und leite ſie zur Buße. Bringe uns in Bewegung, damit wir nicht ſo unnütz ſind wie bisher, ſondern jetzt und künftig ſo leben, um Dein Reich auszubreiten, daß es ſich über das ganze Witi erſtrecke. Erhöre uns um der Liebe Jeſu Chriſti willen, deſſen Opfer Du angenommen haſt an unſrer Statt. Amen."

„Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben" — ſo ermahnt der erhöhete Heiland alle, die an ihn gläubig geworden ſind. Und dieſe Ermahnung thut ſehr not wie bei uns ſo auch bei den jungen Heidenchriſten, denn ob der Geiſt auch willig iſt, ſo iſt das Fleiſch doch ſchwach und es iſt mancher gefallen, der geſtanden hat. So iſt es z. B. mit der einſt ſo mutigen Watea gegangen. Sie that ſpäter einen großen Fall. Zwar fand ſie Buße; aber ihre Untreue wirft doch einen dunkeln Schatten auf ihr Chriſtenleben. Erſt die Ausdauer iſt die Bewährung des Glaubens. Weranis Glaube zeigte dieſe Bewährung. Thakombau hatte ſeinen Freund richtig beurteilt: „er war ein Mann feſten Herzens" und blieb es bis an ſeinen Tod. Hat uns ſein Leben, Zeugen, Beten den Beweis geliefert, daß das

Evangelium einen neuen Menſchen aus ihm gemacht, ſo drückt ſein Tod unter dieſes Zeugnis das Siegel.

Thakombau beharrte noch immer in ſeinem Widerſtande gegen das Chriſtentum. Erſt beim Tode ſeines Vaters hatte er wieder trotz aller Gegenvorſtellungen ſeitens der Chriſten eine Reihe der Frauen desſelben erdroſſelt und bei der feierlichen Übernahme der Oberhäuptlingswürde eine große Anzahl Menſchen getötet und ein kannibaliſches Feſteſſen veranſtaltet. Bald darauf aber kamen für ihn Tage des Unglücks. Mehrere ſeiner kriegeriſchen Unternehmungen ſchlugen fehl und der angeſehene Häuptling von Lewuka, auf der Inſel Owalau, ſchüttelte das Joch ſeiner Herrſchaft von ſich ab. In dieſer Bedrängnis bedurfte Thakombau eines treuen Freundes, welcher ſein Leben aufs Spiel ſetzte, um die wilden Bergbewohner der Inſel Owalau für ihn als Bundesgenoſſen zu gewinnen. Seine Wahl fiel auf Werani. Wohl hatte ſich dieſer geweigert, dem alten Freund in ſeinen ungerechten Kriegen beizuſtehen, aber er hatte jede Gelegenheit benutzt, durch ſeine Vermittlung Frieden zu ſtiften, Grauſamkeiten zu verhindern und den Beweis zu liefern, daß er auch als Chriſt zu jedem guten Dienſte ſeinem König hold und gewärtig ſei. Die ihm übertragene Vermittlung erkannte Werani als einen ſolchen guten Dienſt und ſo erklärte er, obſchon ihn Thakombau oft genug ungerecht behandelt und ſeine chriſtlichen Freunde ihn abzuhalten verſucht, ſeine Bereitwilligkeit zu gehen. Er verhehlte ſich die Gefahren nicht, welchen er ſich ausſetzte und trübe Ahnungen erfüllten ſeine Seele, als er Abſchied nahm. Er beſtellte ſein Haus und ermahnte inſonderheit ſeinen Bruder, ſeine Bekehrung nicht länger hinauszuſchieben. Als der Miſſionar noch mit ihm betete, weinte er und verließ ihn mit den Worten: „die Zeit meines Abſcheidens iſt vielleicht gekommen.“ Aber er war glücklich in dem Gedanken, ſeinem König und ſeinem Vaterlande einen guten Dienſt zu thun.

Glücklich gelangte er nach Owalau und zu dem Gebirgsſtamme, den er für Thakombau gewinnen ſollte. Man nahm ihn freundlich auf und alles verſprach einen günſtigen Ausgang. Allein Werani hatte es mit Menſchen zu thun, die denſelben Verrat gegen ihn übten, den er früher als Heide ſo oft ſelbſt geübt. Der Häuptling von Lewuka hatte den Bergbewohnern große Geſchenke verſprochen, wenn ſie Werani töten würden und ſie wollten ſich die Geſchenke verdienen. Als dieſer am folgenden Morgen mit

seinen Leuten an einem Götzentempel vorbeiging, wurde auf sie geschossen und ein Mann stürzte mit erhobener Keule auf Werani los. Der einstige tapfre Krieger entwaffnete seinen Angreifer, aber da er nicht Blut vergießen wollte, warf er die Waffe auf die Erde. Der andre nahm sie wieder auf, verfolgte Werani und tötete ihn jetzt durch einen Keulenschlag. Das gleiche Schicksal traf seine Gefährten, von denen nur ein einziger entfloh. Die Leichname wurden gebraten und verzehrt, aber der Weranis wurde nach Lewuka ausgeliefert und christlich beerdigt, nachdem es dem Missionar von Wiwa gelungen war, ihn von dem Häuptling zu erhalten.

So endete der Mann, der früher selbst so viel Menschenblut vergossen, durch Mörderhand. Acht Jahre lang hatte er nach seiner Bekehrung in unwandelbarer Treue unter vielen Kämpfen seinem Heiland gedient und den Beweis geliefert, daß das Evangelium aus einem wilden Kannibalen ihn in einen sanftmütigen Jünger Jesu verwandelt. Auf Thakombau machte der Tod des alten Freundes, der ihm noch sterbend einen Beweis seiner Pflichttreue und seiner Aufopferung gegeben, einen tiefen Eindruck. Es dauerte nicht mehr lange, so entsagte auch dieser trotzige Feind des Evangeliums dem Heidentum, und zu diesem Entschlusse hatte der Eindruck nicht wenig beigetragen, den das Leben und der Tod Weranis in seiner Seele zurückgelassen.

Weranis Bekehrung ist nur ein Blatt aus der Siegesgeschichte der Mission auf den Witiinseln. Allmählich hat fast die ganze Bevölkerung das Christentum angenommen. Thakombaus Ehrgeiz und der wilde Charakter der Witier verschuldeten es, daß es dabei leider nicht ohne Kämpfe abgegangen und durch diese Kämpfe mancher Schatten auf das dortige Bekehrungswerk gefallen ist. Es war ein gewaltiger Streit des Lichts mit der Finsternis, den hier das Evangelium zu führen hatte. Und wie es in der Natur geht, daß die Nebel, die auf dem Gefilde liegen, wohl stundenlang steigen und fallen, bis sie endlich vor der Macht der Sonne verschwinden, so wogen sie auch auf und ab in den Heidenländern, über welchen die Sonne des Evangeliums eben aufzugehen beginnt. Jetzt, nach 50jähriger Missionsarbeit, ist auf Witi dieser Kampf entschieden. Kirchen und Schulen sind ausgebreitet über sämtliche bewohnte Inseln des Archipels. Eingeborne sind Prediger und Lehrer der mehr als hunderttausend Insulaner, die sich zum Christentum bekennen. Die heilige Schrift ist in ihre

Sprache überſetzt und in vielen tauſenden von Exemplaren verbreitet. Friede und Sicherheit des Eigentums und Lebens herrſchen überall. Der Kannibalismus iſt verſchwunden, keine Witwe wird mehr erdroſſelt, kein Kranker und Alter mehr getötet oder lebendig begraben. Die Vielweiberei hat der chriſtlichen Ehe Platz gemacht und in den Häuſern wird faſt überall Hausandacht gehalten. Große Strecken fruchtbaren Landes, welche ſonſt wild und wüſte lagen, werden bebaut und Handel und Induſtrie hat mit jedem Jahrzehnt zugenommen. Das iſt doch wahrlich ein großartiger Umſchwung; und wenn das Chriſtentum der Witier auch ſonſt noch ſo viel Schwachheit und Äußerlichkeit an ſich tragen mag, ſo dürfen wir doch angeſichts dieſer in die Augen fallenden und ganz unleugbaren Thatſachen ſagen: die Miſſion hat unter ihnen einen herrlichen Sieg davongetragen. Ehre ſei Gott in der Höhe. Amen.

XVI. Wie es heute auf Witi ſteht.

Daß auf den an Naturſchönheiten ſo reichen Witiinſeln noch vor wenigen Jahrzehnten dichte Finſternis und Todesſchatten lag, davon haben wir uns in der letzten Miſſionsſtunde hinlänglich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Heute führe ich euch nun noch einmal auf dieſe in der Miſſionsgeſchichte der Gegenwart ſo bedeutungsvollen Inſeln, und zwar um euch zu zeigen, wie es jetzt dort ausſieht. Ich thue das aus zwei Gründen. Zuerſt möchte ich durch die Gegenüberſtellung des Sonſt und Jetzt den Erfolg, welchen hier die Miſſion gehabt, euch recht anſchaulich vor die Augen malen, und dann euch einen richtigen Begriff zu geben ſuchen von dem Zuſtande, in welchem ſich ein Volk befindet, bei dem die Finſternis des Heidentums eben erſt vor dem Lichte des Evangeliums zu weichen begonnen hat. Es giebt unter den Chriſten der Heimat nicht wenige, welche den Miſſionserfolg unterſchätzen und für dieſe thut es not, dieſen Erfolg ſo viel als möglich herauszuſtreichen; und wiederum fehlt es unter den Miſſionsfreunden nicht an lieben Leuten, welche den Miſſionserfolg überſchätzen, indem ſie die jungen Heidenchriſten idealiſieren, und für dieſe thut es not, daß ſie die Dinge kennen lernen, wie ſie in der nüchternen Wirklichkeit ſind.

Wie ich ſchon neulich angedeutet, iſt heute Witi eine engliſche Kolonie. Der chriſtlich gewordene König Thakombau konnte ſich nämlich vor der gemeinen Erpreſſung gewiſſenloſer weißer Kaufleute und Seefahrer nicht anders retten, als daß er den Engländern zuerſt die Oberhoheit und dann, als ihm auch die weißen Koloniſten zu viel zu ſchaffen machten, ganz und gar die Herrſchaft über ſein Reich antrug. Nach einigem Zögern nahm England die Inſeln in Beſitz und bis jetzt hat es ein mildes und weiſes Regiment über die Eingebornen geführt. Der erſte Gouverneur, Sir A. Gordon, hatte ein Herz für die Inſulaner und ließ es ſich angelegen ſein, durch fleißige Reiſen ſich auch eine genaue Kenntnis der vorhandenen Zuſtände zu verſchaffen. Bei einem Beſuche in

England 1879 bat ihn die Wesleyanische Missionsgesellschaft, die auf Witi die Missionsarbeit vornehmlich gethan hat, doch auf ihrem Jahresfeste ein Zeugnis abzulegen von dem, was er selbst gesehen und gehört und der hochgestellte Herr ging freundlich auf diesen Wunsch ein. Er soll der erste Zeuge sein, den ich heute zu euch reden lasse.

„Mein Zeugnis von dem Werke — so etwa sagte er —, dessen Gedeihen ich im stillen Ocean beobachtet habe, ist vielleicht nicht von großer Wichtigkeit; aber es ist das Urteil eines Mannes, der kein Glied der Wesleyanischen Gemeinschaft ist, und in einem sehr wechselvollen Leben hinreichend Gelegenheit hatte, Beobachtungen zu machen, die ihn in den Stand setzen, sich einigermaßen ein Urteil zu bilden von dem, was ihm vor Augen lag; es ist das Zeugnis eines Mannes, dessen amtliche Stellung ihn am sichersten bekannt machte mit allem, was gegen die Mission vorgebracht werden kann. Nun, meiner Meinung nach kann man nicht in zu hohen Worten und in zu großen Ausdrücken von den wunderbaren Erfolgen sprechen, welche der Wesleyanischen Mission im stillen Ocean zu danken sind. Wer nur einigermaßen mit der Geschichte der Wesleyanischen Mission bekannt ist, kennt auch die Zustände, welche noch vor einem Menschenalter auf Witi herrschten: beständiger Krieg unter den Stämmen, Menschenfresserei, Kinder- und Witwenmord und sonstige Übel und Schändlichkeiten, die allgemein im Schwange gingen. Was ist jetzt der Zustand des Landes? Von einer Bevölkerung von etwa 120 000 Seelen sind über 102 000 regelmäßige Besucher der Wesleyanischen Gotteshäuser, und von den übrigen 18 000 sind die meisten Mitglieder anderer christlicher Kirchen. Einige wenige alte Leute, welche sich nicht offen zum Christentum bekannt haben, können nicht in Betracht kommen, wenn man von den Witiern als von einem Volke spricht. Die Witier sind jetzt ein christliches Volk. Kleinere und untergeordnete Predigtplätze nicht gerechnet, sind ungefähr 800 Kirchen gebaut worden. Freilich mögen manche Leute sagen, eine solche Bekehrung zum Christentume sei oft nur eine äußerliche. Solche Darstellungen muß ich aus eigener Überzeugung entschieden zurückweisen. Ohne Zweifel giebt es unter einer so großen Zahl von Christen oberflächliche und unklare, und jedenfalls solche, die vieles anders auffassen als wir; aber im großen und ganzen bin ich dessen vollkommen gewiß, daß Leben und Gesinnung Tausender

von christlichen Grundsätzen geleitet und regiert wird und daß die christliche Lehre einen wirklichen und offenbaren Einfluß auf ihr Leben und Thun ausübt.

„Von 61 ordinierten Predigern auf jenen Inseln sind über 50 Eingeborene, und beinahe alle anderen, auch die Schullehrer, an Zahl wohl gegen 3000, sind ebenfalls Eingeborne. Ich versäumte nie eine Gelegenheit, eine Kirche der Eingebornen zu besuchen und einen eingebornen Prediger zu hören. Oft habe ich einen solchen nach der Predigt um sein Manuskript gebeten. Die meisten von ihnen predigen nach geschriebenen Notizen, die sie gemacht, obwohl sie nicht die ganze Predigt niederschreiben. Auf diese Weise habe ich mir eine ganze Bibliothek witianischer Theologie angelegt, und ich kann versichern, daß es zum größten Teile auch eine recht gute Theologie ist. Denn die Predigten zeugen nicht bloß von dem Verständnis der christlichen Lehre, sondern von eigener lebendiger Überzeugung und dem Wunsche, auch andere zu überzeugen. Manchen von ihnen habe ich mit Vergnügen, und wie ich glaube, nicht ohne Nutzen zugehört. Einen muß ich hier besonders anführen, den eingebornen Prediger Joel Bulu. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich je einen Prediger, einen englischen oder fremden, gehört habe, der mehr von Herzen und zu Herzen sprach. Der Friede und die Seligkeit des Glaubens, die er selbst erlangt hatte, mußte durch seinen heiligen Ernst seinen Zuhörern zum Bewußtsein kommen. Man hatte ihm gegenüber das bestimmte Gefühl, er stehe vor Gottes Angesicht, das er nun für immer schauen darf.

„Vor etwa drei (jetzt zehn) Jahren vereinten sich die Überreste des Kannibalismus und des Heidentums auf Witi zu einem letzten blutigen Ausbruch, infolgedessen viele christliche Dorfbewohner ermordet und gefressen wurden. Selbstverständlich mußte dieser Ausbruch unterdrückt werden, was auch rasch und gründlich gelang. Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, daß die Streitkräfte zur Unterdrückung des Aufstandes aus christlichen Witiern bestanden. Aber welch ein Unterschied zeigte sich in der Aufführung derselben gegenüber alle dem, was man früher von der Aufführung der Witier zu Kriegszeiten gehört hatte! Sie hatten kaum einen weißen Offizier, und niemand hätte sie von Ausschreitungen abhalten können; zudem wurden sie so vielfach an ihre früheren üblen Gewohnheiten erinnert: und doch war das Betragen jener

Krieger ein ſolches, daß die Mannſchaften mancher civiliſierten Macht es ſich gar wohl zum Vorbild nehmen dürften! Nachdem die rebelliſchen Truppen niedergeworfen waren, beſetzten unſere Truppen eine Stadt, Watula, an der Seite eines Berges. Dort traf ich mit dem Kommandierenden zuſammen, um mit ihm nach dem Kampfe die Regierung jenes Diſtrikts zu organiſieren. Der Sonntag kam, und ſiehe, auf dem öffentlichen Platze der Stadt hatte die 800 Mann ſtarke Beſatzung Gottesdienſt. Es war dies ein ergreifender Gottesdienſt. Es war ein prächtiger Tag mit herrlichem tropiſchem Sonnenſcheine. Die Stadt liegt etwa 2000 Fuß über dem Meer, eine herrliche Ausſicht bot ſich uns dar über Hügel und Thäler vor uns und auf die hohen Berge hinter uns. Es war ein überwältigender Moment, als die 800 Stimmen anfingen zum Preiſe des Herrn Jeſu ein Lied zu ſingen, und das in einer Stadt, die bis dahin der Sitz von Menſchenfreſſern geweſen, und wo noch vor kaum 14 Tagen Leute aus unſerer Mannſchaft aufgefreſſen worden waren. Der Feldprediger nahm ſeinen Text aus dem 13. Kapitel des Briefes an die Hebräer und behandelte ſeinen Gegenſtand gerade in der Weiſe, wie irgend ein tüchtiger Volksredner bei uns es thun würde. Mit großem Intereſſe hörte ich zu. Zuletzt ſagte er, indem er die Verſammelten überſchaute: „Aber haben wir nötig, zu dieſen alten Beiſpielen zurückzugehen, um Zeugniſſe für die Wahrheit zu finden? Was iſt das für ein Ort, wo wir verſammelt ſind? Iſt es nicht derſelbe Platz, auf dem Männer ihren Glauben durch den Tod beſiegelt haben? Iſt es nicht der nämliche Platz, auf dem vor kurzem Menſchen gefreſſen wurden? Sind nicht dieſe Öfen mit ihren Körpern gefüllt worden? Hängen nicht ihre Gebeine auf dieſen Bäumen? Sind das nicht Zeugen? Aber nun iſt ein anderer Tag gekommen. Dieſe Thäler um uns her waren voll Finſternis und Sünde. Diebſtahl, Mord und Wolluſt und alle Übel haben darin geherrſcht; aber nun iſt ein anderer Tag angebrochen.“ Und er breitete ſeine Hände aus gegen das wundervolle Panorama, auf das wir niederblickten, gegen Hügel, Ebenen und Flüſſe, und fuhr fort: „Nun iſt die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen und ſcheinet in die dunklen Örter, und die Zeit iſt da, wo die Berge werden den Frieden bringen und die Hügel die Gerechtigkeit.“

„Ein Ding darf ich dabei nicht vergeſſen, das mehr und deutlicher ſpricht, als ganze Bände es vermöchten. Ich war in

hunderten von Witi-Häuſern, aber ich habe keines gefunden, in dem nicht morgens und abends Familiengottesdienſt gehalten wurde.

„In Bezug auf die weltlichen Erfolge der Miſſion kann ich ſagen, daß dieſelben mir eben ſo groß und befriedigend erſcheinen, als diejenigen des religiöſen Lebens. Von größter Wichtigkeit dabei iſt der öffentliche Unterricht. Viel iſt auf dieſem Wege ſchon gethan worden. Es beſtehen auf Witi etwa 1500 Schulen; in beinahe jedem Dorf iſt eine. Nicht überall ſind dieſelben gleich weit vorgeſchritten und der Unterricht in einigen iſt noch ſehr dürftig; aber an manchen Orten iſt derſelbe auch gründlich und gut. Die Elementarfächer, Leſen und Schreiben, und in den meiſten Schulen auch Rechnen, werden gelehrt. Neben dieſen Volksſchulen beſtehen in den verſchiedenen Provinzen höhere Bildungs-Inſtitute, wo Leute zum Predigtamte herangebildet werden und wo auch andere ſich ausbilden laſſen; außerdem beſteht in Navuloa eine Art Univerſität, wo eine höhere Bildung denjenigen erteilt wird, die ſich zur Ordination vorbereiten. Angehörige der beſten Familien genießen hier ihre Ausbildung, ohne daß nachher gerade alle ins Predigtamt eintreten.“

Nach dieſem allgemein gehaltenen Zeugnis, das aber als das Urteil eines Gouverneurs der Witiinſeln und eines zur engliſchen Staatskirche gehörigen Mannes, ſehr ins Gewicht fällt, will ich euch nun mehrere ins einzelne und kleine gehende anſchauliche Bilder vorführen, die euch recht klar erkennen laſſen, wie es in den dortigen jungen heidenchriſtlichen Gemeinden zugeht. Ich entnehme dieſe Bilder den Schilderungen von Augenzeugen und zwar zunächſt dem Berichte eines Mannes, der nur im Tone des Spottes oder des Grimmes über religiöſe Dinge zu reden pflegt und voll bitteru Haſſes gegeu die Miſſionare iſt, die er nur „Mucker“, „ſcheinheilige Reverends“ und dergl. zu titulieren liebt, eines deutſchen Arztes, der ſich jetzt als Afrikareiſender einen Namen gemacht hat (Buchner). Bei einem ſolchen Zeugen kann alſo von einem günſtigen Vorurteil für die Miſſion keine Rede ſein. Aber der Mann beſitzt eine gute Beobachtungsgabe und verſteht lebendig zu ſchildern, was er geſehen hat. Laſſen wir uns von ihm zuerſt einen ſonntäglichen Gottesdienſt beſchreiben, dem er in einem kleinen Witidorfe beiwohnte. Das Kirchlein, in welchem derſelbe ſtattfand, war ſehr einfacher Art und unterſchied ſich wenig von den gewöhnlichen Hütten der Dorfbewohner. Sonſt ſind in

der Regel die Kirchen höher und sorgfältiger gebaut und mit weißem Kalk beworfen: der Fußboden ist mit Gras gepolstert und mit Matten belegt. Die Giebelbalken, welche das Grasdach tragen und nach vorn und hinten einen Meter hervorragen, sind mit festgebundenen Muscheln verziert, auch hängen von ihnen an Stricken aufgereihte Muscheln wie Guirlanden herab. Glocken giebt es nicht. Ihre Stelle vertreten kurze backtrogähnlich ausgehöhlte Baumstämme, „Lali" genannt, die durch Klöppel an den Kanten angeschlagen werden. Die Kirche war, wie immer, zahlreich besucht. Auch der Häuptling war gegenwärtig, „eine Achtung gebietende malerische Erscheinung. Ein würdiger Greis von hoher Statur, den Oberkörper mit einem feinen europäischen Hemd, die Hüften mit einem lang hinabhängenden Stück Tapa (landesüblichem Tuch) bekleidet. Barfuß und unbedeckten kahlen Hauptes erinnerte er an etwas dunkel gehaltene Apostelfiguren in den Heiligenbildern. Ein weißer Vollbart umrahmte das ernste strenge Gesicht und ein asthmatischer Husten, an dem er litt, gaben diesem einen schmerzlichen Ausdruck." Nur der Häuptling saß in einer Art Schaukelstuhl, alle andern nahmen Platz auf dem Boden, links die weiblichen, rechts die männlichen Personen, sämtlich in frischgewaschenen weißen oder bunten Sulus, d. h. mit einem klafterlangen Stück Baumwollenzeug angethan, das um die Hüften geschlungen wird und bis über die Knie hinabreicht; die Weiber und Mädchen trugen auch noch den sogenannten Pinafore, eine Art Jäckchen, das die Brust bedeckt. Der Prediger, der Häuptling und die meisten alten Männer allein hatten unter dem Sulu ein wohlgeglättetes europäisches Hemd. Alle sahen sehr reinlich aus. Mit einem von dem Prediger sehr ausdrucksvoll gesprochenen Gebet begann die Feier. Während derselben warfen sich alle auf die Knie. Dies Knien war sehr eigentümlich. Man könnte fast sagen, sie knieten auf allen vieren, denn auch die Hände berührten den Boden, ebenso beinahe der Kopf, der immer fast an die Füße des Vordermannes anstieß. „Die dunkle Gemeinde, die seltsame, demütige Stellung, in der sie insgesamt auf dem Boden lag, die leidenschaftliche Stimme des Predigers und sein eindringliches heftiges Flehen, die fremdartigen, wohlklingenden und kraftvollen Laute", von denen er freilich nur wenig Worte verstehen konnte, „bezauberten" unsern Berichterstatter ganz eigentümlich. Die Erwachsenen beteten äußerst andächtig mit, nur die liebe Jugend verhielt sich nicht ganz ruhig

und mußte von einem Kirchendiener mit einem dünnen Drahtstäbchen in Ordnung gehalten werden.

Nach Beendigung des Gebets stand der Prediger auf und auch die Gemeinde erhob sich in sitzende Stellung und begann einen wohlklingenden Gesang. Dann folgte die Predigt, deren Inhalt unserm Gewährsmanne natürlich wieder unverständlich blieb. „Aber der leidenschaftliche und doch wundervolle Vortrag des Predigers, der tiefe Wohlklang seiner Stimme, die Kraft der vokalreichen, melodischen Sprache erbaute" ihn, der wohl lange keine Kirche besucht hatte, „mehr als alle in der Muttersprache genossenen Kanzelreden seiner Schulzeit" und „der Gottesdienst hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seine Gedanken noch lebhaft beschäftigte," als er auf dem Boote zurückfuhr. Mich dünkt, dieses Geständnis eines ganz ungläubigen Mannes ist ein lautredenderes Zeugnis für die einfältige Frömmigkeit der jungen Witichristen als mancher umständliche und erbaulich gehaltene Bericht eines Missionars.

Vielleicht ist es das Ergebnis der unter der Macht dieses Eindrucks stattgehabten Nachdenklichkeit, wenn der missionsfeindliche deutsche Arzt diesem Berichte unmittelbar hinzufügt: „Ich bin weit entfernt, ein Freund der Mucker zu sein. Mir ist keine Sorte von Europäern unsympathischer, als jene scheinheiligen Reverends mit ihren weißen Halsbinden und himmlisch verklärten Gesichtern, denen man in der Südsee so oft begegnet . . . Dennoch bin ich überzeugt, daß die Missionare große Verdienste um die Wohlfahrt der Eingebornen sich erworben haben. Despotie und Kannibalismus, gegenseitige Furcht, Unsicherheit des Lebens und Eigentums, ein Kriegszustand aller gegen alle lag ehemals schwer auf der Bevölkerung. Jetzt, in der christlichen Zeit, ist Friede und Ordnung bei ihr eingekehrt. Wenn man auch nicht alles buchstäblich zu glauben braucht, was in den Berichten der Missionare steht, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Zustände der Witier in der vorchristlichen Zeit schlimm genug waren und daß ihre Christianisierung einen höchst erfreulichen Fortschritt herbeigeführt hat. Und wenn die Muckerei sie glücklicher macht, warum sollte die Muckerei schlecht und zu tadeln sein?" Also glücklicher sind die Witier geworden, seitdem die Mission sie zu Christen gemacht hat, und wenn ein so erklärter Religionsspötter, wie unser Berichterstatter, auch das Christentum als Muckerei behandelt, so verliert

das Zeugnis, welches er fast wider Willen für den Segen der Mission ablegt, dadurch nicht das geringste von seinem Gewicht. Im Gegenteil: ein solcher „Saul unter den Propheten" ist ein doppelt willkommener Zeuge. So kann es uns auch nicht beirren, wenn er spöttisch bemerkt, daß es unter den Witiern wahre „Prachtexemplare von Betschwestern" und „braunen Muckern" gebe; daß ein Insulaner, der bei einem keineswegs frommen deutschen Naturforscher im Dienste gestanden, „stets die Bibel unterm Arm mit ihm in den Busch gegangen, um während der Ruhepausen darin zu lesen;" und daß für die Insulaner es „keine größere Sünde gebe, als am Sabbath irgend etwas zu thun, was einer Arbeit ähnlich sieht." Denn wenn wir diese Sprache ihres spöttischen Tones entkleiden, so sagt sie doch nichts anderes, als daß es unter den Witichristen beider Geschlechter Leute giebt, welchen der Gebetsumgang mit Gott ein Bedürfnis und eine Freude ist, die, auch wenn sie nicht von dem Missionar gesehen werden, aus innerem Triebe in der heiligen Schrift forschen, und daß der Sonntag ganz allgemein geheiligt wird.

Ganz ähnlich wie der deutsche Arzt beschreibt uns den Sonntagsgottesdienst eine vornehme englische Dame, welche gelegentlich eines Besuchs auf den Witiinseln den Superintendenten der dortigen Mission mit seiner Frau auf einer Visitationsreise in das Innere der Insel Witilewu begleitete. Nur fügt sie noch einen Zug hinzu, der zur Vervollständigung des Gemäldes nicht ohne Interesse ist. In Begleitung der Reisenden befanden sich nämlich sechs stämmige junge Leute, welche sämtlich Zöglinge des Missionsseminars in Mbau waren und als Ruderer dienten. „Diese Jünglinge gingen am Sonntag morgen schon mit Tagesanbruch, in blendend weiße Hemden statt in den sonst üblichen grünen Blätterschmuck gehüllt, nach verschiedenen Richtungen aus, zum Teil über die Berge bis in entlegene Dörfer, um dort zu predigen und erst mit dem Grauen der Nacht wieder zurückzukehren. Einige von ihnen stammten aus dieser Gegend und hatten in den blutigen Kriegen, welche noch vor wenig Jahren hier wüteten, ihre Eltern und andere Angehörigen verloren. Einer von ihnen hatte den Rang eines Häuptlings, was man daran erkennen konnte, daß seine Landsleute, jedesmal wenn er gegessen hatte, ehrfurchtsvoll mit den Händen klatschten. Dieser zeigte uns die Stelle, wo sein Vater unter den Keulenschlägen der Feinde gefallen war, und den Ort,

wo er ſelbſt ihn begraben und zehn Nächte lang bewacht hatte, damit die Feinde ihn nicht ausgraben und verſpeiſen möchten. So ſah es hier noch vor wenigen Jahren aus. Oft ſchien es einem faſt unglaublich, wenn von all dieſen Greuel- und Gewaltthaten die Rede war, daß eben die Leute, welche uns jetzt ſo herzlich in ihren Dörfern willkommen hießen, das alles ſollten verübt haben. Und doch war es ſo. Einſt nichts als Blutvergießen, Rache und Krieg und jetzt volle Schulen und Kirchen ſowie die größte Freude über den Beſuch des Miſſionars."

Auf ihrer Reiſe hatte die Dame auch Gelegenheit, in einem kleinen, noch nicht lange chriſtlich gewordenen Dorfe eine Art Miſſionsfeſt mitzufeiern. Charakteriſtiſcher als die Reden, die bei dieſer Feſtlichkeit gehalten wurden, ſind für uns die Miſſionsbeiträge, welche entweder in Geld oder hauptſächlich in allerlei Bodenerzeugniſſen von nah und fern herbeigebracht wurden, und das Singen und Tanzen der Feſtgäſte, welches ſich anſchloß und die Feier zu einem wirklichen Volksfeſte machte. Bekanntlich lernen die jungen Chriſtengemeinden auf allen Südſeeinſeln frühe, für die Unterhaltung der eingebornen Prediger und Lehrer wie für den Bau ihrer Kirchen und Schulen ſelbſt zu ſorgen und auch für die Ausbreitung des Chriſtentums unter ihren heidniſchen Landsleuten Beiträge aufzubringen. Meiſt beſtehen dieſe Beiträge in Naturallieferungen, die dann durch die Miſſionare in Geld umgeſetzt werden und ganz bedeutende Summen ergeben. Auf den Witiinſeln mögen die über 102 000 Chriſten, welche zur Wesleyaniſchen Kirchengemeinſchaft gehören, zuſammen jährlich gegen 300 000 Mk. aufbringen. Laſſen wir uns nun erzählen, wie es auf einem Miſſionsfeſte bei der Ablieferung der Beiträge hergeht.

Das Feſt dauerte mehrere Tage. Schon am erſten Tage waren 2000 Menſchen aus 17 Ortſchaften erſchienen und tags darauf kamen noch die Vertreter von 10 weiteren Ortſchaften dazu. „Auf einer Art Rednerbühne ſaßen der Miſſionar und die eingebornen Lehrer; vor ihnen war eine große Matte ausgebreitet. Langſam und feierlich kam ein Trupp Leute nach dem andern herbei und ein jedes, auch Frauen und Kinder, brachte ſeine Gabe: Yams, Taro, ein Bündel Tabakblätter, ein Zuckerrohr oder auch ein kleines Geldſtück. Dieſe Geldſtücke kamen aber nicht aus den Händen oder aus den Taſchen der Leute, ſondern — aus dem Munde der Opfernden hervor! Es gilt nicht im mindeſten für unanſtändig,

das Auszahlen in der Form des Ausſpeiens vorzunehmen. Manche beſonders Eifrige leiſteten hierin Großes, indem ſie Geldſtück um Geldſtück auf die Matte hinſpien. Die Ehrgeizigſten brachten es bis auf 4 Mk. Leute, die ſo viel geben, kommen ſich ſehr wichtig vor, denn ihre Namen ſtehen nachher in einer gedruckten Liſte und dieſe Auszeichnung übt auch in Witi ihren Reiz."

Überhaupt ſind die jungen Witichriſten gegen ihre Lehrer ſehr mitteilſam. Beſonders wenn ſie ein europäiſcher Miſſionar beſucht, macht es ihnen eine wahre Freude, demſelben alle mögliche Ehre anzuthun und auch die ärmſten laſſen es ſich nicht nehmen, ihm Geſchenke zu bringen. „So oft wir irgendwo Halt machten — erzählt uns die engliſche Dame — wurde ein gemäſtetes Schwein geſchlachtet und dem Miſſionar aufgetragen. Dabei ging es ſehr ceremoniell zu. Voran ſchritt jedesmal eine Prozeſſion von Weibern, welche Palmblätter-Körbe voll Yams, Taros oder ſüßen Kartoffeln trugen. Ihnen folgten andre mit ſchwarzen Kochtöpfen, aus denen geſottene Hühner oder Fiſche, zuweilen auch See- oder Flußkrebſe und dergl. hervorſpazierten, um auf große friſche Bananenblätter gelegt und vor dem von uns eingenommenen, etwas erhöhten Ehrenplatze ausgebreitet zu werden. Die Etikette erlaubte nun aber nicht, daß wir die Darbringung dieſer Ehrengeſchenke auch nur bemerken durften, bis ſie uns feierlichſt und förmlichſt vom Ceremonienmeiſter präſentiert wurden. Ehe das geſchah, trat öfters eine Pauſe ein und ein erwartungsvolles Schweigen ließ erraten, daß noch etwas nachkommen ſollte. Noch ein Augenblick und es erſchienen vier Männer, die auf einem großen hölzernen Präſentierteller das Schwein hereintrugen und zu den übrigen Sachen vor uns hinlegten. Jetzt erſt wurde uns alles mit einer feierlichen Rede gleichſam zugeſprochen und von uns eben ſo feierlich angenommen unter beſtändigem Händeklatſchen. Dann trat der Anführer unſerer Bootsleute vor, zerlegte das Schwein in ſo viel Stücke als Gäſte da waren, fügte zu jedem eine Portion Gemüſe hinzu und verteilte dann die Stücke. Hierbei alle Regeln der Höflichkeit zu beobachten und niemand zu verletzen iſt nicht ganz leicht. Wird z. B. der Kopf des Tieres einem geringeren vorgeſetzt, während ein vornehmerer da iſt, ſo wäre das eine arge Beleidigung. In alten Zeiten floß bei ſolchen Gelegenheiten leicht Blut und auch heute noch geht es, wenn ſolche Formfehler vorgekommen ſind, nicht ohne eine Erklärung ab. Bei der Verteilung

geht es folgendermaßen zu. Die Portionen werden zuerst alle auf die Matten gelegt und dann der Reihe nach die Namen der Gäste ausgerufen, welche nun herbeikommen, ihr Teil in Empfang nehmen und sich damit zurückziehen, um es in Ruhe zu verzehren. Das Schwein wird immer ganz mit Haut und Haaren gebraten und zwar in einer Grube, welche mit Brennholz ausgelegt und dann mit Steinen zugedeckt wird."

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zu der vorhin beschriebenen Festfeier zurück. Sobald die Leute aus einer Ortschaft ihre Gaben dargebracht hatten, machten sie einem nachrückenden Trupp Platz und rüsteten sich zur Aufführung eines Tanzes. Dies gab einen sehr malerischen Anblick. Die Tänzer waren in höchst phantastischer Weise mit Blumenkränzen und Guirlanden, Federn und Basttuch geschmückt, mit Speeren und Keulen ausstaffiert und mit dick aufgetragenen Farben bemalt. Es war eben noch nicht lange her, daß sie das Christentum angenommen hatten und die Missionare dringen nicht mit Gewalt darauf, daß sie das landesübliche Kostüm, wenn es sich sonst mit dem Anstand verträgt, sofort beseitigen oder gar durch europäische Tracht ersetzen, die den Leuten auch weder bequem ist noch gut steht. Auch die nationalen Tänze werden keineswegs verboten, wenn sie sich mit keuscher Züchtigkeit vertragen. Diese Tänze sind übrigens auch nicht Rundtänze, wie sie bei uns üblich sind und werden nicht von gemischten Paaren aufgeführt, sondern es sind lebensvolle mimische Darstellungen oder Reihentänze, bei welchen sich die Geschlechter trennen. Mit großer Begeisterung und künstlich erregter Wildheit führten die Männer einen Kriegstanz auf, bei dem sie die Keulen schwangen und bald einen Angriff bald eine Flucht nachahmten. „Die Bemalung, das Geschrei und die Aufgeregtheit der Tänzer waren derart, daß das Ganze einen wahrhaft dämonischen Eindruck machte." Andere stellten einen „Speer- und Fächertanz" dar, andre begnügten sich mit einem bloßen ernsthaften Gebärdenspiel und wieder andre, die nach der alten Witiweise ihr Haar mit Kalk bestreut hatten, „machten so furchtbar feierliche Bewegungen und Gesichter, daß wir meinten, es sollten abgeschiedene Geister dargestellt werden, die ihre früheren Sünden beweinen; das ganze Stück handelte aber von nichts Wichtigerem als von einem leeren Korb." Einen angenehmeren Eindruck machten die lustigeren Tänze, bei denen die Anmut, Gewandtheit und Schnelligkeit der Glieder-

bewegungen die Bewunderung unſrer Berichterſtatterin erregte. Die Tänzer ſelbſt hatten an ihren Produktionen große Freude und die Zuſchauer klatſchten nach Herzensluſt Beifall. Sobald indeſſen der Tag ſich neigte und der Miſſionar das Zeichen zur Beendigung dieſer Aufführungen gab, ging alles ohne Widerrede und mit der größten Ruhe auseinander. „In alten Zeiten — bemerkt unſre Berichterſtatterin — würden die Leute die ganze Nacht hindurch getanzt und gelärmt haben; als wir aber ſpät abends noch einmal durchs Dorf gingen, herrſchte überall das tiefſte Schweigen. Nur die Stimme des Gebets und der chriſtlichen Geſänge war zu hören. Es gab kein Haus, in welchem nicht eine Abendandacht wäre gehalten worden.“

Freilich giebt es auch Tänze, welche die Miſſionare unbedingt nicht dulden, nämlich ſolche, die in unzüchtigen Gebärden beſtehen und zu fleiſchlichen Ausſchweifungen Gelegenheit bieten. Aber bei den chriſtlichen Witiern ſind dieſe unzüchtigen Tänze vollſtändig verſchwunden. Selbſt der vorhin erwähnte deutſche Reiſende, der gefliſſentlich die „heidniſche Urſprünglichkeit“ aufſuchte und vor dem ſich die Eingebornen ganz und gar nicht zu genieren brauchten, legt davon Zeugnis ab. Er wohnte nämlich einmal ganz unvermutet in einer träumeriſchen lauen Tropennacht einer Tanzaufführung bei Fackelbeleuchtung bei und beſchreibt dieſelbe mit wahrem Entzücken. Aber obgleich die in doppelten Reihen tanzenden Mädchen und Jünglinge bis auf das Tuch um die Hüften unbekleidet waren und er ihnen zu verſtehen gab, daß er „kein verkappter Mucker aus England ſei,“ ſo verſichert er doch, daß „nicht die leiſeſte Spur von zweideutigen, anſtößigen Gebärden zu bemerken“ geweſen, ſondern die Leute nur an der geregelten anmutigen Bewegung und dem Geſang ihre Freude gehabt und er betont bei dieſer Gelegenheit, daß die Witier überhaupt in dem Rufe großer Keuſchheit ſtünden. Ihr könnt aus dieſen Mitteilungen ein Doppeltes erkennen: erſtens daß es eine Verleumdung iſt, wenn den Miſſionaren vorgeworfen wird, ſie zerſtörten den Inſulanern alle heitre unſchuldige Lebensfreude und zweitens, daß es der Miſſion — hier mehr dort weniger — gelungen iſt, die Vergnügungen derſelben von den anſtößigen und unſittlichen heidniſchen Beimiſchungen ziemlich zu reinigen.

Und nun noch ein andres Bild, welches wieder die reiſende Engländerin uns gezeichnet hat. In einem Dorfe, das ſie mit

dem visitierenden Missionar besuchte, hatten sich nicht weniger als 40 Paare eingefunden, welche eine christliche Ehe miteinander schließen und von dem Missionar getraut werden wollten. Es befanden sich unter diesen Ehekandidaten auch eine Anzahl Neubekehrter, die bisher in Vielweiberei gelebt hatten und nun mit der einen Frau, die sie behalten wollten, kirchlich zusammengesprochen werden sollten. Ehe aber die Trauungen vorgenommen werden konnten, mußte jeder einzelne Fall untersucht und eine ganze Menge zum Teil verwickelter Fragen erledigt werden, darüber war es Nacht geworden. Die ganze Gesellschaft befand sich in der aus einem einzigen großen Raume bestehenden Hütte des eingebornen Lehrers. „Unvergeßlich — schreibt die Berichterstatterin — wird mir diese Scene bleiben. In einer Ecke der Hütte lagen unsre müden Bootsleute um ein Holzfeuer her, von welchem langsam ein dünner ringelförmiger Rauch aufstieg. Ebenfalls in der Nähe des Feuers saß die Hausfrau mit einem Häuflein ungewöhnlich hübscher Kinder, emsig beschäftigt, beim trüben Scheine eines in einer alten Sardinenschachtel steckenden Lampendochtes an einer Weihnachtsarbeit zu nähen. Am andern Ende waren schon für die Nacht unsre Moskitonetze und die Schutzmatten aufgehängt, welche als künstliche Scheidewände gesonderte Schlafkabinette für uns herstellen sollten. An den beiden Hauptwänden waren die zu trauenden Paare aufgestellt, die eigentümlich scheu und verlegen drein schauten und auch keine Zeit gehabt hatten, sich im Walde den üblichen Blätterschmuck zu holen, ja die zum Teil nicht einmal ihr Busenjäckchen umgeworfen hatten. Die meisten hatten nichts an als ihr Lendentuch, so daß es bei der mangelhaften Beleuchtung und der braunen Hautfarbe der Männer und Mädchen nicht leicht war, diese von jenen zu unterscheiden. Noch viel schwerer war es, die richtigen Paare zusammenzubringen, da gerade die, welche zusammen gehörten, so weit als thunlich auseinander standen und ihr möglichstes thaten, so auszusehen, wie wenn sie einander nichts angingen. Endlich waren sie alle gehörig zusammengebracht und nun konnte das Examen beginnen, zuerst die Frage nach ihren Namen. Da nannten denn manche ihre eben erst in der Taufe angenommenen biblischen, aber gehörig witisierten Namen, was zuweilen ganz italienisch klang: Bartolomeo, Amosi (Amos), Zacheusa (Zachäus), Setawenie (Stefanus), Jakopi, Josefi, Luki, Timothi, Lydiana, Miriama (Maria) u. s. w. — lauter Patri-

archen, Propheten, Apoſtel Märtyrer u. dergl. Viel charakteriſtiſcher waren die alten einheimiſchen Namen mit ihren poetiſchen Anſpielungen, wie: Schaum vom Korallenriff, Fremdenkönigin, Stilles Waſſer, Gemahlin des Morgenſterns, Abnehmender Mond, Taubenmutter u. ſ. w., lauter Frauennamen. Aber eben ſo intereſſant waren manche Männernamen als: Steingott, Haifiſch, Blitzſchnell, Ißt wie ein Gott, Feinſchmeckerkönig, Mehr Menſchenfleiſch, Wohnung des Verrats, Heer, Buſchmann, Tag, Nacht, Feuerfunke u. ſ. f."

Leider bricht hier unſre Berichterſtatterin ab, weil ſie müde wurde und unter den feierlichen altbekannten Klängen der Trauliturgie einſchlief. Schade, wir hätten uns von ihr gern auch die Traurede, die der Miſſionar hielt, erzählen und die Gebräuche ins einzelne beſchreiben laſſen, welche ſtattfanden. Statt deſſen wollen wir noch einer Schulprüfung beiwohnen, welche ein andrer Miſſionar an einem andren Orte gleichfalls auf einer Viſitationsreiſe abhielt.

Während der Miſſionar noch beim Frühſtück ſitzt, laſſen ſich aus der Ferne die Klänge eines fremdartigen wilden Geſanges vernehmen, die immer näher und näher kommen. Endlich erſcheint zwiſchen den grünen Büſchen eine große Kinderſchar, die im Gänſemarſch marſchiert und mit den Füßen den Takt zu dem Geſange tritt. Alle tragen die Haare kurz geſchnitten und mit geraſpeltem Sandelholz beſtreut, ihre nackte Haut glänzt von Öl, und mit Kränzen von Blättern und Blumen haben ſie ſich anmutig geſchmückt. In den erhobenen Händen tragen ſie eine Yamswurzel oder Taro, Bananen oder Zuckerrohr. Singend: „das iſt das Zeichen unſrer Liebe für den Miſſionar" nahen ſie ſich und legen ihre Gabe an der Thür nieder. Dann ziehen ſie in die Kirche und ſetzen ſich in langen Reihen auf den Matten nieder, die Knaben rechts, die Mädchen links. Der eingeborne Lehrer giebt ein Zeichen mit der Pfeife; ſofort erheben ſich alle und ſtimmen ein vom Miſſionar beſtimmtes geiſtliches Lied an. Nach Beendigung desſelben ertönt wieder ein Pfiff; alle fallen auf die Knie und der Miſſionar ſpricht ein Gebet. Nun beginnt die Prüfung. Einige der älteren, bereits ſtämmige Burſchen und halb erwachſene Mädchen, ſtehen auf und leſen ziemlich fließend aber im ſingenden Tone ein Kapitel aus dem Neuen Teſtament; andre, die erſt

dürftig leſen können, müſſen mit dem Finger Zeile für Zeile feſthalten und bringen nur einige Verſe heraus; die kleineren buchſtabieren, und ſie haben eine helle Freude, wenn es geglückt iſt, die langen Witiworte zu zergliedern und wieder zuſammenzuſetzen. Jetzt müſſen ſie zeigen wie es mit dem Schreiben ſteht. Vielleicht der dritte Teil ſchreibt ſchon eine recht lesbare Hand und weil ſie ihre Sache gut gemacht, erhalten ſie eine kleine Belobung und Belohnung. Mit dem Rechnen ſcheint es etwas ſchwach zu ſtehen, wenigſtens werden ſie leicht verwirrt, wenn es über hundert hinausgeht und gar von tauſend haben ſie nur eine ſehr nebelhafte Vorſtellung; ſie machen dann vor oder hinter die 1 eine Menge Nullen. Die beſten haben es bis zur Diviſion mit benannten Zahlen gebracht. Dann wird eine den Witiſchulen eigentümliche Methode produziert: Die Kinder ſingen die Zahlen von 1—100 in einer ſonderbaren Melodie her, indem ſie dazu mit den Händen klatſchen und im Takte allerlei merkwürdige Bewegungen machen. Natürlich wird auch in der bibliſchen Geſchichte examiniert. Viele geben recht gute und ſichere Antworten. Aber auch Überraſchungen kommen vor. So wird einer gefragt: „Wer waren die Hirtenkönige in Israel?“ die Antwort lautet: „David und Jeſus.“ „Jeſus?“ ſpricht verwundert der Examinator, „war der denn ein Hirtenkönig?“ Aber das Kind war nicht gedankenlos geweſen. Es rechtfertigt ſich, indem es erwidert: „Er iſt doch ein König und unſer guter Hirt.“ In der Geographie, die gleichfalls ein wenig in manchen Witiſchulen getrieben wird, ging es freilich wieder weniger glänzend. Auf die Frage: „Wie heißen die Länder Europas?“ antwortete einer: „Britannien und Amerika“ und ein anderer, der eine Stadt in Ägypten angeben ſollte, nannte London und dann Frankreich. Das kann man aber der lieben Witijugend ſo übel nicht nehmen, denn ihre Schulen ſind noch ſehr jung und wer weiß, vielleicht giebt es in unſern Dorfſchulen und am Ende gar in manchen Stadtſchulen auch einige Schüler, die ſich durch ähnliche Antworten auszeichnen. Am Schluſſe der Prüfung hält der Miſſionar eine Anſprache, in der er, je nachdem das Examen ausgefallen iſt, Lob oder Tadel ſpendet und Schüler und Lehrer zu neuem Fleiße ermuntert. Mit Gebet wird geſchloſſen und unter fröhlichem Geſang ziehen die Kinder wieder nach Hauſe.

Ihr ſeht aus allen dieſen Schilderungen, daß das Evangelium wohl eine ſtaunenswerte Veränderung auf den Witiinſeln bewirkt

hat, wenn man das Sonſt mit dem Jetzt vergleicht, zugleich aber auch, daß alles noch recht kindlich zugeht und ſehr einfache Zuſtände herrſchen. So ſind z. B. die Wohnungen gegen früher noch wenig verändert und in die neumodiſche Bekleidung mit dem Sulu und dem Buſenjäckchen können ſich viele Inſulaner auch noch nicht recht finden und die meiſten benutzen ſie wohl nur als Sonntagsſtaat. Auch in ihrem Chriſtentum ſtehen ſie noch auf der Kinderſtufe. Zwar fehlt es nicht an einer ganzen Reihe geförderter Chriſten, die von Sünde und Gnade eine erfahrungsmäßige Erkenntnis haben, auch in ihrem Wandel dem Evangelio alle Ehre machen und im ſiegesgewiſſen Glauben triumphierend heimgegangen ſind; obgleich es — gerade wie bei uns — auch geiſtliche Schwätzer giebt, deren Chriſtentum mehr Schein als Wahrheit iſt und mehr in frommen Redensarten als in frommen Werken beſteht. Bei der großen Menge findet ſich aber, wie das wiederum bei uns gleichfalls ſo iſt, noch keine wirkliche, bewußte Herzensbekehrung. Wohl haben ſie die ſchlimmſten heidniſchen Unſitten und Roheiten ſeit ihrem Übertritt zum Chriſtentum abgelegt, aber der neue Glaube, den ſie angenommen, beſteht zunächſt weſentlich in der pünktlichen Befolgung der chriſtlichen Gebräuche und bewirkt eine äußerliche Eingewöhnung in die chriſtlichen Sittengebote. Mehr können wir verſtändigerweiſe auch nicht erwarten, wenn im Zeitraum von noch nicht 50 Jahren ein Volk von mehr als hunderttauſend aus dem rohſten Heidentum zum Chriſtentum übertritt. Die Witier haben nun das Evangelium; ſie hören es, ſie leſen es, und man darf auch ſagen, ſie lieben es; ſo dürfen wir hoffen, daß es je länger je mehr auch ſeine innerlich erneuernde Kraft unter ihnen ausüben werde, nachdem es ſeine äußerlich überwindende Macht ſo ſiegreich an ihnen bewieſen hat.

Es ſind jetzt vielleicht 20 Jahre her, da litt ein engliſches Schiff etwa 100 Stunden von Witi Schiffbruch. 39 Matroſen flüchteten ſich in ein Boot, aber das Schiff verſank, ehe ſie ſich mit Lebensmitteln hatten verſehen können. Auf elende Weiſe friſteten ſie ihr Leben, indem ſie einige Haifiſche erlegten und mit einem Stück Segeltuch einiges Regenwaſſer auffingen. Todesmüde erblickten ſie endlich eine Küſte. Sie vermuteten, daß es die von Witi wäre und hielten ſich für verloren, weil ſie wußten, daß die dort wohnenden Kannibalen die Schiffbrüchigen zu töten

und zu freſſen pflegten. Dennoch krochen ſie ans Land. Plötzlich rief einer von ihnen: „Gerettet, Jack, da iſt eine Bibel!“ Und er irrte ſich nicht, indem er die Bibel als ſichere Bürgſchaft dafür nahm, daß ihnen hier kein Leids geſchehen werde. Die Bibel hat die Witier Barmherzigkeit gelehrt gegen die Schiffbrüchigen; ſie wird ſie mit der Zeit noch mehr chriſtliche Tugenden lehren, und ſo dürfen wir bei aller Schwachheit, die heute ihr Chriſtentum trägt, hoffnungsfreudig ausrufen: „Gerettet, hier iſt die Bibel.“

XVII. Das Missionsseminar auf Witilewu.

Im Jahre 1875 hatte die Australische Abteilung der Wesleyanischen Missionsgesellschaft den Beschluß gefaßt, eine neue Mission auf dem bis dahin fast noch ganz unbekannten und von einem als besonders wild verschrienen Volke bewohnten, im Osten von Neuguinea gelegenen Neubritannien-Archipel anzufangen. Weil die langjährige Erfahrung gezeigt, daß zu solchem Pionierdienst gläubige Lehrer aus den Südseeinsulanern selbst die geeignetsten Arbeiter sind, so sollten auch für die neue Unternehmung aus den Eingebornen auf den bereits christlich gewordenen Inseln Freiwillige aufgerufen werden. Darum begab sich der Missionar Brown, dem die Leitung der neuen Mission übertragen war, auch nach Witi, um sich von da Mitarbeiter zu holen. Er kam zu einer sehr ungünstigen Zeit, denn die Inseln waren eben von einer furchtbar verheerenden Masernepidemie heimgesucht worden, welche etwa den dritten Teil der gesamten Bevölkerung weggerafft hatte. Gegen 35000 Christen waren gestorben und unter ihnen viele eingeborne Lehrer und Prediger, so daß in Witi selbst Mangel an Arbeitskräften herrschte. Dennoch erklärten sich sämtliche Zöglinge des Seminars bereit, auf den gefährlichen Posten in Neubritannien zu gehen. Brown erwählte sich sechs verheiratete und drei ledige Insulaner und war eben im Begriff mit dieser Schar abzureisen, als er eine Vorladung seitens des Kolonial-Sekretärs erhielt, am folgenden Tage mit diesen Männern im Regierungsgebäude zu erscheinen. Kurz vorher war nämlich Witi eine englische Kolonie geworden und so mußte dem Befehle des genannten Beamten, der das Regiment über Witi führte, Gehorsam geleistet werden. Die Vorladung aber hatte keinen andern Grund, als die Insulaner in ihrem Entschluß, nach Neubritannien zu gehen, wankend zu machen, um sie auf Witi zurückzubehalten.

Als die Männer am andern Morgen sich eingestellt, hielt ihnen der Vertreter der Regierung durch seinen Dolmetscher folgende Ansprache: „Ihr seid jetzt britische Unterthanen, niemand hat

ein Recht, euch zu bewegen irgend wohin zu gehen, wohin ihr nicht selbst wollt. Ich habe gehört, daß ihr nicht freiwillig geht und daß man euch in Unkenntnis gelassen hat über die wirklichen Zustände auf Neubritannien. Ihr habt volle Freiheit zu gehen oder zu bleiben; wenn aber etliche von euch fortgehen und vielleicht getötet und gefressen werden, so wird die hiesige Regierung von der heimatlichen Behörde darüber zur Verantwortung gezogen und gestraft. Ich wünsche daher über das Land, in das ihr gehen sollt, euch selbst die nötigen Mitteilungen zu machen und dann eure Meinung aus eurem eignen Munde zu hören. Das Volk, unter das ihr gehen sollt, besteht aus Menschenfressern und ist äußerst grausam; die Inseln sind ungesund, so daß fast jeder, der sie besucht, von einem gefährlichen Fieber ergriffen wird; die Nahrung ist spärlich und wenn ihr auch Speise mit euch nehmt, so ist das doch nicht die Nahrung, die ihr gewohnt seid. Ihr werdet auf mehrere Monate allein und ohne allen Schutz gelassen werden. Wenn ihr nun, nachdem ich euch dies alles vorgestellt, noch zu gehen entschlossen seid, so will ich euch nicht hindern. Jetzt antwortet, entweder einzeln oder einer im Namen aller."

Darauf ergriff einer von ihnen, Armenio, in tiefer Bewegung das Wort und sagte: „Wir sind nicht im mindesten überrascht durch das, was wir eben gehört haben. Es ist das für uns nichts Neues; wir haben es alles längst erfahren aus dem Munde der Missionare, bevor sie uns zu diesem Werke aufgefordert. Wir haben diese Sache reiflich in unserm Herzen überlegt. Kein Mensch hat einen Zwang auf uns ausgeübt. Wir haben uns durchaus aus freiem Entschluß diesem Werke geweiht. Wenn wir sterben, so sterben wir und wenn wir leben, so leben wir."

Der Kolonial-Sekretär war durch diese Antwort sichtlich überrascht; dennoch stellte er den Leuten die Gefahren, denen sie entgegengingen, nochmals vor, schilderte ihnen die Bedrängnisse der eingebornen Arbeiter der Londoner Missionsgesellschaft auf Neuguinea und erinnerte sie an die Leiden und den Tod einiger der dortigen Lehrer und ihrer Weiber. Nachdem sich auch der Missionar Brown ins Mittel gelegt und versichert hatte, daß alle die aufgezählten Gefahren den Männern nicht als bloße Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten sondern als Gewißheiten vorgehalten worden seien, wurde ihnen ein Schriftstück vorgelesen und zur Unterzeichnung vorgelegt, das also lautete:

„Wir, die unterzeichneten Wesleyanischen Lehrer, erklären feierlich und der Wahrheit gemäß, daß wir in vollem Umfange und mit aller Sorgfalt von den Unternehmern der Mission in Neubritannien unterrichtet worden sind sowohl über die Gefahren, welchen unser Leben seitens der kannibalischen Bewohner jener Inseln ausgesetzt ist, wie über die ungesunde Beschaffenheit des Klimas, welches Fieber und ähnliche Krankheiten erzeugt. Wir sind auch in vollem Umfange mit den Nachteilen bekannt gemacht, die für uns aus dem Mangel der gewohnten Nahrung, wie aus der Unkenntnis der Landessprache und der monatelang währenden Schutzlosigkeit entstehen, und erklären, daß wir in voller Kenntnis aller dieser Umstände uns zu dieser Mission ganz aus eignem freien Willen entschieden haben, nicht bewogen durch den Befehl oder die Autorität irgend jemandes, sondern allein durch den herzlichen Wunsch, die Kenntnis des Evangelii Christi unter den heidnischen Bewohnern jener Inseln zu verbreiten."

Das war in der That ein hartes Examen für junge heidenchristliche Lehrer, und wie „vorzüglich" haben sie es bestanden! An theologischem Wissen mögen ja diesen braunen Kandidaten ihre weißen Kollegen weit überlegen sein; aber in bezug auf christliche Tapferkeit, Entschiedenheit und Festigkeit dürften diese manches von ihnen lernen können. Theologisches Wissen ist eine schöne Sache; ein höheres Recht auf den ersten Censurgrad als dieses Wissen erwirbt aber doch der entschlossene Glaubensmut, der das eigne Leben nicht lieb hat, wenn es im Dienste des Herrn die Ausbreitung seines Reiches auf Erden gilt. Und das ist keine schlechte Schule, die solche tapfre, entschlossene Männer erzieht.

Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die überraschenden Siege des Evangeliums auf den Südseeinseln zu einem großen Teile der tapfern Mitarbeit eingeborner Lehrer zu verdanken sind. Sobald das Christentum nur einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte, zogen die englischen und amerikanischen Missionare gläubig gewordene Südseeinsulaner zu Gehilfen heran, teils um sie als Pioniere auf noch ganz heidnischen Inseln zu verwenden, teils um sie als Pastoren und Schullehrer an den jungen christlichen Gemeinden anzustellen. Die Zahl der europäischen Missionare reichte eben nicht aus, um die hunderte von kleinen Inseln zu besetzen, und wenn sich ganze Stämme der Insulaner

dem Christentum zuwandten, so brauchte man zahlreiche Gehilfen, welche diese Massen in der neuen Religion unterwiesen. Im Anfange mußte man sich aus Not oft mit Männern behelfen, denen fast jede schulmäßige Vorbereitung fehlte, und von denen manche nur mangelhaft ihren Beruf zu erfüllen vermochten; mit der Zeit wurde aber immer größere Sorgfalt auf ihre Ausbildung gewendet und es entstand ein Lehrerseminar nach dem andern, aus welchem für den Missionsdienst geschulte Kräfte hervorgingen. Auch in Witi trat mehr als ein solches Seminar ins Leben, und weil auf diesen Anstalten die Haupthoffnung für die Einwurzelung des Christentums, den Fortgang des Missionswerks und die gesunde Gestaltung nationaler selbständiger Kirchenkörper ruht, so müssen wir eine derselben etwas genauer kennen lernen. Ich wähle dazu das Hauptseminar, das sich früher auf der Insel Kandawu befand und seit 1873 nach Nawuloa auf Witilewu verlegt worden ist.

Schon das Äußere der Anstalt gewährt einen recht netten Anblick. Den Mittelpunkt der Anlage, die von schattigen Alleen schöner Kokospalmen durchschnitten wird, bildet die geräumige Unterrichtshalle, ein feines, aus Korallenstein aufgeführtes aber mit einem Grasdach gedecktes Gebäude, dessen Pfeiler und Querbalken im Innern mit schönem Flechtwerk aus den Fasern der Kokosnuß geschmackvoll verziert und dessen Wände mit kunstvoll geschriebenen Bibelsprüchen geschmückt sind. Rechts und links an diese Halle schließt sich je eine Reihe einfacher ganz nach Landesart gebauter Häuschen an, jedes von einem kleinen Gärtchen umgeben, so daß das Ganze ein nach vorn geöffnetes Viereck bildet. In diesen Häuschen wohnen die etwa 50—60 Zöglinge oder wie sie sich gern nennen lassen, die „Studenten". Die meisten derselben sind bereits verheiratete junge Männer, und weil sie mit Weib und Kindern das Seminar beziehen, so hat eben jeder sein eignes Häuschen, in welchem jeder auch seine eigne Wirtschaft führt. Nur von den unverheirateten Schülern wohnen mehrere in einem Häuschen zusammen.

Diese familienhafte Gruppierung giebt dem gesamten Anstaltsleben einen sehr gemütlichen Anstrich, aber bei aller Freiheit, die sie gewährt, hindert sie doch die strenge Ordnung nicht, welche das gemeinsame Tageswerk regelt. Wenn um 5 Uhr morgens das Glöcklein erschallt, so erhebt sich alles von den einfachen Mattenlagern und Männer und Frauen begeben sich nach dem nahen

Fluſſe, um die einen hier die andern dort ein erfriſchendes Bad zu nehmen. Das Ankleiden nimmt nicht viel Zeit in Anſpruch, denn man trägt nur ein Hemd, über das der Sulu, ein 4—5 Ellen langes Stück Zeug, um die Hüften geſchlungen wird. Alles geht barfuß. Da die künſtlichen Haarfriſuren, auf welche früher die Witier viele Stunden Zeit verwendeten, nicht mehr beſtehen, ſondern Männer und Weiber das Haar kurz geſchnitten tragen, iſt auch der Kopf bald in Ordnung gebracht. Schon nach einer halben Stunde erſchallt ein Trompetenſignal. Mit allerlei Ackerwerkzeug verſehen zieht jetzt die geſamte männliche Anſtaltsbevölkerung unter Anführung eines Inſpektors hinaus zur Feldarbeit. Jedem iſt ein beſonderes Stück Land zugewieſen, das er bebauen muß und von deſſen Ertrag er ſich und die Seinen ernährt. Die Pflanzungen gewähren einen ſehr ſaubern Anblick, welcher beweiſt, daß viel Fleiß auf ſie verwendet wird. Giebt es auf dem Felde oder im Garten oder an den Baumanlagen nichts zu thun, ſo mangelt es auch ſonſt nicht an Handarbeit, mit welcher die Morgenſtunden ausgefüllt werden: da ſind entweder Wege von Unkraut zu reinigen oder auszubeſſern, oder Zäune inſtand zu erhalten, oder Dächer zu decken oder ſonſtige Hausreparaturen vorzunehmen und dergleichen.

Um 7 Uhr erklingt wieder das Glöcklein. Jetzt wird daheim das auf friſchen Bananenblättern ſervierte Frühſtück eingenommen, welches inzwiſchen die Gattin oder bei den unverheirateten Zöglingen ein zurückgebliebener Kamerad bereitet hat. Bald darauf ertönen aus allen Wohnungen geiſtliche Lieder: alle Studenten halten ihre Morgenandacht. Kurz vor 8 Uhr wird zum dritten male geläutet; nun beginnt das geiſtige Tagewerk in der Schule.

Selbſtverſtändlich wird mit Gebet begonnen. In der erſten Stunde bringen die Studenten ihre Hefte in Ordnung. Weil es in der Witiſprache noch nicht viel gedruckte Lehrbücher giebt, ſo müſſen nämlich die Schüler die Vorträge der Lehrer über die einzelnen Unterrichtsfächer: Bibelerklärung, Glaubenslehre, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. zu Papier bringen und die Hefte, welche ſie auf dieſe Weiſe ſammeln, bilden dann ihre Hauptbibliothek. Andre als Lehrer oder Ortsprediger angeſtellte Eingeborne, welche das Seminar nicht haben beſuchen können, leihen ſich dieſe Hefte, ſchreiben ſie ab und ſtudieren ſie, wie man bei uns die gedruckten Bücher ſtudiert. Wo man den Schülern gedruckte Bücher in die

Hand geben kann, hat man es freilich bequemer; aber die selbständige Ausarbeitung der Hefte ist doch auch eine sehr nützliche Übung, die vielleicht mehr Gewinn bringt als das Studium gedruckter Bücher. Natürlich sieht der unterrichtende Missionar die schriftlichen Aufzeichnungen durch, um sich zu vergewissern, daß auch alles richtig aufgefaßt ist.

Um 9 Uhr beginnt nun die erste eigentliche Unterrichtsstunde: Bibelerklärung. Auf diesen Unterrichtsgegenstand wird besonderes Gewicht gelegt und ihm täglich eine Stunde gewidmet. Unsre evangelische Mission ist durch und durch Bibelmission, darum müssen auch die eingebornen Lehrer bibelfeste Leute sein. Da die heilige Schrift bereits in die Witisprache übersetzt ist, so hat jeder Schüler bei der Bibelerklärung seine Bibel vor sich. Es ist sehr verständig, daß man die Studenten zu Nawuloa nicht mit der Erlernung der alten Sprachen: griechisch und hebräisch, plagt, sondern sich darauf beschränkt, sie die Bibel in ihrer eignen Muttersprache gründlich verstehen zu lehren. Für das Studium der biblischen Grundsprachen sind die einfachen Insulaner noch lange nicht reif genug. Um ihnen außer den geschriebenen Heften auch noch etliche gedruckte Bücher zu ihrer Weiterbildung in die Hand geben zu können, müssen sie allerdings englisch lernen; aber es scheint, daß die meisten es auch in der Erlernung des Englischen nur zu einer mäßigen Tüchtigkeit bringen. Besonderer Fleiß wird auf die Erklärung der biblischen Grundbegriffe: Sünde, Versöhnung, Glaube, Rechtfertigung, Wiedergeburt und dergl. gelegt, was sehr nötig ist, da diese Begriffe den Polynesiern wie allen Heiden von Haus aus ganz fremd sind. Die Schüler haben gerade an diesem Unterricht eine besondere Freude und folgen dem Vortrage des Lehrers mit großer Aufmerksamkeit, zumal wenn derselbe sich nicht bloß an den Kopf sondern auch an das Herz wendet. Die meisten Schüler sind bekehrte Christen und sehnen sich nach dem Tage, wo sie ihren Landsleuten verkündigen dürfen, was für einen lieben Heiland sie in Christo Jesu gefunden haben.

Mit Gebet schließt auch die Bibelerklärungsstunde. Dann kommt ein andrer Unterrichtsgegenstand an die Reihe: Glaubenslehre oder Geschichte oder Naturkunde oder Geographie, je nachdem es der Lektionsplan mit sich bringt. Zunächst wird immer wiederholt, was in der vorigen Stunde durchgenommen worden ist, denn auch bei den Witiern ist „die Wiederholung die Mutter der Stu-

dien.“ Manches iſt vergeſſen, manches falſch aufgefaßt, manches hat ſich in ihren Köpfen verwirrt, darum muß es immer wiederholt und immer wieder klar geſtellt werden und der Lehrer darf die Geduld nicht verlieren. Beſondere Schwierigkeit macht der Rechenunterricht, der gleichfalls im Seminar getrieben wird. Das Rechnen iſt nicht die ſtarke Seite der Witier, wie das ſchon neulich angedeutet wurde. Viel beſſer geht es mit dem Geſange, in welchem oft die Frau des Miſſionars Unterricht erteilt. Mit großer Ehrerbietung kommen die braunen jungen Männer der engliſchen Dame entgegen, die auf einem Harmonium die Geſangübungen begleitet. An beſtimmten Tagen finden auch Predigtübungen ſtatt. Die Witier ſind von Natur begabte Redner und wiſſen mit großer Kraft und Eindringlichkeit ihren Zuhörern zu Herzen zu reden. Erhielt doch ſelbſt ein ganz ungläubiger deutſcher Arzt von der Predigt eines ſolchen „braunen Muckers“ nach ſeinem eignen Bekenntnis „einen tiefen Eindruck“. Des Sonntags werden die Zöglinge des Seminars in benachbarte Dörfer geſchickt, um dort zu predigen. Desgleichen erhalten ſie Anleitung zum Unterrichtgeben und in der Dorfſchule Gelegenheit, das Gelernte praktiſch zu üben.

Nur vier Stunden dauert täglich der Unterricht im Seminar. Das iſt für ein tropiſches Klima vollauf genug, zumal wenn man bedenkt, daß die jungen Inſulaner ſich auch erſt an die angreifende geiſtige Arbeit gewöhnen müſſen, und daß ein Übermaß derſelben ihre Geſundheit untergraben würde. Nach Tiſch wird ein wenig geruht, dann gehts den Nachmittag wieder an dieſelbe körperliche Handarbeit, wie ſie die Morgenſtunden ausfüllte, etwa bis um 6 Uhr. Da wird die Abendmahlzeit und dann die Abendandacht gehalten und von 7—9 Uhr iſt Arbeitsſtunde. Dann begiebt ſich alles zur Ruhe.

So geht es Tag für Tag in dem Miſſionsſeminar, natürlich den Sonntag ausgenommen oder wenn ſonſt ein Feſt fällt oder einmal Ferien ſind. Am Ende jedes Schuljahres findet ein Examen ſtatt, zu dem jedesmal expreß ein Kommiſſarius von Auſtralien kommt und nach einem dreijährigen Kurſus giebts eine Abgangsprüfung. Wer dieſelbe beſteht, wird als Lehrer und Prediger angeſtellt und wenn er tüchtig in dieſem Dienſte iſt, ſpäter auch ordiniert. Oft freilich wird das Ende des dreijährigen Kurſus nicht abgewartet. Wenn man z. B. Evangeliſten braucht, um ſie

auf noch heidnische Inseln zu senden, wie z. B. als Missionar Brown die Mission auf Neubritannien begann, da wählt man die tüchtigsten aus und stellt sie in den praktischen Missionsdienst, auch wenn sie noch nicht den ganzen Unterrichtskursus durchgemacht haben. Man muß sich in der Mission oft ähnlich behelfen, wie im Kriege, wo man auch manchen zum Offizier macht, der das Offiziersexamen noch nicht bestanden hat. — Das Wissen allein macht noch nicht einen tüchtigen Arbeiter und Streiter Christi, so wichtig es auch ist. Darum sieht man auch in dem Missionsseminar auf Witilewu nicht bloß darauf, was die Zöglinge wissen, sondern was sie *sind* und legt auf ihr Betragen ein großes Gewicht. Im allgemeinen sind die jungen Männer nicht nur sehr fleißig, sondern es darf auch von ihnen gerühmt werden, daß die christliche Lehre in ihrem Herzen Wurzel geschlagen habe und daß sie sichs einen Ernst sein lassen, vor Gott zu wandeln und in Gott zu leben. Freilich fehlts auch an Klagen nicht und je und dann muß auch einer fortgeschickt werden, weil sein Verhalten eines künftigen Dieners Christi unwürdig ist.

Auch die *Frauen* der Studenten werden nicht vernachlässigt. Diese stehen vornehmlich unter der Pflege der Missionarsfrau, die ihnen Unterricht in der Religion, im Singen und in weiblichen Handarbeiten erteilt, sie auch in ihren Häuschen besucht, zur Reinlichkeit anhält, für die Behandlung der Kinder und die Wirtschaftsführung ihnen manchen guten Rat erteilt und was dergleichen hilfreiche Anleitung mehr ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Frauen, welche ein paar Jahre unter solchem guten erziehlichen Einflusse gestanden haben, eine bedeutend höhere Bildungsstufe einnehmen als ihre Landsmänninen und daß sie später ihren Männern brauchbare Gehilfinnen sind und zur Verbreitung und Vertiefung der christlichen Kultur in Witi nicht wenig beitragen.

Es ist ein arbeitsreiches Leben, das in dem Missionsseminar geführt wird. Je und je bringt aber ein *Fest* in dasselbe einige Abwechselung. Da wird z. B. eine Art Richtfest gefeiert. Ein hölzernes Boothaus wird erbaut, an dem auch die „Studenten" mit helfen müssen. Unter muntern Gesprächen und manchem Scherzwort wird die Arbeit vollendet. Dann giebts einen lustigen Schmaus. Aus einem mächtigen Erdofen kommt ein ganzes, höchst appetitlich gebratenes Schwein zum Vorschein und aus einem andern als Zukost eine reichliche Fülle gerösteter Yamswurzeln. Alles

lagert sich auf die Erde und auf reinlichen Bananenblättern serviert empfängt jeder seine Portion — ein buntes Bild heitersten Frohsinns! Und wenn der gestrenge Herr Prüfungs-Kommissarius von Australien kommt und das gefürchtete Jahresexamen, das er abhält, erst glücklich vorbei ist, da heißts auch: „saure Wochen frohe Feste“ und man wehrt dann den Studenten nicht heiter zu sein.

In der Regel tragen aber die Feste der Witi-Studenten einen viel ernsteren Charakter als die ihrer deutschen Kollegen. Z. B. wenn zu Weihnachten in der festlich geschmückten Unterrichtshalle ein einfaches Liebesmahl stattfindet, bei dem Thee und Zwieback herumgereicht wird. Nach muntern englischen Weisen oder nach nationalen Witimelodien werden da geistliche Lieder gesungen und religiöse Ansprachen gehalten. Diese Ansprachen lieben die Witier sehr und die Wesleyanische Mission regt zu ihnen an und hegt und pflegt sie in ihren Versammlungen. Es sind meist persönliche Bekenntnisse, eigne innere Erfahrungen, die man da ausspricht und durch die einer den andern erbaut. Auch Frauen dürfen bei dieser Gelegenheit sprechen. Es kommt freilich auch manches geistliche Geschwätz dabei vor, das besser unterbliebe; meist aber reden die jungen Leute in einfacher, natürlicher Weise und jedenfalls macht es ihnen selbst eine große Freude, sich über ihre innern und äußern Erlebnisse an solchen geistlichen Unterhaltungsabenden aussprechen zu dürfen.

Nach beendetem dreijährigen Kursus und glücklich bestandenem Examen erfolgt die Entlassung aus der Anstalt und die Übertragung eines Gemeindeamtes, welches in der Regel die Arbeit eines Schullehrers und Predigers zugleich umfaßt. Das Gehalt ist sehr mäßig und besteht in Naturalgaben, die die Gemeinde selbst aufbringt. Die heimatliche Missionsgesellschaft braucht für die Unterhaltung der eingebornen Gehilfen nicht zu sorgen. Auch in ihrer Kleidung und Wohnung unterscheiden sich diese Gehilfen wenig von ihren Landsleuten.

Auch nach ihrer Entlassung aus dem Seminar bewahren die Zöglinge der Anstalt, in der sie so viel Segen empfangen haben, ein dankbares Andenken und ihren Lehrern eine ehrerbietige Anhänglichkeit. Den meisten ist es aus dem Herzen gesprochen, was jener hoffnungsvolle junge Mann erklärte, der leider krankheitshalber vor Vollendung des dreijährigen Kursus in seine Heimat zurückkehren mußte: „Es giebt nur zwei gute Plätze, wo ich leben

möchte: der eine ist das Missionsseminar, wo ich zum Nutzen der Gemeinde ausgebildet werde; der andre der Himmel, wohin, wie es scheint, Gott mich bald zu sich nehmen wird. Zwischen diesen beiden Plätzen wähle ich nicht; ich warte nur auf Gottes Willen."

Es ist eine verhältnismäßig selbständige Stellung, welche man den eingebornen Predigern und Lehrern in den Gemeinden anweist; aber es wäre doch sehr unweise, sie jetzt noch ohne sorgfältige Beaufsichtigung zu lassen. Bei aller Treue, mit welcher die meisten ihres Amtes warten, findet sich bei ihnen doch mancherlei Schwachheit und Unerfahrenheit, die den Rat, den Beistand und die Oberleitung europäischer Missionare für jetzt und vermutlich noch für längere Zeit unentbehrlich machen. Man unterhält daher mit ihnen einen fortgehenden Briefwechsel, läßt sie mündlich und schriftlich Bericht über ihre Thätigkeit erstatten und visitiert sie fleißig. Es wird euch interessant sein, zu vernehmen, wie ein solcher Witilehrer an den Missionssuperintendenten schreibt. Ich will euch daher einen solchen Brief mitteilen, der auch einen Blick in den Bildungsstand, in die Arbeit und in die Gemeinde des Schreibers thun läßt. Der Brief ist von einem Manne Namens Daniel Afu und stammt aus dem Jahre 1871. Er lautet aber also: „Ich schreibe Ihnen, mein Herr, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken für Ihren guten Brief, den Sie mir hierher geschickt haben. Seien Sie gewiß, daß ich die Worte des Briefs in meiner Seele verborgen habe und daß ich Ihrer, mein Vater, gedenke nicht bloß beim Schreiben, sondern auch in meinen Gebeten zu Gott. — Das Werk des Herrn ist hier im Wachsen . . Einige unsrer Leute sind gestorben und gut ist der Bericht von ihrem Sterben. Unter ihnen war Simon Bainin, ein Mann von Nukui, über den ich gute Worte sagen kann, nicht bloß in bezug auf sein Sterben, sondern auch in bezug auf sein Leben, denn er schob seine Vorbereitung nicht bis zur Todesstunde hinaus. Er machte sich fertig während er noch gesund und stark war, so daß wir von ihm sagen können: Er ist nicht tot sondern lebet. Dann ist auch Maria Siwo, eine Frau aus Rewa, welche starb und ein gutes Gerücht zurück ließ. Die Seele der Maria lebt auch, denn sie glaubte an Jesum. — Lassen Sie mich auch von Julius Randrawo reden, einem Häuptling und Lokalprediger. Er ist auch tot. Nein doch, Julius ist nicht tot, denn sein Sterben war nur der Eingang zum Leben. So ist es auch mit andern von unsern Leuten.

Wenn ich an ſie denke, freue ich mich und mein Herz iſt froh; aber wenn ich an einige andre denke, die geſtorben ſind und ſind wirklich tot, ſo ſchwindet meine Freude und die Trauer meiner Seele fließt in meinen Augen über. Ach die Seelen, die Seelen, die verloren ſind! Ach über das Elend ihres Sterbens! — Aber weil es ſo iſt, daß es mit einigen gut ſteht und übel mit andern, kann ich nicht entmutigt ſein, ſondern arbeite mit friſchem Mut, denn ich glaube an das Wort des Buches: Dem Namen Jeſu ſollen ſich alle Knie beugen. — Nun will ich Ihnen noch was andres ſagen. Eines Tages als ich nach Naſamumbula ging, berichtete mir ein weißer Mann, deſſen Name Williams iſt, daß die Dorfleute ſein Eigentum geſtohlen hätten. Und als ich dieſen Bericht gehört hatte, ging ich zum Häuptling des Dorfes, ja zu Abraham, denn das iſt ſein Name. Komm nun, ſagte ich, verſammle die Leute und laß Herrn Williams Güter zurückerſtattet werden. So rief er ſie zuſammen und ſie gaben heraus vier Goldſtücke mit vielem Zeug und vielen Meſſern, was ich dem weißen Manne brachte. — Zu Ende iſt nun der Brief Ihres geringen Mitarbeiters Daniel Aſu, der in Rewa wohnt. Meine Liebe! Ja meine Liebe dem lieben Älteſten!“

Beſonders wichtig ſind neben den Viſitationsreiſen die Zuſammenkünfte der Miſſionare mit den eingebornen Lehrern und Predigern auf den ſogenannten „Vierteljahrsverſammlungen.“ Auf dieſen von den Wesleyanern ſehr geliebten und gepflegten Erbauungsverſammlungen, die die Witichriſten zu tauſenden beſuchen, werden nicht nur öffentliche Gottesdienſte, ſondern auch mit allen denjenigen Perſonen eingehende Beſprechungen gehalten, welche mit irgend einem Gemeindeamt bekleidet ſind, über alle Vorkommniſſe in den Gemeinden eingehend Mitteilungen gemacht, Kirchenſtrafen beſchloſſen, Amts-Entſetzungen, Beſetzungen und Verſetzungen vorgenommen und dergl. Neben den Älteſten, welchen die Aufſicht über die äußern Gemeindeangelegenheiten obliegt, und den unbeſoldeten ſogenannten Lokalpredigern, welche über die Pflege und Förderung des chriſtlichen Lebens mitzuwachen haben, finden da auch mehrere Beratungen mit den eingebornen Paſtoren und Lehrern ſtatt. Alle Amtsangelegenheiten werden da zur Sprache gebracht, auch etwaige Verfehlungen oder Verſäumniſſe, deren ſich einer ſchuldig gemacht, und nicht ſelten geſchieht es, daß einer und der andre ſich eine brüderliche Ermahnung oder Zurechtweiſung muß gefallen laſſen.

Ihr ſeht: es fehlt auch den im Amte ſtehenden eingebornen Mitarbeitern weder an Unterweiſung noch an Beaufſichtigung und heilſamer Zucht. Und es iſt ein Segen für ſie, daß es ſo iſt. Das Miſſionsſeminar kanns nicht allein zuſtande bringen, daß die Heidenchriſten einen tüchtigen eingebornen Lehrerſtand erhalten. Die Schule legt wohl einen guten Grund dazu, aber die Erziehung muß noch fortgehen auch im praktiſchen Amtsleben. Nur ſo können die eingebornen Helfer allmählich zu ſolchen Männern heranreifen, denen man die geiſtliche Verſorgung der ſelbſtändig gewordenen Gemeinden ihrer Landsleute ganz ſelbſtändig übertragen kann. Und das iſt das Ziel unſrer Miſſionsarbeit. Auch auf den Witiinſeln wird es mit Gottes Hilfe nach und nach dahin kommen, daß die geſamte geiſtliche Pflege in die Hände von Eingebornen gelegt werden kann und vielleicht nur an dem Miſſionsſeminar ein europäiſcher Direktor und neben ihm ein Miſſionsſuperintendent bleibt, der die Oberleitung führt.

Es iſt ein ſehr wichtiges Gebet, das der Heiland ſeinen Jüngern ans Herz legt, wenn er ſie auffordert: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeine Ernte ſende.“ Wir brauchen für den Miſſionsdienſt auch aus den eingebornen Chriſten nicht bloß zahlreiche, ſondern noch notwendiger im Glauben gefeſtete, mit Weisheit und Kraft aus der Höhe ausgerüſtete Männer, auch Männer, die eines Hauptes höher ſind als das übrige Volk, führende, bahnbrechende Männer, Feldherrn, die befähigt ſind an die Spitze ihrer Landsleute zu treten. Schulen reichen nicht aus, ſolche Männer zu bilden. Gott muß ſie geben, und er giebt ſie nur, wenn wir um ſie beten.

XVIII. Eine Mörder- und Märtyrerinsel.

Etwa 300 Meilen östlich von Australien liegt die zu Melanesien gehörige Inselgruppe der Neuhebriden. Nur auf eine von den 14 größeren Inseln dieses Archipels will ich euch heute führen, nämlich auf das südlich gelegene Eromanga, ein Eiland, das zwar nur 2500 Einwohner zählt, aber um des vielen Zeugenblutes willen, das hier vergossen worden ist, in der Missionsgeschichte der Gegenwart eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Die Bewohner dieser Insel waren durch ihre Wildheit und ihren Kannibalismus vor andern Insulanern berüchtigt. Sie lebten untereinander in unaufhörlichen Kriegen; niemand ging anders als bewaffnet aus. Mord und Totschlag war an der Tagesordnung und Menschenfresserei wurde allgemein geübt. Besonders der Fremdling, der schutzlos das Gestade der ungastlichen Insel betrat, war sicher, unter ihren Keulenschlägen zu fallen und ihnen zur Mahlzeit zu dienen, ganz gleich, ob er zu den weißen oder zu den braunen Leuten gehörte.

Leider haben die weißen Männer durch ihr gewaltthätiges und habsüchtiges Betragen die Feindseligkeit der Insulaner und ihre natürliche Wildheit noch gesteigert. Gleich bei dem ersten Besuche, den ein britischer Seefahrer auf Eromanga machte, floß Blut. Als nämlich 1774 der berühmte Kapitän Cook dort landete, machten etliche Eingeborne den Versuch, allerlei Gegenstände zu stehlen. Cook richtete sofort seine Flinte auf die Diebe und als diese versagte und die Insulaner ihrerseits zu den Waffen griffen, ließ er mit Kanonen unter sie feuern. So war der Kriegszustand erklärt und als später andre Schiffe kamen, nahmen die Eingebornen für das vergossene Blut Rache. Seitdem ist die Geschichte des Verkehrs der Europäer mit den Eingebornen von Eromanga eine fortlaufende Reihe blutiger Mordthaten gewesen.

Seit Anfang der dreißiger Jahre kam der Handel mit Sandelholz in Schwung und um dieses kostbaren, wohlriechenden Holzes

willen, das besonders von den Chinesen sehr geliebt und gut bezahlt wird, wurde auch Eromanga von weißen Schiffern und Händlern viel besucht. Wohl hat es auch unter den Sandelholzhändlern rechtschaffene Männer gegeben, die einen ehrlichen Handel mit den Insulanern trieben; aber sie bildeten nur die Ausnahmen, die meisten erlaubten sich schreiende Frevelthaten. Sie lockten Eingeborne auf ihre Schiffe und hielten sie so lange als Geiseln fest, bis ihre Landsleute Holz genug herbeigeschafft hatten, für das man ihnen dann einen Spottpreis gab. Oder sie landeten und schossen die Insulaner ohne weiteres nieder, wenn sie sich der Ausfuhr des Holzes widersetzten oder einen höheren Preis begehrten. Ja, sie halfen den Eingebornen mit ihren Schießwaffen gegen ihre Feinde, mit denen sie im Kriege lebten, und ließen sich als Preis für die Getöteten so und so viel Holz zahlen.

In der neueren Zeit ist an die Stelle des Sandelholzhandels ein noch schlimmerer Menschenhandel getreten. Auf den australischen und andern oceanischen Kolonien braucht man Arbeiter und da sich diese Arbeiter nicht von selbst auf den Kolonien einstellen, so schickt man besondere Schiffe aus, die durch List oder Gewalt die Eingebornen ihren heimatlichen Inseln entführen. Die Kapitäne dieser Schiffe erhalten für jeden Arbeiter, den sie liefern, einen Maklerlohn von 2—300 Mk.; je mehr Menschen sie in die Kolonien bringen, desto größer ist also ihr eigner Gewinn. Die Insulaner sollen ja freilich nur mit ihrem eignen Willen die Heimat verlassen und bloß auf eine Reihe von Jahren gemietet werden, aber thatsächlich werden die meisten wider ihren Willen fortgeschleppt und die Heimat sehen nur sehr wenige wieder. Man schließt allerdings zum Schein Kontrakte mit ihnen ab, aber in den meisten Fällen verstehen die Eingebornen diese Kontrakte nicht. Häufig lockt man sie unter irgend einem Vorwande aufs Schiff und fährt dann mit ihnen davon. Oder man bringt die Kanus, in welchen die Insulaner heranrudern, zum Umschlagen und fischt dann aus dem Wasser, wen man kriegen kann. Setzen sie sich zur Wehr, so wird von den Feuerwaffen Gebrauch gemacht. Für die Entführten und die Getöteten üben dann die aufgebrachten Wilden an dem ersten besten Weißen, der in ihre Hände fällt, Vergeltung; dann kommt ein europäisches Kriegsschiff und übt seinerseits Rache an den Insulanern und so gehts von einer Ungerechtigkeit zur andern und von Mord zu Mord.

Es liegt auf der Hand, daß durch dieſe Art des Verkehrs der Weißen mit den Eingebornen das Werk der Miſſion ganz unſäglich erſchwert wird. Die mißtrauiſch gemachten Wilden machen zwiſchen Weißen und Weißen keinen Unterſchied und mehr als einmal haben Miſſionare die Sünden der Sandelholz- oder der Arbeiterhändler mit ihrem Leben büßen müſſen. Jedenfalls dauert es lange, bis die Boten des Evangeliums die mißtrauiſchen Inſulaner davon überzeugt haben, daß ſie eines andern Geiſtes Kinder ſind als die meiſten Schiffsleute und Händler, und bis ſie das Vertrauen derſelben ſich erworben haben.

Auf Eromanga hat das viel teures Blut gekoſtet. Es war am 19. November 1839, als der erſte Bote des Evangeliums die gefürchtete Inſel betrat. Dieſer Bote war kein geringerer als der berühmte John Williams, den man den „Apoſtel der Südſee“ genannt hat. Er war kurz zuvor von einer Beſuchsreiſe aus England mit einem eignen Miſſionsſchiff nach den Samoainſeln zurückgekehrt und ſein Herz brannte vor Begierde, auch den wilden Bewohnern der Neuhebriden das Evangelium des Friedens zu verkündigen. Eine Anzahl eingeborner Samoalehrer war bereit, ihren „geliebten Vater“ auf dieſer gefährlichen Reiſe zu begleiten und ſich als Miſſionare auf den einzelnen Inſeln ſtationieren zu laſſen. Von 30 Männern, die ſich zu dieſem kühnen Wagnis erboten, hatte Williams die 12 tüchtigſten ausgewählt und ſich mit ihnen und zwei jungen engliſchen Miſſionaren, Cunningham und Harris, auf den Weg gemacht. Todesahnungen erfüllten ſeine Seele, als er am 3. November auf Upolu ſeine Abſchiedspredigt über die Worte der Apoſtelgeſchichte (20, 36 ff.) hielt: „Und da er ſolches geſagt, kniete er nieder und betete mit ihnen allen. Es ward aber viel Weinens unter ihnen allen und fielen Paulo um den Hals und küſſeten ihn, am allermeiſten betrübt über das Wort, das er ſagte, ſie würden ſein Angeſicht nicht mehr ſehen.“

Zuerſt ließ ſich indes alles glücklich an. Auf der Neuhebrideninſel Tanna wurden die Miſſionare von den Eingebornen freundlich aufgenommen und drei von den Samoalehrern zurückgelaſſen. Bei Eromanga angekommen beſtieg Williams mit dem Kapitän und ſeinen beiden engliſchen Begleitern ein Boot, um die Inſel zu beſuchen. Eine Anzahl am Geſtade ſpielender Kinder erſchien als gutes Zeichen, daß die Eromanganer nichts Böſes im Schild führten, obgleich auf der andern Seite es bedenklich war, daß keine

Weiber ſondern nur Männer ſich ſehen ließen. Williams und der junge Harris betraten zuerſt das Land und entfernten ſich vom Strande, als die Wilden ſich zurückzogen, hoffend, durch Freundlichkeit und kleine Geſchenke ihr Vertrauen zu gewinnen. Bittere Täuſchung. Wenige Minuten nachdem die Gefährten ſie aus dem Geſicht verloren, kam Harris eilenden Laufes zurück, von einer großen Schar mit Keulen bewaffneter Wilden verfolgt. Während der Unglückliche in einen Bach fiel und unter den wütenden Streichen ſeiner Verfolger ſein junges Leben aushauchte, führte Williams noch ein freundliches Geſpräch mit den Kindern. Als er aber den Ton des Muſchelhorns hörte, der ihm wohlbekannten Kriegstrompete der Inſulaner, da wandte auch er ſich zur eiligen Flucht. Aber ſtatt nach dem Boote und den Gefährten zuzulaufen, rannte er nach einer andern Seite des Strandes, die zum Unglück ſteinig und abſchüſſig war. Er fiel vorwärts in das Waſſer; in wenigen Minuten hatten auch ihn die verfolgenden Wilden erreicht und unter den Keulenſchlägen ihres Häuptlings endete der Mann, der den Bewohnern der Südſee 22 Jahre lang ſo viel Gutes gethan hatte. Seine Gefährten waren außer ſtande ihm zu helfen und nicht einmal die teure Leiche konnten ſie von den Mördern erhalten. Wahrſcheinlich wurde ſie von den Kannibalen aufgezehrt. So wurde gleich bei dem erſten Miſſionsverſuche der Boden Eromangas mit Märtyrerblute getränkt.

Man hat ſpäter den Mann gefunden, unter deſſen Keulenſchlägen Williams geendet und von ihm erfahren, daß dieſer Mord die Rache war für den eignen Sohn, den die Weißen ihm getötet! Kauiaui, ſo iſt ſein Name, hat ſpäter ſeine Blutthat mit Thränen bereut und wiederholt beteuert: „O hätte ich gewußt, daß der Mann ein Miſſionar geweſen, ich hätte nie meinen Arm gegen ihn erhoben.“

Erſchütternd waren die Trauerſcenen, welche die Nachricht von Williams Ermordung aller Orten, beſonders auf den Samoainſeln, hervorrief. Aber ſoviel auch des Weinens und Wehklagens war, ſo wurde doch kein Wort der Rache gegen die Eromanganer gehört. Doch ja, man wollte Rache nehmen, aber die Rache, welche Chriſtus gelehrt hat, die Vergebung ſtatt Vergeltung übt und die Übelthat mit Wohlthat vergilt. In der Trauerverſammlung, die auf Raratonga gehalten wurde, ergriff unter andern ein Mann das Wort, der noch vor einem Jahrzehnt ein wilder Krieger und

eingefleiſchter Menſchenfreſſer geweſen war und ſagte am Schluß ſeiner Rede: „Brüder, wiſchet die Thränen aus euren Augen. Meine Frage an euch iſt die: Wie ſteht es um das Werk des Herrn? Wer will dort in den Riß ſtehen, wo Williamu gefallen iſt? Wer will hingehen und den Kampf zu Ende führen, den er begonnen hat? Brüder, ich habe mich erinnert an das Gebet Jeſu, da er am Kreuze hing: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Sollte das nicht auch unſer Gebet ſein? Ich blicke auf den Lehrer und ich blicke auf euch und ich ſage euch, daß das Verlangen meines Herzens dahin geht, auf das nächſte Schiff, das bei uns anlegt, gebracht zu werden, damit ich nach dem finſtern Lande Eromanga geführt und dort ans Land geſetzt werde mitten unter die Heiden, die unſern Vater Williamu erſchlagen haben. Ich will ihnen ſagen, was wir einſt geweſen ſind und was das Wort Gottes nun aus uns gemacht hat und vielleicht verſtehen ſie, was ich ſage. Sollte ich aber fallen unter ihren Händen, — damit wandte er ſich zu einem naheſtehenden Gemeindeglied — ſo folgſt du mir, mein Bruder, und wenn du fällſt, ſo komme ein anderer, und ſo ſoll das Land Eromanga und all ſein Volk für Jeſum gewonnen werden.“

Und ſo iſt es geſchehen: es iſt noch mehr als einer auf Eromanga gefallen, aber es iſt immer ein andrer gekommen, der ſeinen Platz ausgefüllt hat und heute iſt kein Zweifel mehr, daß auch dieſe Mörderinſel bald für den Herrn Jeſum erobert ſein wird.

Schon 1840 ſegelte das Miſſionsſchiff zum zweiten Male nach den Neuhebriden und zwar mit zwei eingebornen Samoalehrern für Eromanga an Bord. Man landete diesmal an der entgegengeſetzten Seite der Inſel und hatte die Freude, daß ein dortiger Häuptling ſich willig zeigte, die mitgebrachten Lehrer unter ſeinen Schutz zu nehmen. Aber er hielt ſchlecht Wort. Als er einigermaßen begriffen, was die Samoaleute wollten, wurde er ihr Feind und gab Befehl, die Boten des Evangeliums auszuhungern. Bei Todesſtrafe durfte kein Inſulaner ihrer Hütte ſich nahen und ihnen Speiſe darreichen. Aber der Herr, der einſt ſeinen Elias durch Raben verſorgte, erweckte die Herzen zweier Männer, daß ſie ſich der Verlaſſenen freundlich annahmen und ſie heimlich mit Speiſe verſorgten. Ohne irgend etwas ausrichten zu können, verlebten die Lehrer von Samoa wie in einem Gefängnis ein ſchreckliches Jahr auf Eromanga und es koſtete viel Mühe und geduldige

Weisheit, sie im folgenden Jahre, als das Missionsschiff wiederkehrte, aus diesem Gefängnis zu befreien.

Dennoch gab die christliche Liebe Eromanga nicht auf. Zwar an die Landung und Stationierung neuer Lehrer war unter den obwaltenden ungünstigen Verhältnissen fürs erste nicht zu denken. Vor allen galt es das Vertrauen der Eromanganer zu gewinnen. So landete das Missionsschiff auf seinen Rundfahrten durch die Neuhebriden Jahr für Jahr auf der Insel und suchte mit den Bewohnern in einen freundlichen Verkehr zu kommen, um sie nach und nach zu überzeugen, daß die Leute auf diesem Schiffe Gedanken des Friedens mit ihnen hätten. Endlich 1849 war man mit diesen geduldigen Bemühungen dahin gekommen, daß es gelang, vier Jünglinge von Eromanga zu bewegen, mit nach Samoa zu gehen. Hier wurden sie drei Jahre lang im Worte Gottes unterrichtet und in ihrer Begleitung schifften sich abermals zwei eingeborne Lehrer ein, die für den Missionsdienst auf Eromanga von dem Herrn besonders zubereitet worden waren. Einer derselben heißt Akatangi und ehe ich in der Erzählung der Missionsgeschichte von Eromanga fortfahre, muß ich euch aus der Lebensgeschichte dieses jungen Mannes ein paar Züge mitteilen.

Eines Abends im Jahre 1840 saß der Missionar Gill auf Raratonga in seinem einfachen Studierstübchen, als ein brauner Knabe zu ihm kam, der ihm den Wunsch aussprach, daß er auch gern etwas für „das Haus Gottes" thun möchte. Verwundert fragte ihn der Missionar: „Wie meinst du das?" „O," lautete die Antwort, „ich könnte ja die Glocke läuten." Damals gab es freilich noch keine eigentlichen Glocken auf der Insel, sondern man bediente sich statt ihrer eines ausgehöhlten Stückes harten Holzes, das an einem Gerüste aufgehängt und mit einem Stabe von Eichenholz geschlagen wurde. Der Missionar, der sich des muntern Knaben freute, erfüllte seinen Wunsch und stellte ihn als Glöckner an, und Akatangi — so war sein Name — that seinen Dienst mit musterhafter Treue. Zwei Jahre später errichtete Gill eine höhere Unterrichtsanstalt, für welche er die tüchtigsten Schüler aus der Dorfschule auswählte. An Akatangi aber hatte er nicht gedacht. Sehr betrübt kam da am Abend der junge Glöckner abermals zu ihm und bat, doch auch ihn mit in die neue Schule herüber zu nehmen, sein Wunsch zu lernen sei gar zu groß und sein Vater werde schon die Einwilligung geben. Auch dieser zweite Wunsch ward ihm erfüllt,

nachdem die eingezogenen Erkundigungen befriedigend ausgefallen waren. Wieder war einige Zeit vergangen, während welcher Akatangi fleißig gelernt hatte, da machte er dem Miſſionar wieder einen Abendbeſuch. „Ich habe," brachte er ſchüchtern heraus, „einen kleinen Gedanken, über den ich gern mit dir ſpräche."

„Nun — der wäre?"

„Ich möchte gern ein Mann Gottes werden."

„Aber das iſt kein kleiner ſondern ein recht großer und guter Gedanke. Gott will, daß wir alle Männer Gottes werden."

„Nun, Lehrer, ich meine, daß ich als ein volles Kirchenglied in die Gemeinde Gottes aufgenommen werde."

„Das allein macht dich aber noch nicht zu einem Manne Gottes."

„Nein, nein, das weiß ich wohl. Ich habe mich ſelbſt dem Herrn ſchon längſt übergeben und nun wünſchte ich, mich auch ſeinem Volke anſchließen zu dürfen."

Da ſich Akatangi untadelig führte und der Miſſionar ſich ebenſowohl von der Reife ſeiner chriſtlichen Erkenntnis wie von der Aufrichtigkeit ſeiner Gottesfurcht überzeugte, ſo wurde er nach einigen Monaten unter die Abendmahlsgenoſſen aufgenommen.

Wieder war eine längere Zeit vergangen, als der mittlerweile zum Jüngling herangewachſene Glöckner dem Miſſionar einen vierten Abendbeſuch machte. „Ich bin nun lange genug unterrichtet worden," ſagte er, „und für alles, was ich gelernt habe, von Herzen dankbar. Aber ich habe noch einen Wunſch. Ich möchte mich gern dem Werke Gottes unter den Heiden weihen. Bitte, wenn du mich für tauglich hältſt, nimm mich ins Lehrerſeminar auf." Nach einigen Wochen war Akatangi Seminariſt und trieb mit großem Eifer ſeine Studien. Da kam das Jahr 1852, in welchem neue Lehrer nach den Neuhebriden geſandt und auch auf Eromanga ein neuer Miſſionsverſuch gemacht werden ſollte. Akatangi wurde mit noch einem jungen Raratonganer für die letztere Inſel beſtimmt, und er weinte vor Freuden, als er von dieſem Beſchluß Kunde erhielt. Aber der Miſſionar merkte ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte und fragte ihn: „Haſt du noch einen Wunſch?" Zögernd kam die Antwort: „Wenn es keine Schwierigkeiten macht, ſo möchte ich mich gern verheiraten."

„Haſt du denn ſchon eine Braut?"

„Ich habe an Maria gedacht."

„Und haſt du auch ſchon mit ihr geſprochen?"

„Nein, ich habe ſie nur oft angeſehen." Da dem Miſſionar die Maria eine geeignete Gehilfin zu ſein ſchien, ſo gab er die Erlaubnis, ihr einen beſtimmten Heiratsantrag zu ſtellen und Akatangi richtete an ſie folgenden Brief: „Ich, Akatangi, bin dazu beſtimmt worden, als Miſſionar zu den Heiden zu gehen, nach den finſtern Landen im Weſten. Ich habe dich ſchon lange angeſehen und nun wünſche ich, daß du mit mir gehſt. Wenn du Jeſum liebſt, wenn du die Heiden liebſt und wenn du mich liebſt, ſo laß uns miteinander gehen. Denke darüber nach und laß mich dann deinen Sinn wiſſen. Segen über dich von Jeſus. Amen." Akatangi erhielt das gewünſchte Jawort, bald wurden beide getraut und nun gings nach Eromanga.

Wie ihr euch erinnert, waren auf dem Miſſionsſchiff auch einige junge Eromanganer, die man vor drei Jahren mit nach den Samoainſeln genommen hatte. Es war eine bewegliche Scene, als einer derſelben ſeinen Landsleuten, die diesmal ohne Furcht in Menge auf das Miſſionsſchiff gekommen waren, in herzlichen Worten erzählte, was er ſelbſt von der Menſchwerdung, dem Leiden und Sterben, der Auferſtehung und Himmelfahrt des Heilandes gelernt hatte und wie dieſe in Verwunderung und Staunen ſeinen Worten lauſchten!

Endlich ſchien die lange verſchloſſene Thür geöffnet und die Stimmung der Eromanganer ganz umgewandelt zu ſein. Willig nahm man die Friedensboten auf und einer der Häuptlinge übergab den Miſſionaren ſeinen eignen Sohn, um ihn als Geiſel und Bürgen für die Sicherheit der ſtationierten Lehrer mit nach Samoa zu nehmen. Mit ihm gingen noch andre ſechs Jünglinge von Eromanga. Als das Miſſionsſchiff Abſchied nahm und ein Eingeborner dem Akatangi Mut zuſprach, weil es gefährlich ſei, auf dieſer Mörderinſel zurück zu bleiben, da erwiderte der unerſchrockene Zeuge: „Mit Gottes Hilfe wird alles gut gehen. Will er aber, daß wir leiden und ſterben, ſo geſchieht es in ſeinem Dienſte, und das iſt ein ſeliges Ding."

Und in der That: es ging auch alles gut. Das verkündigte Wort kam nicht leer zurück. Im Laufe von kaum zwei Jahren ſammelten ſich auf drei Stationen die Eingebornen von Eromanga und die jährlich verſtärkte Schar der Evangeliſten. Einige Bibelabſchnitte wurden in die Landesſprache überſetzt und ſamt einem

Elementarbüchlein eilends gedruckt, denn die Insulaner waren voll Begierde lesen zu lernen. Und mehr als das: die alte Wildheit begann gezähmt zu werden, so daß sogar einige Händler es wagen konnten, auf der gefürchteten Insel sich niederzulassen. Im Jahre 1854 erhielt Missionar Gill von seinem früheren Schüler Akatangi folgenden Brief: „Segen über dich. Wir sind noch immer hier und treiben das Werk Jesu, unsres Meisters und er segnet und fördert das Werk unsrer Hände. Der Häuptling des Stammes, bei dem ich wohne, ist der Mann, der Williams erschlagen hat. Er wußte nicht, daß es ein Missionar war. Er ist jetzt voll Kummer und Betrübnis, wenn er an das denkt, was er gethan hat. Aber nun lehre ich ihn das Wort Gottes lesen und er wächst an Erkenntnis. Meine Freude ist groß in Gott, der mir bis dahin in diesem Werk beigestanden hat, und der die Leute herbeizieht, daß sie sich gern unterrichten lassen. Das Werk ist noch groß. Sendet uns Missionare, daß sie es ausrichten. Das ist meine Bitte an dich."

Auch von den Eingebornen selbst kam die wiederholte Bitte um einen weißen Missionar, der die Leitung des so erfreulich wachsenden Werkes übernehmen möchte. Und der Herr hatte sich seinen Boten bereits ersehen. Weit, weit von Eromanga, im Norden Amerikas, hatte er es in das Herz eines Jünglings, des Sohnes eines schlichten presbyterianischen Farmers in Kanada, gegeben, auf die mit dem Blute Williams getränkte Insel zu gehen. Georg Gordon, das ist der Name dieses Jünglings, hatte schon als Student zu Halifax mit großem Eifer an allen Werken der innern Mission sich beteiligt und dadurch eine gute praktische Vorschule für den Heidenmissionsdienst durchgemacht. Über London, wo er in einer missionseifrigen, fein gebildeten jungen Engländerin eine treffliche Gattin fand, reiste er nach Eromanga und landete hier am 17. Juni 1858. Das Leben, welches das junge Ehepaar hier führte, bestand in einer ununterbrochenen Kette von Entbehrungen und Gefahren aller Art; aber in der Kraft des Glaubens ertrugen sie alle Beschwerden, ohne auch nur ein einzigesmal zu klagen. In kurzer Zeit sammelten sich 150 Eingeborne, wenn das Glöcklein zum Gottesdienst in der kleinen Kapelle einlud, die in der Nähe des Missionshauses erbaut worden war. Ermutigt durch diesen Erfolg wagte Gordon eine Rundreise über die Insel und an mehr als einem Orte fand er die Leute für seine Botschaft

zugänglich. Daneben ſtieß er freilich auch auf Spuren von Kannibalismus, vor denen ſelbſt ſeine Begleiter ſich entſetzten. „Ich fürchte mich nicht," ſchrieb er in die Heimat, „unter dieſe deſperaten Kannibalen mich zu wagen. Ich verſtehe nun ihre Sprache und kann ihnen ohne Hemmung das beſänftigende und alle Leidenſchaften mildernde Evangelium von der Gnade Gottes in Chriſto verkündigen. Ohne genauere Kenntnis der Sprache wäre es allerdings nicht ratſam, ſich unter ſie zu wagen, wegen ihrer entſetzlichen Gier nach Menſchenfleiſch." Unerſchrocken und unverdroſſen arbeitete er unter einem mörderiſchen Geſchlechte und ſchon ſchien es, als dämmre der Tag über dieſen dunkeln Ort voll Grauſamkeit — da kam 1861 plötzlich die erſchütternde Kunde nach Europa: Gordon ſamt ſeiner Gattin iſt von den Eromanganern erſchlagen!

Wie war das zugegangen? Eine heftige Maſernepidemie war auf der Inſel ausgebrochen und hatte große Verheerungen angerichtet. Die Eingebornen nannten die Seuche: „Des weißen Mannes Fluch" und nur ein unter ihnen ausgebrochener Zwiſt hatte es verhindert, daß alle Fremden ermordet wurden. Schon vor dem Ausbruch dieſer Krankheit hatte ſich eine beſonders ſtarke Feindſchaft gegen das Evangelium unter den Eingebornen gezeigt und das Morden und alles heidniſche Greuelweſen war ſchlimmer geworden als zuvor. Angeſichts dieſer Thatſachen hatte Gordon beweglich gewarnt, doch umzukehren von dieſen böſen Wegen, um nicht ein Gericht des göttlichen Zornes auf ſich herabzuziehen. Nun war dieſes Gericht gekommen und die Eingebornen glaubten, der Miſſionar habe es von ſeinem Gott auf ſie herabgebetet. So bildete ſich eine Verſchwörung gegen ſein Leben. Acht der Verſchwornen, von einem Häuptling geführt, verſteckten ſich in einem Buſche, während der neunte den an ſeinem neuen Hauſe arbeitenden Gordon herbeilockte, unter dem Vorwande, der Häuptling wünſche ihn zu ſehen und begehre Arznei für einen Kranken. An dem Verſteck angekommen, ſchlägt der Mörder ſein Beil tief in den Rücken des vor ihm hergehenden Miſſionars und trennt mit einem zweiten Schlage das Haupt vom Rumpfe. Jetzt brechen auch die übrigen aus dem Verſteck hervor und zerſtückeln ihr unglückliches Opfer. Darauf läuft einer der Blutmenſchen zu der durch den teufliſchen Lärm bereits erſchreckten Frau. „Was ſoll der Lärm?" fragt ſie den Kommenden. Er lacht und ſagt: „Es iſt nichts, die

Knaben machen ſich nur luſtig.“ „Wo ſind die Knaben?“ fragt weiter die beſorgte Frau und während ſie ſich umwendet, trifft auch ſie das Beil des Mannes in die Schulter. Lautlos ſinkt ſie zuſammen, da haut der Mörder ihr den Kopf ab und verſtümmelt den Körper auf die gräßlichſte Weiſe.

So hatte Eromanga zum zweiten Male Märtyrerblut getrunken und das Miſſionswerk ſchien gänzlich zum Stillſtand gekommen zu ſein auf dieſer unverbeſſerlichen Mörderinſel. Die Aufregung und Erbitterung der Eingebornen war ſo groß, daß die Samoalehrer und die wenigen dem Evangelio ernſtlich zugethanen Eromanganer auf die benachbarte Inſel Aneityum überſiedeln mußten, wo das Chriſtentum bereits feſten Fuß gefaßt hatte. Aber: „Sein Werk kann niemand hindern, ſein Arbeit darf nicht ruhn.“ Das teure Blut von vier Zeugen Chriſti, das auf Eromanga gefloſſen, gab der Miſſion ein geheiligtes Recht auf dieſe Inſel und einen feſten Grund zu der Hoffnung, es werde auch hier eine Saat der Kirche werden. Als man die Inſel verließ, geſchah das in der ſichern Erwartung, das Panier des Kreuzes bald wieder aufzupflanzen. Mehrere Eingeborne kamen an Bord, unter ihnen der Häuptling Kauiaui, Williams Mörder. Sie alle verſicherten, in einem Jahre werde die gegenwärtige Aufregung vorüber ſein und dann werde nichts im Wege ſtehen, daß ein andrer Miſſionar auf der Inſel ſich niederlaſſe.

Und Gott ſei Dank — mit dieſem Rückzuge iſt die Miſſionsgeſchichte Eromangas nicht zu Ende. Wenn es gilt, eine feindliche Feſtung zu erobern, fallen hunderte von Menſchen. Unſer Herr Jeſus Chriſtus, der ſelbſt ſein Leben gegeben hat, um uns zu erlöſen, iſt es erſt recht wert, daß Menſchenleben geopfert werden, wenn es gilt, an den finſterſten Orten der Grauſamkeit ſein Reich aufzurichten. Und geprieſen ſei ſein herrlicher Name, daß es ihm auch heute nicht an Zeugen fehlt, die bereit ſind, ihr Leben zu laſſen, um die Feſtungen Satans zu erobern.

Nicht lange lag auf Eromanga das blutbefleckte Banner des Kreuzes am Boden. Ein leiblicher Bruder des zuletzt ermordeten Miſſionars hob es wieder auf: Jakob Gordon. Noch hatte er ſeine theologiſche Ausbildung nicht beendet, als er die Schreckenskunde von dem Tode ſeines Bruders und deſſen liebenswürdiger Gattin erhielt. Brennend vor Verlangen, der Rächer ſeines Bruders zu werden dadurch, daß er den Mördern desſelben das Evan-

gelium der Verſöhnung predigte, beeilte er ſeine Studien und ſchon im Juli 1864 betrat er das Land, das die Boten des Friedens bisher nur getötet hatte. Darauf gefaßt, daß vielleicht auch er ein gleiches Geſchick werde erleiden müſſen, kam er unverheiratet, bereit, lieber die größten Entbehrungen auf ſich zu nehmen, als von der Beſorgnis ſich drücken zu laſſen, ein zweites Leben dem Tode entgegenzuführen.

Zunächſt widmete ſich Jakob Gordon mit großem Eifer der Erlernung der Sprache und dem Unterrichte der Jugend. Von den bis dahin getauften Inſulanern waren nur drei auf Eromanga zurückgeblieben, aber es ſammelte ſich bald wieder ein Häuflein Taufbewerber, die einer der Samoalehrer, die gleichfalls auf die Inſel zurückgekehrt waren, in ſeiner beſonderen Pflege hatte. Aus ihnen durfte Gordon 16 Erwachſene taufen. Mit großer Selbſtverleugnung und hingebender Treue arbeitete der einſam ſtehende, manchmal etwas wunderliche Mann; mit tapferm Mute ſtritt er gegen den Menſchenhandel, der fortwährend Eingeborne von der Inſel entführte, von denen nur ſelten einer zurückkehrte; dazu überſetzte er die heiligen Evangelien, machte auch verſchiedene Reiſen auf benachbarte Inſeln und predigte unermüdlich. Als die Wilden ihm erzählten, daß ſeine ermordete Schwägerin oft durch Geſang und Muſik ihre Herzen gerührt habe, da ließ er ſich eine Drehorgel kommen, auf der er ihnen allerlei Melodien vorſpielte. Kurz, er that, was er konnte, um ſich die Herzen der Inſulaner zu gewinnen und wieder ſchien es, als wollte es Tag werden auf dem nachtbedeckten Eromanga — *da wurde auch Jakob Gordon von den Eingebornen erſchlagen!*

Ein Inſulaner hatte ihn gebeten, mit ihm zu ſeinen kranken Kindern zu kommen. Gordon, wie immer zur Hilfe bereit, begleitete den Vater auf der Stelle. Eben hatte er die Überſetzung des ſiebenten Kapitels der Apoſtelgeſchichte beendet, das den Märtyrertod des Stephanus erzählt. Er ahnte nicht, daß er im Begriff ſtand, ſeinen eignen Märtyrergang anzutreten. Als ſie die Hütte betraten, waren die beiden Kinder bereits geſtorben. Der erregte Vater beſchuldigte den Miſſionar, er habe durch Zauberei den Tod der Kinder bewirkt und erſchlug ihn mit dem Beile. Das geſchah am 25. Februar 1872. Kurz darauf wurde auch das Miſſionshaus zerſtört.

Das war alſo das fünfte teure Menſchenleben, das im Dienſte

der Miſſion auf Eromanga geopfert wurde. Wird man nun dieſe Mörderinſel aufgeben? Im Gegenteil; das vergoſſene Märtyrerblut läßt keine Ruhe, bis man ſie erobert hat. Es geht mit der Miſſion auf Eromanga, wie Naemi in bezug auf Boas zu ihrer Schwiegertochter ſagte: „Sei ſtille, meine Tochter, bis du erfährſt, wo es hinaus will; denn der Mann wird nicht ruhen, er bringe es denn zum Ende."

Über dem Grabe des jüngeren Gordon erſtand bald ein neuer Streiter, ein Landsmann von ihm, der bereits ſieben Jahre auf dem benachbarten Aneityum gelebt und dort Baumwollenbau getrieben hatte: Robertſon. Dieſer Mann war durch Gordon zum Glauben gekommen und ſo für die Miſſion begeiſtert worden, daß er in ſeiner Heimat noch ein Miſſionsſeminar beſuchte und dann mit ſeiner mutigen Gattin ſich auf Eromanga niederließ. Zunächſt ſammelten ſich alle dem Chriſtentum geneigten und bereits getauften Eingebornen auf einer Station nahe dem Strande, weil eine ſtarke Gemeinſchaft den ſicherſten Schutz vor den Angriffen der Wilden gewährte. Allmählich kehrte wieder größere Sicherheit ein; man wagte es, auch an andern Orten Gemeinden zu ſammeln und Kirchlein zu bauen und im Jahre 1878 wohnten gegen 400 Eromanganer den Gottesdienſten bei, von denen 43 volle Kirchenglieder waren, die das Recht hatten, zum heiligen Abendmahl zu gehen und 21 Inſulaner waren als freiwillige Gehilfen des Miſſionars mit in die Arbeit getreten.

Ein wichtiges Ereignis war 1879 die Einweihung einer ſchönen, einfachen Gedächtniskirche zum Andenken an die Märtyrer von Eromanga. Sie ſteht in der Nähe des Ortes, wo Williams mit ſeinem Gefährten Harris erſchlagen worden iſt. Eine ſchlichte Tafel in derſelben nennt die Namen und die Todestage der Märtyrer nebſt den beiden Bibelſprüchen: „Dieſe Menſchen haben ihre Seelen dargegeben für den Namen unſres Herrn Jeſu Chriſti" (Apſtg. 15, 26) und „Das iſt je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß Chriſtus Jeſus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen, unter denen ich der vornehmſte bin" (1 Tim. 1, 15). Unter den Eingebornen, die bei dieſer Gelegenheit das Wort ergriffen, befand ſich auch ein Sohn des mittlerweile in einem Kriege gefallenen Mörders von Williams, der ein Weihegebet ſprach. Noch vor einem Jahre hatte dieſer Mann dem Miſſionar Robertſon nach dem Leben getrachtet und jetzt redete er prieſterliche

Gebetsworte bei der Einweihung einer Märtyrerkirche! Das war ein mächtiges Zeugnis von der errettenden Kraft des Evangeliums und eine hoffnungsvolle Weisſagung, daß die Mörder der Märtyrer auf Eromauga doch noch kommen und anbeten werden im Heiligtum unſres Gottes.

Es iſt ein wunderſames Geheimnis, warum gerade auf dieſer Inſel das Werk des Herrn durch ſoviel Sterben hat gehen müſſen. Wer weiß, vielleicht hat Gott den wilden Eromanganern noch eine beſondere Aufgabe zugedacht, wenn ſie erſt das Evangelium angenommen haben werden. Jedenfalls wird es ein herrlicher Triumph der göttlichen Gnade ſein, wenn ſie dieſe Mörderinſel zu einer Stätte des Friedens und ihre Bewohner zu Nachfolgern des ſanftmütigen Heilandes gemacht haben wird. Wie es ſcheint, iſt heute die Zeit nicht mehr fern, da dieſe Hoffnung ſich erfüllt. Unter den 2500 Bewohnern Eromangas ſind heute über 1000 Chriſten und aus dieſen giebt es ſchon 34 Lehrer! Wie einſt der Mann, der aus einem Saulus ein Paulus geworden war, ſo wird dann auch Eromanga rühmen dürfen: „Darum iſt mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir vornehmlich Jeſus Chriſtus erzeigete alle Geduld, zum Exempel denen, die an ihn glauben ſollten zum ewigen Leben.“

XIX. Eine Missionsfahrt durch Mikronesien.

An einem der letzten Tage im April des Jahres 1857 ging im Hafen von Honolulu auf Hawaii ein von Amerika kommendes Segelschiff vor Anker, das von tausenden von Menschen, besonders von Kindern, mit großem Jubel bewillkommnet wurde. Die Ankunft eines fremden Schiffes ist heutzutage in diesem Hafen kein außerordentliches Ereignis mehr und die Eingebornen nehmen kaum Notiz davon. Aber mit diesem amerikanischen Schiffe hatte es seine besondere Bewandtnis. Als es die Flagge aufzog, war darin ein großer Stern zu sehen, und über demselben stand mit großen Buchstaben sein Name: Morning Star, d. h. Morgenstern. Dieser Name kündete seine Bestimmung: es sollte den fernen Inseln, auf denen die Nacht des Heidentums noch herrschte, das Licht Gottes bringen, damit auch auf ihnen der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe im Herzen ihrer Bewohner. Ihr merkt, es war ein Missionsschiff. Dieses Missionsschiff war aber in doppelter Beziehung besonders merkwürdig: erstens hatten es Kinder der Mission geschenkt. Nämlich tausende von Sonntagsschulkindern in Nordamerika und auf Hawaii hatten zusammengesteuert und in kurzer Zeit mehr als 110 000 Mk. aufgebracht. Die Kinder betrachteten daher den „Morgenstern" als ihr eignes Schiff und nahmen an ihm ein ganz besonderes Interesse. Doktor Luther hat einmal seinen lieben Freund und Mitarbeiter Melanchthon durch das Wort kräftig aufgerichtet: „Sei getrost, Philippe, die Kinder beten für uns." Nun, den Männern, die auf dem „Morgenstern" ihre Missionsreisen gemacht, ist es auch oft ein großer Trost gewesen, daß dieses Schiff nicht bloß durch Kindergaben gebaut, sondern auch von Kindergebeten auf seinen Fahrten begleitet wurde, und die Ewigkeit wird es einst offenbaren, wieviel Anteil an dem Segen, den es tausenden von Südseeinsulanern gebracht hat, diese Kindergebete haben.

Zum andern gehörte dieses Schiff einer Missionsgesellschaft, welche Heidenchristen gebildet hatten. Schon seit dem Jahre 1852 war nämlich auf Hawaii unter den eingebornen Christen eine Missionsgesellschaft ins Leben getreten, die unter der Oberleitung einiger amerikanischer Missionare hawaiische Lehrer nach

Mikroneſien und auf die Markeſasinſeln abgeordnet hatte, um den dortigen Heiden das Evangelium zu bringen. „Was iſt natürlicher,“ hatte einer der hawaiiſchen Paſtoren bei der Abordnung dieſer Lehrer geſagt, „als daß wir, die wir ſelbſt vor kurzem noch Heiden waren und deren Finſternis nun durch das Evangelium vertrieben worden iſt, die Segnungen dieſes Evangeliums auch unter andern Stämmen dieſes Oceans verbreiten! Dieſe Stämme ſind heute noch, was wir ſelbſt geweſen ſind: finſtre Heiden, entartete Götzendiener. Sollten wir uns ihrer nicht erbarmen, wie ſich die Chriſten der Vereinigten Staaten von Nordamerika unſrer erbarmt haben?“

Das Hauptmiſſionsgebiet, welches dieſe junge hawaiiſche Miſſionsgeſellſchaft ins Auge faßte, war derjenige Teil der ſüdoceaniſchen Inſelwelt, der den Namen Mikroneſien trägt und der heute ein ganz beſonderes Intereſſe für uns hat, da mehrere Gruppen desſelben deutſches Schutzgebiet geworden ſind. Dieſer Name bedeutet Kleininſelwelt, denn es finden ſich dort auf einem Raume von gegen 500 Meilen Länge hunderte, ja tauſende kleiner Inſelchen, von denen viele gar nicht, andre nur von einer ziemlich kleinen Bevölkerung bewohnt ſind. In ganz Mikroneſien ſollen nur etwa 90 000 Menſchen leben. Dieſe Inſelwelt iſt ziemlich weit von Hawaii entfernt, wohl 6—800 Meilen weit, und zwar in ſüdweſtlicher Richtung. Sie ſchließt ſich an die weſtlichen Gruppen Polyneſiens an und erſtreckt ſich nordweſtlich bis zu den Philippineninſeln hin im indiſchen Ocean. Die drei Hauptgruppen, auf denen die Boten der hawaiiſchen Miſſionsgeſellſchaft nach und nach feſten Fuß faßten, heißen die Gilbert-, die Marſhall- und die Karolineninſeln.

Für eine ſolche Inſelmiſſion war ein eignes Miſſionsſchiff unabweisbares Bedürfnis. Und zwar aus mehr als einem Grunde. Die hawaiiſchen Lehrer, welche man auf den einzelnen Inſeln ſtationierte, waren noch nicht reif genug, als daß man ihnen ganz ſelbſtändig das Werk hätte anvertrauen können. Sie bedurften einer geordneten Oberleitung durch amerikaniſche Miſſionare, die ſie wenigſtens jedes Jahr einmal regelmäßig beſuchten, um nachzuſehen, ob ſie auch alles recht machten. Für dieſe Beſuche fremde Schiffsgelegenheit zu benutzen ging aber nicht an, da ſich dieſe Gelegenheit ſelten fand und jedenfalls ſehr unſicher war. Ein in Mikroneſien ſtationierter amerikaniſcher Miſſionar erhielt die

Nachricht von dem Tode seiner Mutter erst, als seit demselben über zwei Jahre vergangen waren. Dazu kommt noch ein andrer gewichtiger Grund, der in der Beschaffenheit der mikronesischen Inseln liegt. Weit die meisten derselben sind nämlich felsige Korallenriffe oder Laguneninseln, d. h. schmale, längliche oder ringförmige felsige Landstreifen, die sich um einen See in ihrer Mitte herumlegen. Auf diesen Inseln giebt es nur eine sehr kümmerliche Pflanzen- und noch viel ärmlichere Tierwelt. Neben den Fischen, die das Meer liefert, bilden die kopfgroßen Nüsse der Kokospalme mit ihrem mandelartigen Kern und süßen Milchsaft das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Auch für den Bau und die Einrichtung einer einfachen Wohnung wie für die Kleidungsbedürfnisse bieten diese ärmlichen Inseln wenig Material. So müssen also die auf ihnen stationierten Lehrer mit allerlei, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, von auswärts versorgt werden. Und da man diese Versorgung wiederum nicht von dem zufälligen Eintreffen der Handelsschiffe abhängig machen kann, so braucht man eben ein eignes, regelmäßig die Inseln besuchendes Missionsschiff. Ohne ein solches Schiff wäre im Anfang ein amerikanischer Missionar fast dem Hungertode erlegen. Die Eingebornen teilten ihm ja von ihrer spärlichen Nahrung mit, was sie entbehren konnten, aber der Fremdling vertrug die dürftige Kost nicht, erhielt von ihr auch keine Kraft. Da kam zum Glück das Missionsschiff noch zur rechten Stunde. Man hatte eine Kuh am Bord und mit ihrer Milch wurde der geschwächte Mann so lange ernährt, bis er imstande war, wieder feste Speise zu sich zu nehmen.

Das erste Missionsschiff, welches von dem Scherflein der amerikanischen und hawaiischen Sonntagsschulkinder erbaut worden war, steht freilich lange nicht mehr im Dienste. Schon 1866 war es unbrauchbar geworden. Aber die Kinder ließen es sich nicht nehmen, für ein zweites zu sammeln und als dasselbe 1869 Schiffbruch litt, haben sie sogar einen dritten „Morgenstern“ bauen helfen. Und als auch diesem im Jahr 1884 dasselbe Geschick widerfuhr, da haben sie für einen vierten gesammelt und der übertrifft alle früheren an Dauerhaftigkeit und Brauchbarkeit; dieser neue „Morgenstern“ ist auch ein stattlicher Dampfer. Es geht eben immer schneller voran in der Mission; da kommen die Segelschiffe nicht mehr mit.

Wie schon bemerkt fährt das Missionsschiff jedes Jahr einmal

von Hawaii nach Mikroneſien und beſucht dort alle die Inſeln, auf denen chriſtliche Lehrer ſtationiert ſind. Es braucht zu dieſer Reiſe im Durchſchnitt 7—8 Monate; mit dem Dampfſchiff wirds von jetzt ab wohl bedeutend kürzer dauern. Ihr könnt euch denken, was für eine Freude es den einſamen Männern iſt, wenn das erſehnte Schiff kommt und nicht bloß die notwendigen Lebensbedürfniſſe und Nachrichten aus der Heimat, ſondern auch liebe Gäſte bringt, mit denen ſie Stunden brüderlicher Gemeinſchaft genießen dürfen, durch die ihr Glaube und ihr Arbeitseifer neue Stärkung empfängt. Und wie für die Lehrer und deren Frauen, ſo iſt auch für die chriſtlichen Gemeinden auf den einſamen, abgelegenen Inſeln die Ankunft des Miſſionsſchiffes ſtets ein großes Feſt, auf das ſie ſchon wochenlang vorher ſich freuen.

Wir wollen nun den „Morgenſtern" auf einer ſeiner Fahrten begleiten, um kennen zu lernen, wie es auf den von der Miſſion beſetzten mikroneſiſchen Inſeln ausſieht. Ich will die umſtändlichen Vorbereitungen nicht ſchildern, die es auf Hawaii giebt, um das Schifflein mit allem nötigen Bedarf auszurüſten, auch den ſchönen Abſchieds-Gottesdienſt nicht beſchreiben, in welchem die Reiſenden dem Schutze des allmächtigen Gottes befohlen werden. Wir haben eine lange Fahrt vor uns und wollen viele Beſuche machen, alſo ſchnell auf das Schiff. Ein lieber, frommer amerikaniſcher Chriſt iſt ſein Kapitän und die übrige Bemannung beſteht aus zwei amerikaniſchen Matroſen, ſieben Hawaiiern, einem Karolineninſulaner und zwei Chineſen, lauter Leuten, die den Herrn Jeſum lieb haben. Unter günſtigem Nordoſtwind ſegelt das Schiff direkt auf die am ſüdlichſten gelegenen Gilbertinſeln zu. Faſt 600 Meilen lang geht's durch eine inſelloſe Waſſerwüſte. Da Wind und Wetter günſtig bleibt, bekommen wir ſchon nach etwa drei Wochen Tapiteuea, eine der ſüdlichſten Inſeln dieſer Gruppe, die von etwa 4—5000 Menſchen bevölkert iſt, zu Geſicht.

Es wohnt hier ein ſchamloſes Geſchlecht, das faſt ohne jede Bekleidung einhergeht. Die Männer ſind kriegsluſtig und bringen ſich gern möglichſt ſchwerheilende Wunden bei; haben auch die ſonderbare Gewohnheit, wenn ſie erboſt ſind, ſich einander die Naſen abzubeißen. Als einer einmal auf das Miſſionsſchiff erzürnt war, kletterte er an dem Schiffsſchnabel hinauf und biß der aus Holz geſchnitzten Figur, die dort angebracht war, die Naſe ab, ſo daß man ſie durch eine bleierne erſetzen mußte. Seit etwa zwölf

Jahren sind hier zwei hawaiische Lehrer stationiert. Hunderte von Heiden vernichteten ihre Götzen und gaben ihre großen Rathäuser zur Abhaltung christlicher Gottesdienste her, zu denen sich oft über 1000 Menschen versammelten. Viermal in der Woche ward auch Schule gehalten, in der man sich freilich auf die Mitteilung der allereinfachsten Kenntnisse beschränkte. Die Zahl der christlichen Gemeindeglieder wuchs allmählich auf 900. Fast schien es auch, als ob mit der Annahme des Christentums der kriegerische Sinn der Insulaner überwunden wäre, denn viele lieferten ihre Waffen ab, damit sie verbrannt würden. Leider war das aber ein voreiliger Triumph gewesen, denn die Christen hatten sich neue Waffen fabriziert, ihre heidnischen Landsleute, weil sie die heidnischen Gebräuche nicht aufgeben wollten, überfallen und hunderte von ihnen, Männer, Weiber und Kinder, erschlagen. Und was das allertraurigste war: die hawaiischen Lehrer hatten diesen schändlichen Kriegszug gerechtfertigt, weil er gegen die Feinde des Herrn gerichtet sei. Die Kunde von diesem schrecklichen Ereignis war bereits nach Hawaii gedrungen und nun sollte an Ort und Stelle Untersuchung und Gericht gehalten werden. Unter diesen Umständen war der diesmalige Besuch des Missionsschiffes auf Tapiteuea für niemand ein Freudenfest. Da sich die beschuldigten Lehrer nicht genügend verteidigen konnten, so wurden sie sofort ihres Amtes entlassen. Dann wurden die sämtlichen Gemeindeglieder versammelt und ihnen zuerst eine ernste Bußpredigt über das Wort gehalten: „Liebet eure Feinde.“ Am Schlusse derselben forderte der Missionar die Versammelten auf: wer sein Unrecht einsieht und bereut, der erhebe die Hand. Alle hoben beide Hände in die Höhe. Wer den ernsten Willen hat, fuhr er dann fort, einen solchen Wandel zu führen, wie das Evangelium ihn von einem Christen verlangt, der erhebe die Hand. Wiederum hoben alle ihre Hände in die Höhe. Da den Leuten gedroht worden war, daß sie keine christlichen Lehrer wieder erhalten sollten, so kamen sie jetzt und flehten, sie nicht so hart zu strafen und nicht das Wort Gottes von ihnen zu nehmen. Nun, hoffentlich hat dieser Strafernst einen tiefen Eindruck auf die Leute gemacht und bleibt es das erste und letzte Mal, daß in der mikronesischen Mission die jungen Christen durch solche traurige Gewaltthaten das Heidentum zu bekämpfen suchen.

Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen wird Tapiteuea verlassen, um auf den benachbarten Koralleninseln, auf denen gleich-

falls ein mörderiſches Volk lebt, die dortigen Lehrer zu beſuchen. Wir halten uns aber hier, wo die Miſſionserfolge noch ſehr gering ſind, nicht auf, ſondern ſegeln weiter nach der etwa 30 Meilen entfernten, und von faſt 2000 Menſchen bewohnten Inſel Apamama. Hier findet ein ganz anderer Empfang ſtatt. Eine kleine Flotte von Booten, die dicht mit Eingebornen beſetzt ſind, fährt dem Miſſionsſchiff ins offne Meer hinaus entgegen. Wie auf den meiſten mikroneſiſchen Inſeln, ſo kann auch auf Apamama wegen des Felſenriffs, das die Inſel umgiebt, der „Morgenſtern" nicht landen. Er muß im offnen Meere bleiben und in der Nähe der Inſel langſam hin und her fahren. Bald iſt ein Boot von ihm heruntergelaſſen und von den fremden Gäſten beſtiegen. Mit hellem Jubel bewillkommnen es die Eingebornen, und nehmen es in ihre Mitte, um es ſicher durch die gefährliche Brandung auf ihre Heimatinſel zu geleiten. In dichten Scharen ſteht dort die übrige Bevölkerung, an ihrer Spitze der eingeborne Lehrer und zum allgemeinen Erſtaunen auch — der König! Alle wollen den Miſſionar begrüßen und durch ein kleines Geſchenk, wie es ihre ärmlichen Verhältniſſe erlauben, ihn erfreuen.

Und wie viel Erfreuliches giebt's hier zu erzählen! Zunächſt von dem „König" der Inſel, Tata, mit dem eine große Veränderung vorgegangen iſt. Noch vor wenigen Jahren hatte dieſer Mann einem ſeiner Unterthanen, der die chriſtliche Schule beſuchte, einfach darum den Kopf abſchlagen laſſen, weil er ſich erdreiſtet hatte, mehr zu lernen als der König ſelbſt zu lernen für gut fand — eine eigentümliche Methode, um der klügſte im Volke zu bleiben. Aber jetzt hatte der König wirklich gelernt, ja ſich zur Taufe gemeldet und von ſeinen 34 Frauen 33 entlaſſen, um — wie es einem Chriſten geziemt — künftig nur ein Eheweib zu haben. Vor kurzem hatte er auf der benachbarten Inſel Maiana einen Beſuch gemacht. Erfreut darüber, daß der ſonſt ſo kriegsluſtige Herrſcher in friedlicher Abſicht kam, wollten die Inſulaner durch heidniſche Tänze und Trinkgelage ſeine Anweſenheit verherrlichen. Aber Tata verbat ſich das, indem er den Leuten folgende Anſprache hielt: „Ich bin zu euch gekommen ohne Waffen, denn ich habe den Krieg aufgegeben. Ich kann auch eure Trinkgelage und heidniſchen Spiele nicht annehmen, denn ſie ſind böſe. Ich habe etwas Neues gelernt, nämlich daß alle dieſe Dinge Sünde ſind. Es giebt ein Leben nach dieſem Leben und wenn wir uns nicht auf dieſes ewige

Leben vorbereiten, so gehen wir verloren. Ich habe von Jesus Christus gehört, er ist der König aller und ich habe ihn als meinen König angenommen. Ich habe auch meine Weiber entlassen, weil es Sünde ist, mehr als ein Weib zu haben. Auch alles andre, was nicht recht ist, habe ich aufgegeben und bin nun entschlossen, ein christlich Leben zu führen und auf Jesu Seite zu stehen. Ich rate euch allen, daß ihr thut, wie ich gethan habe." *) Wie hat sich über dieses königliche Zeugnis der auf Maiana stationierte hawaiische Lehrer gefreut, der bis dahin unter der dortigen Bevölkerung einen so schweren Stand gehabt und so wenig ausgerichtet hatte! Denn was der Fürst von Apamama sagte, das machte auf die Bevölkerung einen tiefen Eindruck, so daß ein Gesetz erlassen wurde, welches die sündhaften heidnischen Gebräuche verbot und viele an den Lehrer mit der Frage sich wandten: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Natürlich besuchte das Missionsschiff auch Maiana. Gegen 200 Insulaner befanden sich im christlichen Unterricht und als der Missionar sie fragte, wer von ihnen den Herrn Jesus lieb habe und ihm im Ernst dienen wolle, da hoben 80 ihre Hände auf.

Aber wir müssen noch einmal nach Apamama zurück. Von den großen Scharen, die sich zu dem Gottesdienste eingefunden, welchen am Nachmittage der Missionar gehalten, versammelten sich des Abends an der stillen Meeresbucht noch gegen 300, welche in die bis dahin aus 71 (jetzt über 100) Gliedern bestehende christliche Gemeinde aufgenommen werden wollten, um von dem Visitator über ihre christliche Erkenntnis examiniert zu werden. Sie waren nicht mehr nackt wie früher, sondern bekleidet, wenn auch sehr dürftig und einfach. Bis in die Nacht saßen sie da zusammen, lauschten den Worten des Missionars, sangen und beteten. Viel zu früh schlug ihnen die Trennungsstunde, aber die Zeit drängte und unter vielem Händeschütteln nahmen die Leute von dem Missionar Abschied.

Über Maiana, das wir schon kennen gelernt haben, begleiten wir nun das Missionsschiff weiter nach der Insel Tarawa. Auch hier wohnt eine kriegslustige, leider schon mit Feuergewehren bewaffnete Bevölkerung, unter welcher das kleine Häuflein der Chri-

*) Leider hat der König die auf ihn gesetzten Hoffnungen jetzt wieder zu schanden gemacht, ist wieder zur Vielweiberei zurückgekehrt und hat sich auf eine Nebeninsel zurückgezogen. Dafür sind 102 seiner Unterthanen 1885 getauft worden.

sten, das erst gesammelt ist, viel zu leiden gehabt hat. Noch 1878 waren vier derselben erschlagen und einer sogar gefressen worden, eine Unmenschlichkeit, die bei den übrigen Mikronesiern sonst nicht vorkommt. Wieder befanden sich die Insulaner im Kriege wider einander und das Missionsschiff kam gerade zur rechten Zeit, um Frieden zu stiften. Als es mit einbrechender Nacht die Insel erreichte, sah man vom Bord aus das Feuer der Flinten und hörte ihren Knall. Am folgenden Tage gelang es dem hawaiischen Lehrer, die Häupter der kriegführenden Parteien mit auf das Schiff zu bringen und nach langem Hin- und Herreden wurde ein Friedensvertrag in der Inselsprache aufgesetzt, den die Männer unterzeichneten. Dann reichte man sich die Hände, sang ein Lied und betete miteinander. Darauf kehrten die versöhnten Krieger ans Land zurück und entließen ihre Leute.

Die nächste Insel, welche der „Morgenstern" besuchte, heißt Apaiang und zählt gegen 1700 Bewohner. In bezug auf ihren kriegerischen Sinn gleichen dieselben den übrigen Gilbertsinsulanern. Das Evangelium hat hier noch nicht sehr viel Eingang gefunden, obgleich es bereits seit 1857 verkündet worden ist und Apaiang eine Hauptstation bildete, auf der ein amerikanischer Missionar stationiert war. Erst 160 Insulaner haben sich in eine christliche Gemeinde sammeln lassen. 1869 ist hier sogar ein Missionar erschossen worden. Noch 1875 hatten die unbändigen Bewohner einen englischen Händler erschlagen. Da erschien aber das Jahr darauf ein Kriegsschiff vor der Insel, zwang den König, den Mörder auszuliefern und erschoß denselben durch eine Kanone angesichts der versammelten Bevölkerung. Seitdem haben die Leute die Fremden freundlich behandelt und die Missionare, die durch ihre Fürsprache eine noch härtere Strafe abgewendet, als ihre Freunde anzusehen gelernt. Als das Missionsschiff seinen Besuch machte, befand sich aber eine große Zahl der Insulaner wieder auf einem Kriegszuge und zwar auf der Insel Tarawa. Sechs Tage dauerte der Aufenthalt auf Apaiang. Wegen der ärmlichen Nahrung, die die Insel bietet, mußte das seit einiger Zeit hier bestehende Missionsseminar verlegt werden. So nahm das Schiff nicht bloß die Zöglinge, sondern auch das hölzerne Haus mit, in welchem sie gewohnt und Unterricht empfangen hatten.

Nach einem kurzen Besuche auf Marakai, dem lieblichsten Inselchen der Gruppe, wo auch ein lieblicher Bericht von dem ha-

waiiſchen Lehrer über den geſegneten Fortgang des Miſſionswerkes erſtattet werden konnte, und auf Butaritari, wo mit Hilfe von Handwerkern aus Samoa eine hübſche ſteinerne Kirche erbaut worden war und der Häuptling ſelbſt ein Chriſt iſt, ein Gemeindeamt verwaltet und ein Geſetz gegen den Verkauf und Genuß von Branntwein erlaſſen hat — verlaſſen wir nun den Gilbert-Archipel, um weiter nach Norden die Miſſionsſtationen auf den Marſhallinſeln zu beſuchen.

Nach einer mehrtägigen Fahrt landen wir zuerſt auf Ebon, um hier einen etwas längeren Aufenthalt zu nehmen. Denn hier ſind zwei amerikaniſche Miſſionare ſtationiert, die nicht nur die Oberaufſicht über die Miſſionsſtationen auf den Marſhallinſeln führen, ſondern auch ein Seminar für eingeborne Mikroneſier leiten und allerlei nützliche Büchlein für die jungen Chriſtengemeinden abfaſſen, die ſie auch gleich auf einer Handpreſſe drucken. Da giebts viel zu erzählen und viel zu viſitieren. Zunächſt die Schule, wo das Examen, das der Viſitator abhält und an dem ſich auch der Kapitän des „Morgenſtern“ beteiligt, recht befriedigend ausfällt. Aber über die Erwachſenen giebts viel zu klagen. Obwohl die Sonntagsgottesdienſte von 500 Perſonen beſucht werden, ſo iſt's mit dem Wachstum der Gemeinde doch eher rückwärts als vorwärts gegangen. Die Häuptlinge ſtehen dem Chriſtentum feindlich gegenüber und wiederholt war es nahe daran, daß Krieg ausbrach.*) Auch hat der leidige Branntwein, der von gewiſſenloſen Händlern eingeführt wird, viele zum Trunk verführt. Dazu kommt, daß die Inſulaner wanderluſtige Leute ſind und oft ſcharenweiſe ihre Heimat verlaſſen. Erfreulich aber ſind die Miſſionsbeiträge, welche die Gemeinde leiſtet, obgleich ſie nur gegen 150 erwachſene Kirchenglieder zählt. Auch an der ſchönen Kirche und den reinlich gekleideten Inſulanern, die ſie beſuchen, muß man ſeine Freude haben.

Von der großen Menge der zum Marſhall-Archipel gehörenden Inſeln ſind erſt die ſüdlichen mit chriſtlichen Lehrern beſetzt, doch reicht unſre Zeit nicht aus, ihnen allen einen Beſuch zu machen. Da iſt Namerik, wo die aus etwa 90 Erwachſenen beſtehende Gemeinde den Eindruck eines erfreulichen chriſtlichen Glaubenslebens macht; Dſchaluit, das man zwei Jahre ohne Lehrer hat

*) Iſt in der letzten Zeit alles viel beſſer geworden. Unter den zahlreichen Täuflingen befanden ſich auch 3 Häuptlinge.

lassen müssen und wo das Missionshaus in Trümmern liegt, auch viel Trunksucht herrscht; Mille, wo eine stattliche, sauber gekleidete christliche Gemeinde sich zum Tisch des Herrn versammelt; Madschuro, ein unfruchtbares Feld, wo das Evangelium noch wenig Eingang findet; Arno, wo verschiedene Glieder der kleinen Gemeinde wieder ins Heidentum zurückgefallen sind und die in zwei feindliche Teile gespaltene Bevölkerung sich in Waffen gegenüber steht; Malwonlab, wo erst seit drei Jahren Lehrer stationiert sind, aber viele Insulaner großen Eifer zeigen, lesen zu lernen und eben die Erstlinge sollen getauft werden.

Endlich kommen wir zum dritten, ausgedehntesten und fruchtbarsten mikronesischen Missionsgebiete, zu den Karolineninseln, die nun leider in spanische Hände gekommen sind, welche mit der evangelischen Mission wohl nicht sehr säuberlich fahren werden. Unsere Fahrt führt uns zuerst an die östliche Insel dieser Gruppe, Kusaie, welche durch den Anblick eines mit Wald bewachsenen Gebirges überrascht. Sie hat nur 200 durchaus friedfertige Einwohner, die sämtlich unter dem Einflusse des Christentums stehen und von einem ordinierten mikronesischen Pastor geistlich versorgt werden. Hier werden auch die Seminaristen gelandet, die wir von der Gilbertinsel Apaiang mitgenommen haben.

Die Hauptstation im Karolinenarchipel ist Ponape, in landschaftlicher Beziehung ein Paradies, in sittlicher ein Sodom. Die etwa 5000 Seelen zählende Bevölkerung ist nicht ohne Gutmütigkeit, aber der Lüge und dem Diebstahl ergeben und die Schamlosigkeit übersteigt alle Begriffe. Leider benutzten und benutzen noch bis auf den heutigen Tag weiße Matrosen und Händler diese Unsittlichkeit, um die Insulaner desto leichter zur Befriedigung ihrer fleischlichen Lüste zu mißbrauchen. Schon 1852 wurde Ponape Missionsstation und zwar ließen sich hier die amerikanischen Missionare selbst nieder, welche die hawaiischen Lehrer beaufsichtigten. Sie hatten im Anfang einen recht schweren Stand. Zwar ihr Leben wurde nicht bedroht, aber niemand that ihnen eine Handreichung. „Unsre Hausarbeit — schrieb damals einer der Missionare — muß ich mit meiner Frau ganz allein thun. Außer dem Hause liegt mir alle Arbeit allein ob: ich muß Holz holen und hacken, Wasser herbeischaffen, die Kuh füttern und tränken u. s. w." Im ersten Jahrzehnt waren die Missionserfolge sehr gering. Als sich die erste Gemeinde gesammelt hatte, wollte der Oberhäuptling

die neue Religion ausrotten, und ihre Bekenner wurden beraubt und teilweise vertrieben. Aber trotz dieser Feindschaft verbreitete sich das Licht des Evangelii nach und nach über die ganze Insel; überall entstanden Kirchen und Schulen, jung und alt lernte lesen und heut giebt es auf den drei Hauptstationen der Insel 18 Kirchen und über 500 erwachsene volle Kirchenglieder oder Abendmahlsgenossen. Freilich, es ist nicht immer gleichmäßig vorwärts gegangen; es hat auch Zeiten des Rückschritts und des Abfalls gegeben und oft ist eine strenge Kirchenzucht notwendig gewesen, zumal die Verführung seitens sittenloser weißer Besucher fortgehend sehr groß ist. Auch von denjenigen Insulanern, die sich als Matrosen auf europäische oder amerikanische Schiffe vermieten, wird meist ein sehr demoralisierender Einfluß geübt, wenn sie in die Heimat zurückkehren. So schreibt einer der dortigen Missionsveteranen: „Viele Jünglinge haben in den 30 Jahren meines hiesigen Aufenthalts Ponape verlassen, um Matrosendienste zu nehmen, aber nicht so viele von ihnen, als ich an den Fingern einer Hand herzählen kann, sind später für die Civilisierung und Christianisierung der Insel brauchbar gewesen."

Gegen die Gewaltherrschaft der heidnischen Häuptlinge giebts noch immer manchen Kampf. 1882 war einer derselben gestorben, der eine ganze Menge Frauen hinterließ. Eine dieser Frauen, der das elende Leben in der Vielweiberei zum Ekel geworden war, flüchtete sich auf eine der Missionsstationen der Insel, wo ihre Mutter, eine Christin, wohnte. Sobald dies ruchbar geworden, verlangte von dem dortigen Häuptling der Nachfolger des Verstorbenen die Auslieferung des Weibes und um seiner Forderung Nachdruck zu geben, schickte er in der Nacht 15 bewaffnete Männer, die das Haus der Mutter umstellten. Von dem Geschrei der Alten, welche die Auslieferung ihrer Tochter aufs entschiedenste verweigerte, erwachte der eingeborne Diakonus und eilte sofort den bedrängten Frauen zu Hilfe. Obgleich ohne jede Waffe stellte er sich mutig den bewaffneten Männern entgegen und erklärte fest, erst müßten sie ihn in Stücke gehauen haben, ehe sie die junge Frau fortschleppen dürften, und — vor dieser Entschlossenheit zogen sie sich zurück.

Auch die Trunksucht der Insulaner macht den Missionaren noch viel zu schaffen und es ist begreiflich, daß sie sich freuen, wenn ein einflußreicher Häuptling diesem verderblichen Übel einmal ernst-

lich zu Leibe geht. Ein Beispiel dieser Art hatten sie gerade wieder erlebt, als das Missionsschiff sie besuchte. Ein Häuptling, der früher selbst dem Laster des Trunks ergeben gewesen und der oft genug den sittenlosen Fremden als Kuppler gedient, war aus einem Saulus ein Paulus geworden. Sobald er sich zu Christo bekehrt, hatte er die Bereitung und den Verkauf von sogenanntem Rum bei harter Strafe in seinem Gebiete verboten. Aber eine Bande von Rumbereitern und Säufern hatte sich verschworen, dem Häuptling Trotz zu bieten. Da sandte dieser ohne viele Umstände seine Polizisten, um das unsaubere Nest auszunehmen. Der Besitzer der Kneipe floh, aber sein Weib setzte sich mit dem Messer zur Wehre und auch die Gäste griffen zu den Waffen. Nach kurzem Kampfe gelang es jedoch den Dienern des Gesetzes, sich aller zu bemächtigen und sie in Numero Sicher zu bringen. „Oh," schließt der Bericht über diesen Vorfall, „daß wir lauter solche Häuptlinge hätten, die mit derselben Entschlossenheit allem unordentlichen Wesen entgegenträten, wie viel besser würde es stehen auf Ponape!"

Ihr seht, auch auf dieser Insel, wo der größte Teil der Bevölkerung unter dem Einflusse der civilisierenden Macht des Christentums steht, ist der Kampf zwischen Finsternis und Licht noch lange nicht ausgekämpft. Aber die Missionare haben in diesem Kampfe wackere Mitstreiter aus den Eingebornen, wie schon das Beispiel jenes Diakonus gezeigt hat, der durch seine Entschlossenheit einen Frauenraub verhinderte, und jenes Häuptlings, der dem Laster des Trunkes so tapfer entgegentrat. Es ist ein blühendes Missionsseminar auf der Insel, in welchem junge Mikronesier zu Evangelisten und Lehrern für ihre Landsleute ausgebildet werden, ja seit ungefähr 12 Jahren hat Ponape auch eine selbständige Missionsgesellschaft, die bereits eine stattliche Menge eigner Boten auf viele kleine Eilande des Karolinenarchipels ausgesandt hat, und diese einfachen Männer haben über Erwarten viel Frucht geschafft. Es ist eine wahre Lust, sie auf ihren abgelegenen Stationen zu besuchen und die große Änderung wahrzunehmen, die hier im Laufe weniger Jahre vor sich gegangen ist.

Da sind zunächst die Lagunen-Inselchen Pingelap und Mokil zwischen Kusaie und Ponape. Nachdem die ersten 1871 nach Pingelap gesandten Lehrer von dort vertrieben worden waren, kamen zwei Eingeborne dieser Insel nach Ponape und nahmen hier das Evangelium an. Kaum waren sie in ihre Heimat zurückgekehrt,

als dort eine Bewegung zu gunsten des Christentums und der Civilisation entstand, welche zur Folge hatte, daß schon nach einem Jahre die sämtlichen Bewohner der Insel dem Heidentum entsagten. Eine schöne große Kirche aus Korallenstein wurde gebaut, ein ordinierter Pastor von Ponape angestellt und 1875 nach voraufgegangener Prüfung eine Erstlingsschar von 106 Insulanern getauft. Als 1871 der amerikanische Missionar den vergeblichen Versuch machte, Lehrer von Ponape auf Pingelap einzuführen, da hatte ihm ein junger Häuptling trotzig die langen Locken ins Gesicht geschleudert und erklärt, daß er sich niemals dieses Zeichen seiner Priesterschaft abscheren lassen werde und — 1879 kniete dieser selbe Häuptling mit kurzgeschnittenem Haupthaar inmitten einer zahlreichen, anständig gekleideten und andächtigen Versammlung vor demselben Missionar, um von ihm unter Handauflegung zu einem Diakonus der christlichen Gemeinde geweiht zu werden, die heute über 300 Abendmahlsgenossen zählt.

Ähnlich ging es auf Mokil. Als einige Jahre nach der Ankunft des christlichen Lehrers das Missionsschiff diese Insel besuchte, fand man ein nettes Dorf mit einer geschmackvollen, sehr reinlich gehaltenen Kirche, und eben so proper sahen die Häuschen der Dorfbewohner aus. Die Wege waren mit Ufersand bestreut und alles machte den Eindruck der Sauberkeit und Ordnung. 1882 schrieb der dort stationierte Lehrer, der selbst ein herrliches Exempel von der Sünder rettenden und umwandelnden Kraft des Evangelii ist: „Fast alle Insulaner begehren in die Kirche aufgenommen zu werden. Sämtliche Erwachsene und Kinder besuchen die Schule und wünschen Schiefertafeln, Griffel, Gesangbücher, Lesebücher und die heiligen Evangelien."

Das Hauptarbeitsgebiet aber für die eingebornen Evangelisten ist die Gruppe der gegen 90 Mortlockinseln, welche südwestlich von Ponape liegt. Ende 1873 wurden die ersten Lehrer dorthin gesandt, unter ihnen der tüchtige Opataia (Obadja) mit seiner hochbegabten trefflichen Gattin Opatinia, der Tochter eines ponapischen Häuptlings, die bereits in ihrer Heimat für die Ausbreitung des Christentums sehr thätig gewesen war. „Auf der ganzen Fahrt zu den umnachteten Gestaden," schreibt der sie begleitende amerikanische Missionar, „sowie bei der Landung war das Antlitz dieser Häuptlingstochter und ihres Mannes voll Sonnenschein, ihr Herz voll Hoffnung. Nie werde ich ihr seliges Lächeln vergessen, als

sie umgeben von einem Haufen nackter Wilden am Ufer stand und uns ihre Abschiedsgrüße zuwinkte.“ Und ihre Hoffnung wurde nicht zu schanden, denn in wahrhaft wunderbarer Weise bekannte sich der Herr zu ihrem Dienst. Am 8. Januar 1874 waren die Lehrer auf den Mortlock-Inseln gelandet; als man im Oktober darauf nach ihnen sah, fand man sie alle in anständigen Häusern untergebracht und in netten Kirchlein aufmerksamen Scharen predigend. Im Jahr 1875 wurde auf drei Inseln je eine Gemeinde gegründet, die zusammen 36 Seelen zählen, und Opataia, der seither nur als Lehrer gearbeitet hatte, feierlich zum Pastor geweiht. In nicht ganz fünf Jahren waren auf den Mortlock-Inseln sieben Gemeinden mit mehr als 300 Kommunikanten gesammelt, und immer neue Eilande an diesen Riffen baten um Lehrer. Als im Herbst 1878 der visitierende Missionar auf der Insel Oniop einsprach, die erst das Jahr zuvor einen Lehrer erhalten hatte, wurde er gleich am Ufer von den versammelten Scharen mit Willkomm-Liedern begrüßt. Durch das dichte Laubwerk schimmerte das weiße Häuslein ihres Lehrers hervor, und der gute Missionar war ganz glücklich, dem endlosen Händedrücken durch Eintritt in dasselbe zu entrinnen. Drinnen aber bei seinen geistlichen Kindern Salomo und Susanna, wie rein und traulich alles! Er kam sich wie verzaubert vor in dem netten Gehöfte und der gastlichen Wohnung mit Tisch, Stühlen und Bücherbrettern. Nach kurzer Zeit versammelte man sich in der Kirche zu gemeinsamem Gottesdienst, worauf noch eine sehr befriedigende Prüfung der Sonntagsschüler stattfand. Darüber war es Mittag geworden. Der Missionar hatte auf diesem sandigen Fleckchen Erde keine andere Speise erwartet als junge Kokosnüsse, so ziemlich das einzige Landeserzeugnis. Aber was hatte die Liebe nicht alles für ihn zusammengebracht! Da war Geflügel und Reis, Arrowroot und Kürbisse — der Kapitän hatte sich in der That unnötige Mühe gemacht, indem auch er den Missionar noch mit Mundvorräten versah. Es war ein wirkliches Dankfest. Nachher begab man sich wieder in die Kirche, wo nach vorausgegangener Prüfung 18 neue Glieder in die Gemeinde aufgenommen und als Brüder und Schwestern begrüßt wurden.

Leider können wir nun nicht alle die einzelnen Inseln dieser Gruppe besuchen: Satoan, Ta, Parnopai, Mor, Nomr, Etal, Losap, Lukunor, Namoluk und wie sie weiter heißen. Überall

wird das Missionsschiff aufs herzlichste begrüßt, überall vereinigt man sich zu zahlreich besuchten Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern, überall finden Taufen und Aufnahmen der Getauften in die volle Kirchenmitgliedschaft statt, überall freut man sich, daß das Evangelium Fortschritte gemacht und auch seine civilisierende Macht an den nackten, wilden Insulanern auszuüben begonnen hat, wenn freilich auch hier und da nicht alles Gold ist was glänzt.

Nur auf einer Inselgruppe, die den Namen Ruk führt, wollen wir noch einmal Halt machen. Der eingeborne Lehrer, der hier in großem Segen wirkt, nachdem er bereits auf verschiedenen andern Inseln Mikronesiens als Missionsbahnbrecher mit Erfolg thätig gewesen ist, heißt Moses und er verdankt seinen Namen einem ähnlichen Vorfall wie sein alttestamentlicher Namensvetter. Ich will euch die Geschichte erzählen. Vor einer Reihe von Jahren, kurz nach der Ankunft der ersten Missionare, kam ein Gilbertinsulaner nach Ponape und da es ihm hier besser gefiel als in seiner Heimat, so beschloß er zu bleiben und holte auch sein Weib und seine Eltern. Auf der Überfahrt wurde ihm ein Knäblein geboren. Die Ponapeer konnten aber — ich weiß nicht aus welchem Grunde — den zugezogenen Fremdling nicht leiden und da sie noch ganz unter der Herrschaft der heidnischen Finsternis standen, so besannen sie sich nicht lange und töteten ihn. Auch sein Weib und seine Eltern wurden in einem absichtlich hervorgerufenen Streithandel von ihnen ermordet. Dabei fiel der Knabe aus den Armen seiner Mutter auf den Boden und von Mitleid mit dem verwaisten Kinde ergriffen, hob es eine vornehme Frau auf und nahm es mit nach Hause. Nun bestand aber auf Ponape damals die Sitte der Blutrache, d. h. das Gesetz, daß der Sohn den Mörder seines Vaters wieder ermorden muß. Um dieser Rache zu entgehen, beschlossen die Mörder, auch das Kind zu töten. Aber seine Retterin verbarg es vor den Augen seiner Verfolger und als sie das nicht länger konnte, übergab sie es einem der amerikanischen Missionare. Der schützte nicht nur den Knaben, sondern gab ihm auch eine christliche Erziehung und taufte ihn später, als er den Heiland lieb gewonnen hatte und an ihn gläubig geworden war. Dem Knaben hatte immer die Geschichte des Moses besonders gefallen und so bat er sich den Namen desselben aus, weil er meinte, daß seine eigne Rettungsgeschichte der des israelitischen Knäbleins ähnlich sei und weil er wünschte, wenn er erst groß geworden, auch

ein Retter seiner Landsleute zu werden und sie aus der Knechtschaft des Heidentums zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Da der heranwachsende Jüngling neben aufrichtiger Frömmigkeit auch ein schönes Maß geistiger Begabung zeigte, so wurde er in das Missionsseminar aufgenommen und nach vollendeter Ausbildung 1876 mit seinem Weibe Zipporah auf die Insel Etal in der Mortlockgruppe gesandt. Hier blieb er zwei Jahre und sammelte eine Gemeinde von 86 erwachsenen Kirchengliedern. Dann wurde er nach Nomr versetzt, um hier gleichfalls die Bahn für das Evangelium zu brechen und schon nach einem Jahre hatte er eine christliche Gemeinde zusammen, die 57 Abendmahlsgenossen zählte. Als Moses noch in Etal war, hatte ihn dort ein Häuptling von der bis dahin noch völlig verschlossenen Centralinsel Ruk predigen gehört und von dieser Predigt einen tiefen Eindruck bekommen. Später suchte dieser Häuptling ihn auch auf Nomr auf und bat um weiteren christlichen Unterricht und um einen Lehrer für seine Heimat. Man erkannte in dieser Fügung einen göttlichen Wink, den Moses selbst auf Ruk zu stationieren und so siedelte er 1879 dorthin über.

Am 5. Dezember langte das Missionsschiff in der Nähe der Hauptinsel an. Auf den in der Sprache der Mortlock-Inseln zugerufenen Gruß schwärmten Scharen von Eingebornen ans Wasser herab, ergriffen das Landungsboot und trugen die Insassen ans Land, ob in freundlicher oder feindlicher Absicht war nicht sogleich zu erraten. Dann trat der König hervor und führte den Kapitän und Missionar einen grasigen Hügel hinan in ein ungeheures Haus, wo er seinen Gästen die Plattform eines großen Kahns als Sitz anbot. Die Menge drängte nach und füllte das Haus. Einige Augenblicke darauf brachte der König eigenhändig auf einem hölzernen Präsentierteller ein Gericht Klöße und setzte es seinen Gästen vor. So waren sie also willkommen, denn auf all diesen Inseln gilt es als Zeichen der geschlossenen Freundschaft, wenn man zusammen ißt. Erst nachdem dies geschehen, fand die ceremoniellere Einführung der Fremden bei diesen höflichen Wilden statt. Der König, ein stattlicher Mann mit phantastischem Schmuck aus Kügelchen, Ringen und Spangen, die von den Schalen der Kokosnuß verfertigt waren, gebot der Menge Stille, worauf der Missionar kurz den Zweck seines Kommens erklärte und dann an die Versammlung die Frage richtete: „Wünschet ihr den wahren Gott

kennen zu lernen und ihm zu dienen, und wollt ihr den Lehrer, den wir euch gebracht haben, aufnehmen?“ Der König und seine Häuptlinge antworteten alsbald mit Ja, dann folgte eine lange Pause, weil der Missionar den Wunsch aussprach, auch die Ansicht des Volkes zu hören, wo es sich um einen Wechsel der Religion und Aufnahme von Lehrern handle. Endlich ließen sich ein paar Stimmen aus der Menge vernehmen, hier habe nur der König zu entscheiden und was er sage sei allen recht. Der Missionar bestand aber auf einer Abstimmung darüber, ob sie nicht nur die Lehrer aufnehmen, sondern auch ihnen ein Haus bauen und für ihren Unterhalt sorgen wollten. Eine schöne Anzahl aufgehobener Hände sagte dies zu, und so kehrte er mit seinen Begleitern auf das Schiff zurück, wo am folgenden Morgen der König mit seinen Häuptlingen ihnen einen Gegenbesuch machte und seinerseits gastlich bewirtet wurde. Dann begab man sich ans Land, um den Platz fürs künftige Pfarrhaus auszuwählen, bis zu dessen Vollendung Moses mit seiner Frau im Rathaus wohnen sollte. Am folgenden Sonntag fand der erste christliche Gottesdienst auf Ruk statt, den auch die Gattin des Kapitäns mitfeiern wollte — die erste weiße Frau, welche je diese Insel betrat. Als sie mit Zipporah erschien, drängten sich die Königin und wohl 200 Frauen und Mädchen um sie her und erdrückten sie fast vor Freude. Moses hielt eine gute Ansprache an die Versammlung, worin er sagte, daß Gott der Vater aller Menschen sei und auch seine verirrten Kinder, die Bewohner von Ruk, gern wieder in sein Haus aufnehmen möchte. Dann nahm der Missionar Moses und sein Weib bei der Hand, stellte sie dem König, der Königin und dem Volk vor, sagte ihnen, wie diese seine Kinder seien, die er von klein auf gekannt habe und ihnen nun als Lehrer zurücklasse, und fragte, wer nun ihr Vater und ihre Mutter sein und für sie sorgen wolle? „Ich! Ich! wir alle wollen sie lieben und ihnen gehorchen!“ tönte es da hundertstimmig aus der Menge.

Und dies Versprechen hat König und Volk treulich gehalten. Als das Missionsschiff zum letztenmal Ruk besuchte, war das ganze Ufer mit Insulanern, alt und jung, dicht besetzt, die mit fröhlichem Händeschütteln die Gäste bewillkommneten. Dann gings zu dem netten Häuschen, das Moses bewohnte und darauf in die hübsche Kirche, die die große Versammlung kaum zu fassen vermochte. Nachdem schon das Jahr vorher die ersten 24 Erwach-

ſenen getauft worden waren, wurden jetzt wieder 24 in die junge Gemeinde aufgenommen. Auch die Schule befand ſich in einem blühenden Zuſtande und drei ihrer Zöglinge wurden mit nach Ponape genommen, um auf dem dortigen Miſſionsſeminar zu Lehrern für ihre noch heidniſchen Landsleute ausgebildet zu werden.

Mit menſchlichen Augen betrachtet ſind es ja nur kleine Dinge, die auf dieſen einzelnen kleinen Inſeln geſchehen, obgleich das Geſamtergebnis doch ſchon ein recht ſtattliches iſt, denn es ſind heut auf allen von der hawaiiſchen und ponapiſchen Miſſionsgeſellſchaft beſetzten mikroneſiſchen Inſeln bereits gegen 4500 volle Kirchenglieder oder Abendmahlsgenoſſen und vielleicht viermal ſo viel chriſtliche Anhänger geſammelt worden; und ich zweifle nicht, daß wenn noch ein Menſchenalter vergangen ſein wird, auf allen dieſen Eilanden kein Heide mehr iſt. Aber auch die Tage der geringen Dinge und die Erfolge auf den kleinen Inſeln wird der nicht verachten, welcher weiß, daß der große Gott auch auf das Kleinſte ſieht und daß ſelbſt über Einen Sünder, der Buße thut, der ganze Himmel ein Freudenfeſt feiert. Die Miſſion iſt ein Werk des Heilandes, der ſich in ſeiner leutſeligen Demut herunter gelaſſen hat zu den Geringſten, und der den einzelnen verlornen Schafen nachgeht auch in die Wüſte der großen Waſſer. Darum freuen wir uns, daß das Evangelium Chriſti auch zu den heruntergekommenen Bewohnern der kleinen und abgelegenen mikroneſiſchen Inſeln von der chriſtlichen Liebe gebracht worden iſt und dort ſeine rettende und umwandelnde Kraft zu beweiſen begonnen hat. „Aus dem Kleinſten ſollen tauſend werden und aus dem Geringſten ein mächtiges Volk," hat ſchon der alte Prophet geweisſagt, und wiederum: „Die Inſeln harren auf mich und warten auf meinen Arm." Ja, „es ſollen ihn anbeten alle Inſeln unter den Heiden," und abermals ſpricht er: „Der Herr iſt König, des freue ſich das Erdreich und ſeien fröhlich die Inſeln, ſoviel ihrer ſind."

XX. Morgenrot auf Neuguinea.

Wie eine Brücke zwischen der hinterindischen und der südoceanischen Inselwelt liegt nördlich von Australien in der Nähe des Aquators die größte und zugleich die unbekannteste Insel der Erde, Neuguinea. Diese Insel übertrifft Großbritannien dreimal an Größe, und soweit wir sie bis jetzt kennen gelernt haben, ist sie auch ein schönes und fruchtbares Land. Diese Kenntnis ist freilich noch eine sehr mangelhafte, denn bis auf den heutigen Tag ist in das Innere der Insel weder ein Forschungsreisender noch ein Missionar gedrungen, ja selbst die Küstengebiete sind uns zum Teil noch recht unbekannt. Daran trägt nicht bloß das fieberheiße Klima die Schuld, welches der Gesundheit der Fremden so gefährlich ist, sondern eben so sehr der Charakter der Bewohner, der einem Verkehr mit der civilisierten Welt sich bisher wenig geneigt gezeigt hat. Man nennt die Insulaner Papu oder Papua wegen ihres krausen Haares; sie gehören aber keineswegs alle demselben Stamme an, sondern sind wie in ihrer äußern Erscheinung so auch in ihren Sitten und Gebräuchen ziemlich von einander verschieden. Auf einer so großen Insel wie Neuguinea herrscht natürlich eine große Mannigfaltigkeit des Klimas, der Erzeugnisse und auch der Bevölkerung.

Genauere Kunde von Land und Leuten besitzen wir nur über die verhältnismäßig kleinen Gebiete, auf denen es der Mission gelungen ist, einigen festen Fuß zu fassen. Ich sage: einigen festen Fuß; denn bis heute gleicht das mächtige Neuguinea einer Festung, deren Belagerung kaum begonnen hat und zwar mit sehr schwachen Kräften und erst an zwei weit voneinander entfernten Punkten, nämlich im Nordwesten und im Südosten der Insel. Im Nordwesten haben die Holländer zum Teil mit deutschen Kräften an der Doreh-Bai seit 1855, und im Südosten die Boten der Londoner Missions-Gesellschaft in der Torresstraße und auf dem an demselben liegenden Küstengebiete seit 1871 eine Mission angefangen. Beide Missionen befinden sich heut wesentlich noch im Stadium der Vorbereitungsarbeit. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten sind so groß, daß durchschlagende Erfolge noch nicht haben erzielt werden können. Es ist erst ein schwaches

Morgenrot, welches über das finstere Neuguinea leuchtet; aber wir hoffen, daß diesem Morgenrot der volle Sonnenaufgang bald folgen werde. Seitdem das Deutsche Reich einen so bedeutenden Besitz auf der Nordosthälfte dieser großen Insel gewonnen, muß es für uns von um so größerem Interesse sein, einmal einen Blick in die dortige Missionsarbeit zu thun.

Sehen wir uns zuerst das nordwestliche Missionsgebiet um die Dorehbucht herum ein wenig an. Landschaftlich ist es nicht übel: überall mächtiger Urwald, hohe, bewaldete Berge, tiefe, fruchtbare Thäler, rauschende Bäche, und diese ganze Scenerie belebt nicht von reißenden Tieren, sondern nur von einigen Schlangenarten, wilden Schweinen, Känguruhs und — schönen Paradiesvögeln! Weniger anmutig ist der Mensch, der diesen — freilich noch unkultivierten — Garten bewohnt. Von dunkelbrauner Hautfarbe und lockigem wolligem Haar, das aussieht, als ob es künstlich mit Hilfe des Brenneisens frisiert wäre, nur mit einer schmalen Schürze von Baumrinde bekleidet, mit Bogen, Pfeil und Lanze bewaffnet und mit einer Schnur um den Hals, an der verschiedene Zauberhölzchen hängen — so tritt uns der dortige Eingeborne entgegen. Während die Bergbewohner einigen Ackerbau treiben, sind die Strandbewohner wesentlich Seeleute, die mit ihren einfachen Kähnen Reisen machen auf die benachbarten Inseln und Tauschhandel treiben. An Nahrung ist kein Mangel, aber die Leute sind träge, halten auch nicht auf Reinlichkeit. Ihre Häuser, in welche man auf hühnersteigartigen Leitern gelangt, sind auf Pfählen erbaut und mit Dächern aus Blättern des Sagobaumes dünn bedeckt, so daß sie einer Gießkanne gleichen, wenn es regnet. Von Hausgeräten besitzen sie nur einige Töpfe und Matten. Schon in sehr frühem Alter verloben die Papu ihre Kinder und — eine seltene Tugend bei Heiden dieser Art: die Eltern der verlobten Mädchen achten streng darauf, daß ihre Ehre nicht geschändet werde. Für die Braut wird eine ziemlich hohe Kaufsumme gezahlt. Bei der Hochzeit wie nach der Geburt eines Kindes finden allerlei Ceremonien und Festlichkeiten statt, die aber nichts Anstößiges enthalten. Vielweiberei und besonders Sklaverei ist allgemein herrschend. Die Kranken werden von den Angehörigen nach ihrer Art leidlich gepflegt und bei Todesfällen findet großes Geheul und ein umständliches Ceremoniell statt. Stirbt jemand, so schiebt man wohl die Schuld auf die bösen Geister eines andern Stammes und schickt

oft Mörder dorthin aus, um für den Verstorbenen einen andern Menschen zu töten. Kindermord ist nicht ganz selten, auch kommt es vor, daß man unheilbare Kranke lebendig begräbt. Vor den Geistern der Verstorbenen hat man große Furcht und sucht sie daher auf allerlei Weise zu beschwichtigen. Überhaupt ist das ganze Leben der Papu von Furcht vor Geistern erfüllt und ihre Religion besteht wesentlich in dieser Furcht. Die ganze Natur zu Wasser und zu Lande denken sie sich angefüllt mit Geisterwesen und zum Schutze gegen dieselben tragen sie allerlei Zaubermittel an sich. So wird auch nie eine Reise angetreten, man habe sich denn zuvor durch eine Menge von Vorzeichen eines günstigen Ausgangs versichert; kurz: Geisterfurcht und Aberglaube hält die armen Leute sehr geknechtet.

Die verschiedenen Stämme der Papu stehen untereinander fast immer auf dem Kriegsfuße. Ist jemand getötet worden, so rächen ihn seine Stammesgenossen stets an dem ganzen Stamme des Mörders, und es ist ihnen dann ganz gleich, ob sie Männer oder Frauen und Kinder erschlagen. Ein zurückkehrender Raub- oder Kriegszug wird von dem ganzen Dorfe mit Jubel empfangen. Unter dem Brüllen eines Kriegsliedes und dem Blasen einer Muschel ziehen die Sieger ein. Die Köpfe der Erschlagenen werden mitgebracht und in den Häusern oder auf den Zweigen eines Baumes zur Schau ausgestellt. Wer die meisten getötet hat, ist der größte Held und er darf als Ehrenschmuck für jeden Getöteten eine Papageifeder in seinem Kopfputz tragen.

Gegen die Fremden sind die Eingebornen sehr mißtrauisch und abgeneigt, ihnen irgend einen Dienst zu erweisen. Erst wenn sie eingesehen haben, daß diese nichts Böses gegen sie im Schilde führen, zeigen sie sich freundlich, ja selbst gastfrei und gutherzig. Von Dankbarkeit scheinen sie keinen Begriff zu haben. Einer der Missionare hatte lange Zeit hindurch einen kranken Mann sorgsam gepflegt und als er ihn völlig wieder hergestellt aus seiner Pflege entließ, sagte derselbe zu ihm: „Du hast mich wieder besser gemacht, nun mußt du mir auch fortan zu essen geben.“

Am 5. Februar 1855 landeten die beiden ersten von Goßner ausgebildeten aber von einer holländischen Gesellschaft ausgesandten Missionare auf der kleinen Insel Manaswari oder Mansinam, die nur durch eine schmale Meerenge von Doreh auf Neuguinea getrennt ist. Ein alter Schuppen am Strande, den fremde Seefahrer früher erbaut hatten, diente ihnen als erstes Wohnhaus.

Mit keinem Menſchen konnten ſie ſich verſtändigen. Abgeſchnitten von der ganzen Welt befanden ſie ſich auf einer kleinen Inſel, auf der nur ſelten ein Schiff landete, ganz ſich ſelbſt überlaſſen. Die wilden Eingebornen begriffen nicht, was die weißen Männer wollten und dieſe waren außer ſtande, es ihnen zu ſagen. Allerdings befanden ſich die Miſſionare im Beſitz eines Schutzbriefes von dem Sultan einer entfernteren hinterindiſchen Inſel, der die Oberherrſchaft über den Nordweſten von Neuguinea beanſpruchte; aber die Eingebornen trauten dieſer Empfehlung nicht, die von einem Manne kam, von dem ſie wohl viele Gewaltthaten aber noch keine Wohlthaten erfahren hatten. Aus Furcht vor dieſem Sultan hüteten ſie ſich vor Feindſeligkeiten gegen die Fremdlinge, aber ſie vermieden jeden Verkehr mit ihnen und ließen ſie deutlich merken, daß ſie ſie nicht haben wollten.

Zuerſt ging's an die Bauarbeit und zwar an den Bau eines Kahnes, denn die Miſſionare wollten nach Doreh hinüber und dort ſich niederlaſſen. Aber ganz unbekannt mit den Holzarten wählten ſie erſt mehrere unbrauchbare Bäume aus und wochenlange ſaure Arbeit war vergeblich. Endlich war der Kahn fertig, ſie ruderten nach Doreh und da gings ans Hausbauen. Bald unterlag ihr Körper der angeſtrengten Arbeit im tropiſchen Klima und beide Miſſionare wurden lebensgefährlich krank. Todesmatt lagen ſie in ihrem Schuppen auf Manſinam ohne jede menſchliche Hilfe. Wohl kamen je und je einige Eingeborne, aber ſie blieben völlig gefühllos gegen die kranken Fremdlinge und regten keine Hand, um ihnen auch nur einen Trunk Waſſer zu reichen. Ich will dieſe Leidensgeſchichte nicht umſtändlich erzählen — immer wieder rafften ſich die geſchwächten Männer auf, um ſich Nahrung zu verſchaffen und trotz alles Fiebers wurde endlich auch das Hüttchen in Doreh fertig. Mit Eifer machten ſich dann die beiden faſt immer kranken Männer an die Erlernung der Sprache. Hilfsmittel dazu hatten ſie nicht; Wort für Wort mußten ſie den Eingebornen ablernen. Und dieſe blieben vor wie nach mißtrauiſch, leiteten ſie oft abſichtlich irre, oder antworteten, wenn ſie nach der Bedeutung eines unbekannten Wortes gefragt wurden: „Ich weiß es nicht.“ Dazu fehlten der Sprache die Bezeichnungen für geiſtliche Dinge, ſo daß ſelbſt, als die Miſſionare die tägliche Umgangsſprache einigermaßen gelernt hatten, ſie nicht imſtande waren, den Papu die chriſtlichen Wahrheiten auseinander zu ſetzen, die zu verkündigen ſie doch ge-

kommen waren. Wie viel ſauren Schweiß und wie viel harte Geduldsarbeit koſtet doch ein ſolcher Miſſionsanfang, bis es erſt auch nur ſoweit gekommen iſt, daß die einfachſten Thatſachen des Evangeliums in einer den Eingebornen wirklich verſtändlichen Weiſe verkündigt werden können!

Manchmal wurde es den einſamen Männern ſchwer, zu bleiben, zumal die Krankheiten nicht aufhörten, der Tod in die durch neue Ausſendungen verſtärkte Schar wiederholt Lücken riß, erſt die weißen Ameiſen, dann ein Erdbeben ihre Wohnung zerſtörte und, was das allerſchwerſte war, die Eingebornen ganz unzugänglich blieben. Und doch hielten ſie aus, obgleich es ſchien, daß ſie ihre Kraft unnütz opferten und die Eingebornen fortfuhren, ihnen viel Kummer und wenig Freude zu bereiten, ſo daß man ſie mit Recht in der Heimat als „chriſtliche Helden" bezeichnete. In großer Selbſtverleugnung lebten ſie ſich allmählich in das tiefſtehende Volk ein. Weder durch Argwohn noch durch Undank ließen ſie ſich entmutigen, vergalten Mißtrauen mit Vertrauen und Verweigerung jedes Dienſtes mit Barmherzigkeit. Sie beſuchten, pflegten, heilten die Kranken und dienten mit Rat und That, wo und wie ſie konnten. So überwanden ſie nach und nach den Argwohn und brachten den Inſulanern die Überzeugung bei, daß ſie nicht gekommen ſeien, ſie zu berauben, ſondern ihnen Gutes zu thun. Mit ein paar Handwerkern von der Inſel Ternate, die gekommen waren, ihnen ihr zerſtörtes Haus bauen zu helfen, da die Papu ihnen keine Handreichung thaten, hielten ſie des Sonntags Gottesdienſt in der malaiiſchen Sprache. Verſchiedene Eingeborne ſtellten ſich ein und wenn ſie auch nichts verſtanden von dem, was geredet ward, ſo machte doch das ehrfurchtsvolle Knien, das brünſtige Beten, das ernſte Bibelleſen, der feierliche Geſang einen Eindruck auf ſie. Freilich kehrten ſie nach ſolchem Gottesdienſt immer wieder zu ihren Götzen zurück, aber ſie hatten doch eine dunkle Ahnung mitgenommen, daß die Miſſionare etwas Höheres und Beſſeres hatten. Auch mit den Frauen wurde ein beſonderer Gottesdienſt gehalten, ſobald die Fremdlinge der Sprache einigermaßen mächtig waren, und eine Schule wurde eingerichtet, die freilich im Anfang nur von losgekauften Sklavenkindern beſucht wurde.

Bald fand ſich Gelegenheit das Chriſtentum noch auf andre Weiſe den Eingebornen vor die Augen zu malen. Im September 1858 landeten auf der Nordweſtküſte Neuguineas elf unglückliche

Schiffbrüchige, nachdem sie unter furchtbaren Gefahren und Entbehrungen 69 Tage lang in einem kleinen Boote auf dem Meere hin und her getrieben worden waren und bereits zwei ihrer Leidensgenossen geschlachtet und aufgezehrt hatten. Alle waren mit Ungeziefer und ansteckenden Krankheiten behaftet und in ihrer ganzen Erscheinung sahen sie mehr wandelnden Leichen als lebendigen menschlichen Wesen ähnlich. Die Missionare nahmen alle diese Elenden in ihre Hüttchen auf, ernährten und pflegten sie, so gut sie konnten, und mit Ausnahme eines Matrosen genasen alle. Sechs Monate lang gewährten sie ihnen Herberge, Kost und Pflege, dann sorgten sie für eine Überfahrt nach der Insel Ternate. Diese praktische Übung der Barmherzigkeit war eine Predigt ohne Worte, welche auch die Wilden auf Neuguinea verstanden. — Zehn Jahre später wurden wieder sechs Schiffbrüchige aus Java auf der Nordküste Neuguineas an den Strand getrieben. Da trat der Unterschied zwischen den Eingebornen, welche noch nicht unter dem Einflusse der Missionare gestanden und denen, welche die sänftigende Macht des Evangeliums bereits kennen gelernt hatten, recht handgreiflich zu Tage. Jene erklärten die Schiffbrüchigen nach ihrer alten Sitte für ihre Sklaven, diese — kauften sie von ihren Landsleuten los, schenkten ihnen Freiheit und Leben und waren ihnen zur Rückkehr in ihre Heimat behilflich. Also dieselben Menschen, die noch vor wenigen Jahren die Schiffbrüchigen töteten oder zu Sklaven machten, waren durch den Einfluß der Mission dahin gebracht, daß sie eine That der Barmherzigkeit thaten, obgleich sie noch Heiden waren.

Mit Umwandlungen dieser Art beginnt der Missionseinfluß sich bemerkbar zu machen, oft auch schon ehe eigentliche Übertritte zum Christentum durch Taufen stattfinden. Die Missionare hatten sich, als Verstärkung eingetroffen war, auf mehrere Orte verteilt, um das Heidentum an verschiedenen Punkten zugleich anzugreifen. Auf dem Inselchen Mansinam, wo unser Landsmann Geißler seine Station genommen, wurde am 14. September 1864 der Grundstein zur ersten Kirche gelegt. Viele Eingeborne auch von Doreh wohnten der Feier bei, bei welcher Geißler eine Predigt hielt über die Worte: „So gebet nun euer Herz und eure Seele, den Herrn zu suchen. Und machet euch auf und bauet Gott dem Herrn ein Heiligtum, daß man die Lade des Bundes des Herrn und die heiligen Gefäße Gottes ins Haus bringe, das dem Namen des Herrn

gebaut werden soll" (1 Chron. 22, 19). Als die Zuhörer gefragt wurden, ob sie alles verstanden hätten, antworteten sie „Ja". Nun kam das Gespräch auf die Götzen. „Einige von Doreh hatten schon ihre Götzen abgegeben, andre auf Mansinam wollten es ebenfalls thun. Doch sagte ich ihnen — schreibt Geißler —, daß mit dem bloßen Wegwerfen der Götzen noch nicht viel gebessert wäre; wenn sie nicht an den Herrn Jesum glaubten, so könnten sie nicht selig werden. Das Herz müsse gereinigt sein durch den, der allein die Sünder gerecht macht. Solange im Herzen diese Veränderung nicht geschehen, wäre alles Äußere nichts nütze. Darauf erwiderten einige, sie wollten ihre Götzen bringen, wenn wir heut noch beten wollten, daß alle Toten aus den Gräbern auferstehen. Wenn sie das sähen, dann wollten sie glauben und zur Kirche kommen." Immerhin kam es durch diese Feier und durch viele Privatgespräche über die Nichtigkeit der Götzen zu einer Gärung unter den Leuten. Geißler stellte es ihnen frei, ob sie die Götzen bringen wollten oder nicht: wer im Herzen los sei von ihnen, der solle es thun, wer aber noch an ihnen hänge, der solle sie behalten. Und siehe, es wurden ihm über 30 Götzenbilder gebracht; ein erster Sieg über das bis dahin so zähe Heidentum.

Am 1. Januar 1865 fand wieder ein großes Fest statt. Die Erstlinge auf Neuguinea, zwei Dienstboten Geißlers, Mutter und Tochter, wurden getauft. Geißler war streng in seinen Anforderungen und darum hatte er es mit der Taufe nicht eilig. Er wollte nicht einen Baum in den Garten Gottes pflanzen, der keine Früchte trüge. Also lieber warten und genau prüfen, als voreilig einen schlechten Christen gewinnen. Welche Freude nun für ihn, als er diesen Erstlingen mit gutem Gewissen das heilige Sakrament erteilen konnte. Viele Heiden stellten sich zu der bis dahin nicht erlebten Feier ein, hörten mit Andacht den vielen Fragen zu, die den Täuflingen gestellt wurden und verwunderten sich ihrer Antworten. Und als gar „das himmlische Wasser" über sie ausgegossen und sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft wurden, da konnten sie sich des Eindrucks der Heiligkeit der vollzogenen Handlung nicht erwehren.

Um dieselbe Zeit kam es auch mit dem Häuptling von Doreh zu einer aufrichtigen Bekehrung. Dieser Mann war lange Zeit ein heftiger Feind des Evangeliums gewesen und war in seiner Feindschaft sogar soweit gegangen, daß er sich an einem der Mis-

sionare thätlich vergriffen hatte. Der holländische Resident auf der Insel Ternate, der den Auftrag hatte, das Leben der Missionare zu beschützen, hatte ihn dafür zu 10jähriger Gefangenschaft verurteilt und wollte ihn eben gefesselt auf seinem Schiffe abführen, als es der Fürsprache Geißlers gelang, seine Freilassung zu bewirken. Aus Dankbarkeit fiel er dem Missionar zu Füßen und seitdem war er ein eifriger Hörer der Predigt, warf seine Götzen weg, sagte sich von der Wahrsagerei los und begehrte ein Christ zu werden. Bald darauf wurde er gefährlich krank, aber er fürchtete sich nicht zu sterben. „Ich habe früher große Sünden gethan," bekannte er, „aber ich weiß, der Herr Jesus hat sie mir vergeben." Die Missionare, die ihn fleißig besuchten, mußten viel mit ihm beten und als sein Stündlein gekommen war, konnten sie seine Seele getrost in die Hände des himmlischen Vaters befehlen, in der gewissen Hoffnung, daß er sie wie einen Brand aus dem Feuer gerettet habe.

Zu Pfingsten 1869 fand das zweite Tauffest und zugleich die erste Abendmahlsfeier statt. Diesmal konnten vier Personen in die christliche Kirche aufgenommen werden und auch dieser Feier wohnten zahlreiche Heiden bei. Unter den vieren war eine Frau, die früher eine rechte Isebel voll Tücke und Arglist gewesen war, und auch bei den Männern, die dem Worte der Gnade lange widerstrebt hatten, war es durch schwere Kämpfe gegangen. Am meisten zog die Teilnahme der Versammlung ein siebzigjähriger Mann auf sich, der wegen seiner lahmen Füße nicht mehr gehen konnte und in die Kirche hatte getragen werden müssen, der aber allen ein Vorbild des Glaubens war. Alle drei Männer wurden treue Bekenner und Mithelfer der Missionare in dem Werke des Herrn durch ihren guten Wandel und ihr mutiges Zeugnis.

Aber leider gab es nicht viele solcher Freudentage. Es sind ja auf den verschiedenen Stationen noch manche seitdem getauft worden, aber bis heute ist es doch nur gelungen, eine kleine christliche Gemeinde aus den Heiden zu sammeln. Die große Mehrzahl der Insulaner steckt noch tief in dem alten heidnischen Aberglauben und wenn sich auch die rohen Sitten etwas gemildert haben und es den Missionaren oft gelungen ist, als Friedensstifter Blutvergießen zu verhindern, so haben sie doch auch manchmal erfahren müssen, daß ihre Vermittlung nichts ausrichtete, wenn der heidnische Aberglaube im Spiele war. So war z. B. erst vor einigen Jahren eine Epidemie ausgebrochen, die viele Opfer forderte. Nach

Digitized by Google

der allgemeinen Ansicht der Heiden waren Hexen an dem Sterben schuld. Als auch die Frau eines Häuptlings starb, wurde das Volk aufs höchste erzürnt und man beschloß, eine dieser Hexen zu töten. Eine arme Sklavin wurde für schuldig erklärt, gebunden, in einen Kahn geschleppt, durch Lanzenstiche ermordet und dann ins Meer geworfen. Der in der Nähe wohnende Missionar hatte alles aufgeboten, um der Unglücklichen das Leben zu retten, ja er hatte sich bereit erklärt, sie gegen einen teuren Preis zu kaufen. Aber der wilde Haufe antwortete nur mit wüstem Geschrei und ließ sich in seinem Mordhandwerk nicht stören.

Nicht bloß unter großen Entbehrungen und Leiden seitens der Missionare, sondern auch bei neun derselben mit dem Opfer des eignen Lebens ist auf der Nordwestküste Neuguineas der Same des Evangeliums ein Vierteljahrhundert hindurch in Treue und Geduld ausgestreut worden, ohne daß er bis jetzt viel sichtbare Frucht getragen. Sieben holländische Missionare fahren bis heute durch Schulunterricht und Predigt fort auf fünf Stationen um die Seelen der stumpfen Eingebornen zu werben. Hoffentlich kommt nun bald die Zeit, da die reichliche Thränensaat anfängt reichliche Früchte zu tragen.

Wenden wir uns jetzt von dem harten Acker auf der Nordwestküste der großen Insel zu dem erst seit 1871 bearbeiteten Missionsfelde im Südosten, welches jetzt englisches Schutzgebiet ist. Wie schon erwähnt sind hier englische Missionare thätig, die aber vor ihren holländischen Kollegen den großen Vorteil haben, daß ihnen zahlreiche eingeborne polynesische Christen als Evangelisten dienen.

Wenn ihr eine Karte der Südsee zur Hand nehmt, so findet ihr, daß die Nordspitze von Australien von der Südküste von Neuguinea durch eine Meerenge getrennt ist, die den Namen der Torresstraße führt. In dieser Straße liegen eine ganze Menge gleichfalls von Papustämmen bewohnter Inseln, und in weiser Vorsicht begannen auf diesen Inseln die englischen Missionare ihre Belagerung und Eroberung von Neuguinea. Von hier aus unternahmen sie wiederholt Untersuchungsreisen an der noch recht unbekannten Südküste von Neuguinea und selbst in das Innere der Insel hinein, so weit sie per Schiff auf einem Flusse gelangen konnten. Zum Glück stand ihnen ein eignes Schiff zur Verfügung, welches eine englische Missionsfreundin geschenkt hatte. Diese Untersuchungsreisen, die auch für die geographische Kenntnis

von Neuguinea von großer Wichtigkeit wurden, führten nach und nach zur Besetzung von drei meilenweit voneinander entfernten Hauptdistrikten, von denen zwei auf Neuguinea selbst liegen und der dritte die Inseln in der Torresstraße umfaßt. Die Aufnahme, welche die Missionare bei ihren Untersuchungsfahrten fanden, war eine sehr verschiedene: an einigen Orten kamen ihnen die Eingebornen mit einer gewissen Gutmütigkeit entgegen, tauschten Geschenke mit ihnen aus und zeigten sich zu jeder Auskunft bereit; an andern nahmen sie eine drohende Haltung an und mehr als einmal trachteten sie ihnen nach dem Leben, so daß sie sich nur mit Mühe retteten. Es gehörte viel Kaltblütigkeit und Mut seitens der Missionare dazu, um sich nach Erfahrungen der letzteren Art ohne allen Schutz immer wieder unter die Wilden zu wagen, deren Sprache man nicht einmal kannte.

Auf dem Teile der Südostküste, welcher bis jetzt hauptsächlich das Missionsgebiet bildet, giebt es eine große Menge unter sich verschiedener Stämme, die leider auch verschiedene Sprachen oder doch Mundarten sprechen. Auf einer etwa 60 Meilen langen Strecke gab es schon 25 verschiedene Dialekte. Auch hier lebt fast jedes Dorf in Feindschaft mit dem Nachbardorfe, so daß des Blutvergießens kein Ende ist. Auch Menschenfresserei ist hier an der Tagesordnung, obgleich sie nicht in so erschreckendem Maße geübt wird, wie einst von den heidnischen Witiinsulanern. Wenn die Eingebornen ein feindliches Dorf überfallen, um Menschen zu fangen, so betrachten sie das etwa so, wie wenn wir auf den Markt gehen, um Fleisch zu kaufen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte unter ihnen suchte einer der bahnbrechenden dortigen Missionare einen der Menschenfresser zu überreden, diese unmenschliche Sitte doch endlich aufzugeben. Da antwortete der Eingeborne: „Sie wissen, wir essen doch nur unsre Feinde, niemals unsre Freunde. Es ist doch kein Unrecht, die Feinde zu verzehren. Habt ihr keine Feinde in eurem Lande?“ Der Missionar mußte zugeben, daß auch in Europa Feindschaft bestehe. „Nun — fuhr der Wilde fort — kämpft ihr nie mit euren Feinden?“ Auch das mußte der Missionar zugeben. „Und tötet ihr sie dann nicht?“ Allerdings. „Und eßt ihr die Getöteten nicht?“ Nein, bei uns ißt man keinen Menschen. „Aber in aller Welt, wozu tötet ihr sie dann, wenn ihr sie nicht eßt? Wir töten unsere Feinde, weil wir Geschmack an ihnen finden, ihr tötet sie für nichts und wieder nichts.“ Ihr

ſeht, es iſt nicht ganz leicht, einen ſolchen Wilden von der Unmenſchlichkeit ſeiner Sitten zu überführen und mit bloßen vernünftigen Auseinanderſetzungen kommt man da nicht weit. — Wie die Achtung vor dem Menſchenleben, ſo iſt den Eingebornen auch Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit eine unbekannte Tugend. Fortwährend wurden die Miſſionare beſtohlen und die Diebe waren ſoll ich ſagen ſo frech oder ſo naiv, daß ſie diejenigen geſtohlenen Sachen, welche ſie nicht brauchen konnten, z. B. Bücher, ihren Eigentümern zum Verkauf gegen Perlen u. dergl. wieder anboten.

Neben dieſen vielen Untugenden fehlt es den Wilden auf jener Küſte aber auch nicht an manchen guten Seiten. Die freche öffentliche Unſittlichkeit, die auf vielen polyneſiſchen Inſeln herrſchte, findet ſich bei ihnen ebenſowenig wie Trunkſucht. Sie beſitzen einen gewiſſen Familienſinn, die Kinder ſorgen für ihre alten und kranken Eltern, die Frauen werden nicht ſo erniedrigt und gemißhandelt wie unter andern Heiden. Auch kann man ihnen ein gewiſſes Maß der Civiliſation nicht abſprechen. Obgleich ſie nur Werkzeuge aus Stein beſitzen, ſo verſtehen ſie doch mit großer Geſchicklichkeit ſich derſelben zu bedienen, ganz hübſche Schnitzereien zuſtande zu bringen, praktiſche Boote ſich zu verfertigen und kunſtvolle Pfahlbauten aufzuführen. Auch treiben ſie Ackerbau und ſelbſt Blumenzucht. Von vieler Bekleidung iſt natürlich keine Rede, aber wie die civiliſierten Menſchen haben ſie eine Vorliebe für allerlei Putz. Sie bemalen und tättowieren nicht nur ihren nackten Körper, ſondern behängen ihn auch mit Ringen, Halsbändern, Federn und ſonſtigem Schmuck. Mit ihrer Religion iſt es wie mit der ihrer Landsleute im Norden der Inſel: es iſt eine Religion der Furcht. Die böſen Geiſter, beſonders die Geiſter der Verſtorbenen, halten ihr ganzes Leben in Schrecken, die Zauberer knechten ſie und ihre Totenklagen ſind herzzerreißend.

Es war keine Kleinigkeit, unter einem ſolchen Volke den erſten Verſuch mit der Einführung des Chriſtentums zu wagen. Wie ſchon bemerkt, hatten die Londoner Miſſionare den großen Vorteil, daß ſich ihnen eine ganze Anzahl eingeborner Lehrer von den bereits chriſtianiſierten Inſeln Polyneſiens als Mitarbeiter freiwillig zur Verfügung ſtellten. Es ſind über 50 junge, polyneſiſche Inſulaner, meiſt mit ihren Frauen nach Neuguinea gegangen und heute ſtehen ihrer 31, ſämtlich ordiniert, auf 29 Stationen im dortigen Miſſionsdienſt. Viele ſind dem ungeſunden Klima er-

legen, manche haben mit gebrochener Gesundheit in ihre Heimat zurückkehren oder auf andre Missionsposten versetzt werden müssen und an drei Orten sind sogar zehn mit Frauen und Kindern von den wilden Eingebornen ermordet worden! Dennoch fanden sich immer wieder mutige und glaubensfreudige Ersatzmänner, welche die Lücken ausfüllten. „Ich habe — bezeugt einer der Londoner Missionare — während meiner 18jährigen Wirksamkeit in der Südsee reichlich Gelegenheit gehabt, diese Leute daheim und in der Fremde genau zu beobachten und kann sie aus vollster Überzeugung als Männer bezeichnen, die aller Ehre wert sind. Es wäre unvernünftig, von diesen eingebornen Brüdern schon die Weisheit und Kraft des reifen Alters zu verlangen. Sie sind eine edle Armee, welche zu führen jedermann stolz sein kann, aber sie müssen von uns noch geleitet werden. Sie sind energischer, treuer, mutiger, wenn ein Missionar ihnen zur Seite steht, als wenn sie ohne Aufsicht und Leitung sind."

Auch diese eingebornen Mitarbeiter können aber nicht ohne weiteres mit der Predigt des Evangeliums ihr Werk beginnen, denn auch sie verstehen die Sprache der Leute nicht. „Aber es giebt eine Sprache, die überall verstanden wird: die Sprache der Liebe und der Güte. Sie ist der Hauptschlüssel, der das Menschenherz öffnet. Die übliche Vorstellung von einem Missionar im schwarzen Rock mit der Bibel in der Hand, der aufmerksam lauschenden Heiden predigt, ist gründlich falsch. Wir treten — erzählt derselbe Missionar — zuerst ganz anders auf. Wir lassen uns befühlen, betasten, anbetteln. Wir schenken Perlen und bunte Tücher, und suchen auf jede Weise das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen. Ist uns das erst gelungen und haben wir die Erlaubnis erlangt, uns unter ihnen niederlassen zu dürfen, so beginnt unser Missionsdienst, nicht mit der Predigt sondern mit unserm Wandel. Wir müssen ihnen das Christentum vorleben durch Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Sanftmut, Güte. Haben wir es nach vieler Mühe, Beobachten, Behorchen so weit gebracht, daß wir uns einigermaßen verständigen können, so fangen wir auch an zu predigen, und unsre Brüder von den Südseeinseln thun das sehr gern. Die Leute, die uns am Sonntag zuhören, kommen dann wohl am Montag und wollen für diese Gefälligkeit ein Geschenk erhalten" — und die Missionare müssen auch das in Geduld tragen, bis es ihnen endlich gelingt, den unverständigen Heiden klar zu machen,

daß das Evangelium eine Gabe und Wohlthat ist, für welche sie dankbar sein müssen.

Der erste Erfolg, den die Mission unter Leuten dieser Art hat, besteht nicht in Bekehrungen, sondern in allerlei Beeinflussungen mehr äußerlicher Art, in einer Sänftigung der Wildheit, einer Umwandlung der rohen Sitten u. dgl. Ich will das an einem Beispiel klar machen. Auf der Insel Saibai in der Torresstraße wurde die erste Missionsstation errichtet. Die Eingebornen waren sogenannte Schädeljäger, d. h. sie unternahmen häufig Jagden unter den Küstenstämmen von Neuguinea um Menschenschädel zu erbeuten, die ihnen als die größten Siegeszeichen gelten. Im Jahre 1877, also nach etwa sechsjähriger Missionsarbeit wurde eine kleine Kapelle auf dieser Insel eingeweiht und bei dieser Gelegenheit versprachen die Insulaner, die Schädeljagden aufzugeben. Der Missionar legte diesem Versprechen kein zu großes Gewicht bei, aber er freute sich doch darüber als über einen ersten Erfolg der Missionsarbeit, und der eingeborne Lehrer sagte zu ihnen: „Wenn ihr das Christentum annehmen wollt, so müßt ihr thun, was wir gethan haben; anstatt die Leute zu bekriegen und zu töten, die zu euch kommen, müßt ihr ihnen Geschenke geben, und wenn ihr dann zu ihnen geht, geben sie euch wieder Geschenke." Bald darauf kamen Leute vom Flyfluſſe auf Neuguinea, die als besonders wilde Krieger verrufen waren, um ihren alten Feinden auf Saibai einen Besuch zu machen. Da sagten diese zu den Flyflußleuten: „Hier ist kein Krieg mehr, wir sind Christen." Aber die Flyflußleute dachten, wenn die Sonne scheint, läßt sich am besten Heu machen; sie nahmen die Geschenke an, plünderten dann die Pflanzungen, füllten mit der Beute ihre Boote und fuhren des Nachts davon. Aber das war denn doch zu viel für das Christentum der Saibaianer. Sie rüsteten also auch ihre Boote und jagten den Räubern nach. Als sie sie erreichten, schossen sie aber nicht auf sie mit ihren vergifteten Pfeilen, wie sie früher gethan, sondern sie sprangen ins Wasser, rissen die Ausleger von den Booten, und warfen die Bananen und Kokosnüsse heraus, daß sie herumschwammen. Dann sagte ein Häuptling von den Saibaianern: Seht, ihr Flyflußleute, wären wir nicht Christen geworden, so hätten wir euch jetzt getötet. Aber wir haben das Christentum angenommen und unser Lehrer sagt uns, daß wir denen Gutes thun sollen, die uns beleidigen." Dann richtete er einige Worte an diejenigen, welche die Früchte sammelten

und schloß: „Jetzt geht nach Hause und nehmt euch in acht, daß ihr das nicht noch einmal thut.“ Ich denke, man darf mit einem solchen ersten Missionserfolg schon zufrieden sein.

Und wie zwischen feindlichen Stämmen, so geht's auch zwischen feindlichen Personen. So wird folgende schöne Geschichte von einer Station im äußersten Osten der Insel berichtet: Zwei Männer, die beide die Gottesdienste seit einiger Zeit besucht, redeten nicht miteinander. Ein Familienangehöriger des einen war von einem Familienangehörigen des andern getötet worden. Nach der heidnischen Sitte mußte dieser Mord wieder durch Mord vergolten werden und zwar nicht bloß an dem wirklichen Mörder, sondern an jedem Familienglede desselben. Aber die beiden hatten etwas Besseres gelernt. Nachdem sie längere Zeit sich gegenseitig keines Wortes gewürdigt, reichten sie sich nach einem Gottesdienste die Hand, gaben einander Geschenke, erklärten keine Blutrache nehmen, sondern Freunde werden zu wollen — und das alles, ohne daß es einer speciellen Ermahnung des Lehrers bedurft hätte.

Die ersten Südseemissionare fuhren hin und her unter der Friedensfahne mit dem Sinnbild einer Taube, die das Ölblatt im Schnabel trug. Als Friedensboten gelten die Missionare auch auf der ganzen Küste von Neuguinea. Vor etwa sechs Jahren landete einer derselben an einem bis dahin nie von einem Europäer besuchten Orte, der an einem neuentdeckten Flusse liegt. „Das ist der Friedensmann, er bringt Frieden,“ rief ihm der Häuptling entgegen und salbte ihn feierlich aus einer Kokosnußschale mit Öl zum Zeichen, daß er in der Stadt Freiheit und Frieden genießen solle als der Friedensbringer. — Unbewaffnet gehen die Missionare in die ihnen bekannten Dörfer und je länger je mehr wissen die Eingebornen solches Vertrauen zu schätzen. Mehr als einmal ist es ihnen gelungen unter den streitenden Parteien den Frieden zu vermitteln. Freilich sie setzen dabei nicht selten das eigene Leben aufs Spiel, aber der Gewinn ist dieses Einsatzes wert.

Was diese Friedensthätigkeit der Missionare fast noch mehr erschwert als die Wildheit der Eingebornen, das sind die Gewaltthaten, welche sich oft genug die weißen Namenchristen erlauben, oder die Racheakte, welche von den Kriegsschiffen geübt werden und die oft genug die Unschuldigen treffen. „Kurz nach unsrer Ansiedelung in Port Moresby,“ erzählt ein Missionar, „wurde dieser Ort von einem Engländer besucht, der in feiger Weise auf die Ein-

gebornen ſchoß. Wir waren tödlich erſchrocken; ich ging aber ſofort zu dem verwundeten vornehmen Manne, um ihn zu verbinden und zu pflegen. Er ward glücklicherweiſe wieder hergeſtellt und iſt unſer treuſter Freund geworden.“ — Es iſt noch nicht lange her, daß die Miſſion an dem durch die Wildheit ſeiner Anwohner berüchtigten Flyfluſſe feſten Fuß gefaßt hat. Nun wurde jüngſt von den dortigen — natürlich heidniſchen — Eingebornen die Mannſchaft eines kleinen Schiffes ermordet, das Schiffbruch erlitten. Selbſtverſtändlich iſt es ganz in der Ordnung, wenn die Mörder für die Schandthat beſtraft werden, aber die Strafe muß nur auch die Schuldigen treffen, ſo daß die Eingebornen die Überzeugung gewinnen, es werde Gerechtigkeit geübt. Statt deſſen landete ein Beamter der Regierung von Queensland in Auſtralien, griff des Nachts das Dorf an, zerſtörte die Häuſer und Pflanzungen und tötete ohne Unterſuchung eine Menge Menſchen — ſolche Gerechtigkeitspflege macht böſes Blut und bringt das Leben der Männer in die größte Gefahr, die am beſten geeignet ſind, den Blutthaten der Eingebornen ein Ende zu machen.

Hätte die Miſſion auf der Südküſte von Neuguinea bis jetzt weiter nichts erreicht, als die Rettung vieler Menſchenleben, die Verhinderung blutiger Zuſammenſtöße, die Gewinnung des Vertrauens gegen Fremde, die Anknüpfung eines friedlichen Verkehrs, die Erforſchung und literariſche Bearbeitung der Landesſprachen u. dgl., ſo müßte man ſchon ſagen: ſie hat bedeutenden Erfolg gehabt. Aber ſie hat weit mehr erreicht. 1871 landete der erſte polyneſiſche Lehrer auf der Murray-Inſel, deren Bewohner im finſterſten Aberglauben lebten und ihre Kinder erdroſſelten. Sieben Jahre ſpäter brachten ſie dem viſitierenden Miſſionar ihre Götzen, damit ſie verbrannt würden, mit der Erklärung, daß ſie nicht mehr an dieſelben glaubten, beſuchten den chriſtlichen Unterricht, ſetzten eine ordentliche Obrigkeit ein und gaben ſich Geſetze. Und heut giebt es auf dieſer Inſel und den zu ihr gehörigen 11 Stationen bereits 256 getaufte Chriſten und unter ihnen einige ſo geförderte Männer, daß ſie bereits als Evangeliſten unter ihren Landsleuten thätig ſind; auch eine ſogenannte Induſtrieſchule und ein Lehrerſeminar mit zuſammen 93 Schülern iſt auf der Inſel errichtet. Ähnlich erfreuliche Nachrichten können auch von verſchiedenen andern Stationen, namentlich von Port Moresby und der Südoſtſpitze der Inſel gemeldet werden. Nach den neuſten Berichten ſind dort auf

17 Stationen bereits 116 Insulaner getaufte Gemeindeglieder. Bei jedem Besuche, den die visitierenden Missionare machen, werden sie von den vor kurzem noch so wilden Eingebornen freundlicher empfangen und sie sind oft selbst erstaunt, welche Veränderungen mit denselben vorgegangen sind. Dazu dehnt sich mit jedem Jahre das dortige Missionsfeld weiter aus, fast jeder neu eingehende Bericht meldet die Anlage neuer Stationen.

Es ist allerdings erst das Morgenrot, welches auch die Südküste von Neuguinea bescheint, aber die Missionare sind der zuversichtlichen Hoffnung, daß diesem Morgenrot bald der volle Sonnenaufgang folgen wird. „Eine große Zuversicht auf den gewissen Sieg erfüllt uns," heißt es in einem bereits vor mehreren Jahren erstatteten Berichte. „Von den bekehrten Südsee-Inseln steigt ein beständiges Gebet auf für Neuguinea — beten auch unsre Brüder daheim für uns? Was das Evangelium an andern Orten gekonnt hat, das wird es auch auf Neuguinea thun: es wird jung und alt erwecken vom Schlaf und bekehren. Unsre Väter arbeiteten auf bloßen Glauben und experimentierten; wir dürfen schon viel schauen und arbeiten auf Erfahrung. Wir haben in Neuguinea das Kreuz aufgepflanzt und unsre Hände werden gestärkt, daß wir vorwärts gehen, bis er auch dort das Reich einnimmt, dem der Vater aller Welt Enden zum Eigentum gegeben hat." — — —

Völlige Nacht des Heidentums herrscht noch in dem großen nordöstlichen Teile Neuguineas, welches jetzt zu Deutschland gehört und nach unserm teuren Kaiser „Kaiser Wilhelmsland" genannt worden ist. „Mache dich auf, werde Licht, bringe Licht" — so ruft dieses deutsche Schutzgebiet unserm Volke ins Gewissen. Hoffentlich dauert es nicht lange, so giebt es auch eine deutsche Mission auf Neuguinea. Gott walts und segne sie, daß durch ihren Dienst vielen Heiden Neuguineas die Thür des Glaubens aufgethan werde.

LIBRARY OF THE UNION THEOLOGICAL SEMINARY

Anmerkungen.

a) Quellenangaben.

Zu Nr. I. „Rückblick auf unsre 150jährige Missionsarbeit.“ Herausgegeben zur Feier des 21. August 1882 von der Missionsdirektion der evangelischen Brüderunität (Missionsinstitut zu Niesky). „Festbüchlein“. Reden und Ansprachen gehalten beim Missionsjubelfest den 20. und 21. Aug. 1882 in Herrnhut ebend.). Von Dewitz: „In Dänisch-Westindien.“ Hundert und fünfzig Jahre der Brüdermission in St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Teil I: Die erste Streiterzeit in des Grafen von Zinzendorf Tagen, von 1732 bis 1760 (ebend. 1882). Frick: „Geschichten und Bilder aus der Mission“ Heft 1 und 2: „Aug. Herm. Francke, der Waisenvater von Halle auch ein Vater der evangelischen Heidenmission“ und „Der Graf von Zinzendorf und die Heidenmission“ (Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1881 und 82).

Für einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung des Missionslebens in der evangelischen Kirche bietet der erste Teil von Warneck: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart“ (Leipzig, Hinrichs, 1883. 2. Aufl.) hinreichenden Stoff. Auch die beiden Flugschriften desselben Verfassers: „Die christliche Mission. Ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart“ und „Warum ist das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert?“ (Halle, Fricke 1879 und 1880) geben für diesen Zweck manches Detailmaterial.

Ich habe aus der Geschichte des heimatlichen Missionslebens mich mit einem Beispiele begnügt. Dieses Kapitel ist aber zu reich und ausgiebig, als daß man den Stoff für Missionsstunden nicht wiederholt aus ihm schöpfen sollte. Nur muß man sich möglichst viel konkrete Einzelzüge sammeln, durch welche die allgemeine Geschichtserzählung belebt und für das Volk erst anschaulich gemacht wird. Ein ziemlich reiches wenngleich auf die südafrikanischen Missionen beschränktes Material findet man in Wangemanns erstem Bande seiner „Geschichte der Berliner M.-G.“ S. 165—229 und in desselben Verfassers: „Das Berliner Missionshaus und seine Bewohner (1882) 1. und 2. Abteilung. Weiteren Stoff muß man sich freilich selbst sammeln, z. B. aus dem Ev. Miss.-Magazin und der Allg. Miss.-Zeitschrift; besonders die letztere bringt in jedem ihrer Jahrgänge neue Beiträge zur Geschichte des heimatlichen Missionslebens. Auch Warneck: „Belebung des Missionssinns in der Heimat“ (Gütersloh 1878) und Christlieb: „Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands“ (ebend. 1876) gewähren mancherlei Ausbeute.

Zu Nr. II. Quellenangaben sind hier unangänglich, weil das Beweismaterial aus hunderten von zerstreuten Angaben sich zusammensetzt. Auch bei den illustrierenden Einzelzügen, durch welche die statistischen Mitteilungen zu beleben versucht werden, kann die Angabe der Quellen aus demselben Grunde

nicht erfolgen. Um sich in den Besitz möglichst vieler Illustrationen zu setzen, muß eben jeder sein eigner Sammler werden. Das specialisierte statistische Material siehe in meinem „Abriß" S 77 und 78 ff. — Ursprünglich war es meine Absicht unter der Überschrift: „Was thut Deutschland für die Heidenmission?" eine selbständige Missionsstunde zu liefern. Aber teils um den Umfang dieses Bandes nicht zu groß werden zu lassen, teils weil das Material zu einer solchen Missionsstunde leicht zu beschaffen und zu behandeln ist, habe ich Abstand davon genommen. Abgesehen von meinem „Abriß", der S. 64—72 eine Übersicht über die deutschen M.-GG. mit allen nötigen Quellenangaben enthält, findet sich hinreichender Stoff in meinen beiden Aufsätzen: „Die deutschen evangelischen Heidenmissionen" in der Kirchlichen Monatsschrift von Pfeiffer und Jeep (Erster Jahrgang Heft X und 2. Jahrgang Heft III). Auch Kap. IV und V meiner Broschüre: „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?" (Heilbronn, Henninger. 1885) kann zu diesem Zweck mit Nutzen verwendet werden.

Zu Nr. III. Aus dem überreichen Quellenmaterial begnüge ich mich mit der Anführung folgender Werke: Stanley: „Durch den dunkeln Weltteil" (2 Bände, Leipzig, Brockhaus, 1878). Livingstone: „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika" (2 Bände, Leipzig, Costenoble, 1858). Derselbe: „Neue Missionsreisen in Südafrika" (2 Bände, Jena und Leipzig, Costenoble, 1866). Von Barth: „David Livingstone, der Afrikareisende" (Leipzig, Spamer, 1875). Blaikie: „Das Leben David Livingstones (2 Bände, Gütersloh, 1881). Zöllner: „Der schwarze Erdteil und seine Erforscher" (Bielefeld und Leipzig, 1874). Oberländer: „Westafrika und Senegal bis Benguela" (Leipzig, Spamer, 1874). Serpa Pinto: „Wanderung quer durch Afrika" (Leipzig, Hirt, 1881). Holub: „Sieben Jahre in Südafrika" (2 Bände, Wien, Hölder, 1881). Vgl. Grundemann: „Die Völkerstämme im centralen Südafrika" in der Allg. M.-Zeitschrift (1882 S. 403 ff). Thomson: „Expedition nach den Seen von Central-Afrika" (Jena, Costenoble, 1882). Grundemann: „Dr. Burkhardts Kleine Missionsbibliothek." 2. Aufl. Band II: Afrika (Bielefeld und Leipzig 1875). Gundert: „Missionsbilder", Heft 9 ff. (Kalw 1870). Wangemann: Geschichte der Berliner M.-G." (4 Bände, Berlin, 1877 ff.). Speckmann: „Die Hermannsburger M. in Afrika" (Hermannsburg, 1876). Schneider: „Die katholische Mission von Zanguebar. Thätigkeit und Reisen des P. Horner" (Regensburg, 1877).

Zu Nr. IV. Außer meinem „Abriß" S. 118—127 — Christlieb: „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission" (Gütersloh, 1880). S. 66—78; Gundert: „Die evangelische Mission; Ihre Länder, Völker und Arbeiten" (2. Aufl. Kalw, 1886) S. 8—102; Kallar: „Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden" (Gütersloh, 1879 f.) Band II. S. 131—216. — Ev. Miss.-Mag. 1880 S. 1 ff. — Allg. Miss.-Zeitschrift 1874. S. 11 ff.

Speciell über die neueren Missionsunternehmungen in Central- resp. Ostafrika, welche entweder übersichtlich in einer Missionsstunde oder detailliert in mehreren dargestellt werden können, vergl. die fortlaufenden Artikel von Zahn über diesen Gegenstand in den Jahrgängen 1881 und 82 der Allg. M.-Zeitschrift; ebend. 1882 S. 247: „Centralafrikas westliches Eingangsthor" und Ev. Miss.-Mag. 1878 S. 33: „Was im letzten Jahre für Afrika geschehen ist" — ein

Artikel, zu deſſen Ergänzung man freilich die Rundſchauen über die Fortſchritte bis heute einſehen muß. Man kann die Generalüberſicht über Afrika auch in drei Abteilungen geben: Weſtafrika, Südafrika und Oſtafrika, wenn man etwas mehr ins Detail gehen will. Die angegebenen Quellen liefern auch für drei ſolcher Miſſionsſtunden ausreichenden Stoff.

Zu Nr. V. Ev. Miſſ.-Mag. 1874 S. 93 ff. und 1877 S. 156 ff. Heidenbote 1878 Nr. 12. Ferner folgende Traktate: „Auguſt Steinhauſer. Ein Bild aus der weſtafrikaniſchen Miſſion" (Baſel, Miſſionsbuchhandlung, 1874). „Zehn Jahre auf der Goldküſte, Skizzen aus dem Leben des Baſeler Miſſionars Heck" (ebend. 1869). Buhl: „Die Baſeler Miſſion auf der Goldküſte" (ebend. 1882). — Zu einem Specialbild: Heidenbote 1877 Nr. 4—9: „Die Station Akropong in ihrem 40jährigen Beſtande." Wem die Jahresberichte der Baſeler M.-G. und „die Berichte über die religiöſen Jahresfeſte in Baſel" zu Gebote ſtehen, der findet eine ſolche Fülle des Detailmaterials, daß er mit Leichtigkeit daraus mehrere Miſſionsſtunden zuſammenſtellen kann. Der Stoff wird dann entweder nach verſchiedenen Hauptgeſichtspunkten gruppiert, alſo z. B. „Das Heidentum (reſp. der Fetiſchismus) auf der Goldküſte" (vergl. Heidenb. 1886 Nr. 1.); „Die Miſſionsreiſepredigt"; „die Miſſionsſchule"; „die Organiſation einer Miſſionsgemeinde" und dergl., oder man giebt etwa zwei oder drei Specialbilder von einzelnen Stationen, etwa eins aus dem Küſtengebiet (Abokobi), eins aus dem Innern (Odumaſe oder Kjebi) und eins von der Aſantegrenze (Begoro oder Abetiſi).

Zu Nr. VI. Evang. Miſſ.-Magazin 1882 S. 463 ff.: „Die Nigermiſſion im 25. Jahre ihres Beſtehens." Allg. Miſſ.-Zeitſchrift 1883 S. 104 ff.: „Die Miſſion am oberen Niger". Für eine allgemeine Überſicht: Ebend. 1875 S. 30 ff.: „Die Nigermiſſion und ihr Biſchof"; 1880 Beiblatt S. 65 ff.: „Eine goldene Hochzeit in Weſtafrika", und die fortlaufenden Nachrichten in den Quartalberichten. Monatsblatt der Norddeutſchen M.-G. 1879 und 80: „Die Miſſion am Niger" — die eingehendſte Behandlung dieſer Miſſion in der deutſchen Literatur, die auch zu intereſſanten Specialbildern z. B. über die Stationen Bonny und Braß reichlich Stoff liefert. Vgl. auch Allg. M.-Z. 1882 Beiblatt Nr. 2 über dieſe beiden Stationen. — Evang. Miſſ.-Magazin 1870 S. 225 ff.: „Die Nigermiſſion und ihr Biſchof". Ebend. 1876 S. 305 ff.: „Der erſte Märtyrer in Bonny". Zu einem Specialbild über das benachbarte Lagos vgl. Allg. M.-Z. 1881 S. 270 ff.

Zu Nr. VII. Die deutſche Literatur bietet hier wenig Ausbeute. Außer meinem Aufſatze in Nincks Deutſchem Kinderfreund 1881 Januar findet man das meiſte in: Ev. Miſſ.-Magazin 1875 S. 71 ff.: „Die Miſſion der ſchottiſchen Freikirche in Südafrika" und bei Wangemann: „Südafrika und ſeine Bewohner" III. S. 8, wo die authentiſchen Mitteilungen des derzeitigen Vorſtehers von Lovedale auf der Londoner Miſſ.-Konferenz 1878 wiedergegeben werden.

Zu Nr. VIII. Das Hermannsburger Miſſionsblatt, beſonders Jahrgang 1880 und 1883 Nr. 4 und 5. Allg. M.-Zeitſchrift 1877: „Die Hermannsburger Miſſion." Evang. Miſſ.-Magazin 1871: „Die Hermannsburger Miſſion im Betſchuanenlande."

Zu Nr. IX. Die Quellen in der deutſchen Miſſionsliteratur ſind ſehr ſpärlich. Aber reiche Ausbeute gewähren: Serpa Pinto: „Wanderung quer

durch Afrika“ II. S. 180 ff. (vgl. Allg. M.-Z. 1882 S. 230) und Holub: „Sieben Jahre in Südafrika“ I 454 ff. und II 47 ff. (vgl. Allg. M.-Z 1882 S. 477 ff.). Weitere Beiträge liefern Ev. Miss.-Mag. 1880 S. 7 ff., Allg. M.-Z. 1881 S. 43 f. und der Baseler Traktat: „Eine neue Mission am Ngami-See“. Leider ist im vorigen Jahre diese Mission durch die wilden Matebele zerstört worden. Allg. M.-Z. 1885, 154.

Zu Nr. X. Ev. Miss.-Mag. 1876 S. 152 ff. und 1878 S. 129 ff. Allg. M.-Z. 1875 und 76 die Artikel über den ostafrikanischen Sklavenhandel. 1877 Beiblatt S. 17 ff.: Livingstones Denkmal. 1881 S. 241 ff.: Die neuen Missionsunternehmungen in Ostafrika, 1882 S. 193 ff.: Dr. Krapfs Missionslaufbahn und ebend. seit 1876 die Quartalberichte.

Zu Nr. XI. Mein Artikel im Daheim 1882 Nr. 51 und 52. Die Rundschauen in der Allg. M.-Z. seit 1876 und die betreffenden Artikel im Ev. Miss.-Mag. besonders 1878 S. 97 ff. 1880 S. 11 ff. 312 ff. 1883 S. 15 ff. 1885 S. 461 ff. Stanley: „Durch den dunkeln Weltteil“ I S. 203 ff. — Ausland 1882 S. 146 ff. Die neusten interessanten Nachrichten: Allg. M.-Z. 1883 Nov., 1885, 158 und ganz speciell: 1886 Beiblatt Nr. 1: „Die junge Wagandakirche und ihre ersten Märtyrer.“

Zu Nr. XII. Eppler: „Thränensaat und Freudenernte auf Madagaskar“. — Ev. Miss.-Magazin 1868 S. 3 ff. 1870 S. 278 ff. 1873 S. 49 ff. 1875 S. 49 ff. 433 ff. 1876 S. 481 ff. 1877 S. 245 ff. 341 ff. 496 ff. 1880 S. 161 ff. 195 ff. 1881 S. 129 ff. 306 ff. — Allg. Miss.-Zeitschrift 1877 S. 412 ff. Beiblatt S. 14 f. 1880 S. 574 ff. und die Rundschauen der letzten Jahre. Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden 1877 Nr. 9. 1878 Nr. 11. 1879 Nr. 10. 1881 Nr. 5. 1882 Nr. 6. 1883 Nr. 5. — Unterdes haben sich bedeutende Ereignisse in Madagaskar abgespielt, durch welche das Christentum der Hovas auf eine schwere Probe gestellt worden ist und bis jetzt hat es diese Probe nicht übel bestanden. Über das Verhalten gegen die Franzosen in der Hauptstadt und die schönen Worte der mittlerweile gestorbenen Königin siehe Ev. Miss.-Mag. 1883 S. 407 ff. und Allg. Miss.-Zeitschrift 1883: die Novemberrundschau. Vergl. auch ebend. 1885 S. 30 ff. „Die norwegische Mission auf Madagaskar.“

Zu Nr. XIII. Besser: „John Williams, der Missionar der Südsee“ (Halle 1863. 3. Aufl.). Derselbe: „Der Missionar und sein Lohn“ (ebend. 1852. 2. Aufl.). — Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden 1877 Nr. 11. 1878 Nr. 8. 1883 Nr. 12. Meinicke: „Die Südseevölker und das Christentum“ (Prenzlau 1844). Derselbe: „Die Inseln des stillen Oceans“ 2 Bände (Leipzig 1875). Oberländer: „Oceanien, die Inseln der Südsee“ (Leipzig 1873).

Zu Nr. XIV. „Geschichte der Mission auf den Sandwich-Inseln“. Nach dem englischen Original frei übersetzt (Basel, 1872). — Ev. Miss.-Mag. 1861 S. 265 ff. 1865 S. 229 ff. 1871 S 355 ff. 1876 S. 90 ff. 1878 S. 58 ff. Meinicke a. a. O. II S. 290 ff. Oberländer: a. a. O. II S. 301 ff. Buchner: „Reise durch den stillen Ocean“ (Breslau, 1878) S. 322 ff.

Zu Nr. XV bis XVII. „Der Sieg des Kreuzes. Bilder und Scenen aus der Südsee“ (Bremen, 1870). Lelièvre: „Der Apostel der Kannibalen. Leben von John Hunt, Missionar auf den Fidschi-Inseln“. Aus dem Franz. (Ebend. 1876). Buchner a. a. O. S. 195 ff. — Ev. Miss.-Mag. 1867 S. 295 ff. 1868 S. 290 ff. 1871 S. 307. 1872 S. 259 ff. 1882 S. 59 ff. Allg.

Miss.-Zeitschrift 1881 S. 97 ff. Beiblatt S. 46. 1876 Beiblatt S. 14. 1879 S. 409. 1881 S. 97 ff.

Zu Nr. XVIII. Ev. Miss.-Mag. 1862 S. 277 ff. 1872 S. 425 ff. Die Missions-Zeitung ebend. seit 1877 und die Missionsrundschauen in der Allg. Miss.-Zeitschrift seit demselben Jahre.

Zu Nr. XIX. Monatsblätter 1877 Nr. 10 und 1880 Nr. 10. Ev. Miss.-Mag. 1878 S. 353 ff. 1883 S. 276 ff. Allg. Miss.-Zeitschrift Rundschauen seit 1877 und Beiblatt 1883 S. 54 ff.

Zu Nr. XX. Baltin: „Morgenröte auf Neuguinea. Mitteilungen aus dem Leben des Missionars Joh. Gottlob Geißler" (Kaiserswert, 1878). Allg. Miss.-Zeitschrift 1877 S. 304 ff. 1879 S. 39 ff. 467 ff. 1880 Beibl. S. 62 ff. und besonders Beiblatt 1885 Nr. 2. Auch die Rundschauen ebend. seit 1873. Missionsfreund 1863 S. 17 ff. Monatsblätter 1886 Nr. 1.

b) Weitere geschichtliche Stoffe.

1) **Was thut Deutschland für die Heidenmission?** — Das Material bieten aus den in den Quellenangaben zu Nr. I und II angegebenen Schriften vornehmlich mein „Abriß" S. 31 ff. und 64 ff. und der Artikel in der Kirchlichen Monatsschrift: „Die deutschen Missionen".

2) **Die Geschichte der einzelnen deutschen Missions-Gesellschaften.** — Genaue Quellenangaben an den betreffenden Stellen der sub 1) genannten Arbeiten.

3) **Vier Jahre in einem afrikanischen Kerker.** — Gundert: „Vier Jahre in Asante. Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühn aus der Zeit ihrer Gefangenschaft" (Basel, 1875).

4) **Ein afrikanischer Zauberer.** — Ev. Miss.-Mag. 1881 und 1886: „La Lomo der Fetischprophet". Missionsfreund 1864 S. 49 ff.

5) **Blicke in die afrikanische Sklaverei.** — Allg. Miss.-Zeitschrift 1875 und 76: „Der Sklavenhandel Ostafrikas" und Ev. Miss.-Mag. 1873. S. 305 ff. 1877 S. 285 ff.

6) **Eine gräberreiche deutsche Mission in Westafrika.** — Zahn: „Die Arbeit der Norddeutschen M.-G. auf der Sklavenküste" (Bremen, 1864); „Von der Elbe bis zum Volta" (ebend. 1867): „Vier Freistätten im Sklavenlande" (ebend. 1870); Ev. Miss.-Mag. 1879 S. 122 ff. Allg. M.-Z. 1881 Beiblatt Nr. 1. Monatsblatt der Norddeutschen M.-G. 1876. 1877 und 1883.

7) **Ein Besuch in Sierra Leone.** — Pauli: „Die evangelischen Missionen in Afrika. In Missionsstunden betrachtet" (Erlangen, 1868) S. 12 ff.

8) **Die Mission im Jorubalande.** — Hoffmann: „Abbeokuta oder Sonnenaufgang unter den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Joruba" (Berlin, 1859). Pauli a. a. O. S. 81 ff. „Siebzehn Jahre im Jorubalande. Erinnerungen an Anna Hinderer" (Barmen 1879). Ev. Miss.-Mag. 1858 S. 49 ff. 1860 S. 525 ff. 1872 S. 435 ff. 1881 S. 74 ff. Allg. M.-Z. 1885 S. 353 ff.: „Abeokuta."

9) **Bilder aus der Nigermission.** — Material in den Quellenangaben zu Nr. VI und Pauli a. a. O. S. 101 ff. Allg. M.-Z. 1885: „Lagos".

10) **Das Kamerungebiet und die Mission daselbst.** — Allg. M.-Z.

1885, S. 113 ff. Wo auch eine Karte. Und Underhill: „Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun“ (A. Saker). Bremen, 1885.

11) **Die neue Mission am Kongo.** — Frick: „Geschichten und Bilder aus der Mission“. Heft 2 (Halle, 1882) und Allg. M.-Z. 1882 S. 247 ff. Ev. Miss.-Mag. 1883 S. 29 ff. Die Rundschauen der Allg. M.-Z. seit 1878.

12) **Schilderungen aus der Hereromission.** — Allg. M.-Z. 1878 S. 293 ff.: „Die Mission unter den Ovaherero“. Ebend. 1880 S. 193 ff.: „Vom Erfolg in der Mission“. Ebend. 1881 S. 185 ff.: „Aus der Studierstube eines Bibelübersetzers“. Ebend. 1882 S. 66 ff.: „Die römischen Missionare in Hereroland und ihre Ausweisung“. 1884, S. 481: „Die eingebornen Christen in Hereroland.“ Von Rohden: „Geschichte der Rhein. M.-G.“ (Barmen, 1871. 2. Aufl.) S. 253 ff. — „Ein Besuch im Hererolande“ (Missionstraktat, ebend. 1880). Die Rheinischen M.-Berichte besonders 1881 und 1882 und 1883 S. 68 ff. — Ganz speciell die sehr anschaulichen Arbeiten von Büttner: Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Eine Übersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika (Heidelberg, 1884). Vergl. Allg. M.-Z. 1884, S. 431. Und: „Kolonialpolitik und Christentum betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Südwestafrika“ (Heidelberg, 1885). Und: „Die Missionsstation Otyimbingue in Damaraland“ in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1885. Nr. 1.

13) **Die Rheinische Mission im Großnamalande.** — Außer von Rohdens schon erwähnter Geschichte und den Rh. M. Berichten die beiden neuen Schriften von Missionar Olpp: 1. „Angra Pequena und Groß-Namaland.“ Auf Grund vieljähriger Beobachtung kurz geschildert. Nebst einer Karte des Herero und Namalandes (Elberfeld, 1884) und 2. „Erlebnisse im Hinterlande von Angra Pequena.“ Dem Volke erzählt (Kulmbach, 1884).

14) **Lebensbilder aus der Arbeit der Rh. M. in Südafrika.** — Wallmann: „Leiden und Freuden Rheinischer Missionare“ (Halle, 1862. 2. Aufl.).

15) **Die Arbeit der Berliner Mission in Südafrika. Eine Generalübersicht.** — Kratzenstein: „Kurze Geschichte der Berliner M. in Südafrika“ (Berlin, 1878. 2. Aufl.). Allg. M.-Z. 1874 S. 521 ff. Ev. Miss.-Mag. 1882. S. 385 ff

16) **Specialbilder aus der Berliner südafrikanischen Mission.** — Wangemann: „Geschichte der Berliner M.-G. und ihrer Arbeiten in Südafrika“. 4 Bde. (Berlin, 1872 ff.); „Maleo und Sekukuni“ und „Lebensbilder aus Südafrika“ (ebend. 1868 und 71). Berliner M.-Berichte.

17) **Ein Besuch in Botschabelo.** — Außer den sub 15 und 16 angeführten Quellen: Allg. M.-Z. Beiblatt 1878 S. 56 und 1880 S. 49 ff.

18) **Medingen.** — Allg. M.-Z. 1884 Beiblatt S. 81. Ev. Miss.-Mag. 1884, S. 433: „Eine neue Missionsstation in Südafrika und ihr erster Märtyrer.“ — Berliner M.-Berichte 1882—84.

19) **Das 50jährige Missionsjubiläum auf der ersten Berliner Missionsstation in Südafrika (Bethanien).** — Allg. M.-Z. 1884 Beiblatt S. 91 ff. Berliner M.-Berichte 1884, S. 335 ff. S. 395 ff. S. 438. ff.

20) **Bilder aus der Hermannsburger M. in Südafrika.** — Speckmann: „Die Hermannsburger M. in Afrika" (Hermannsburg, 1876). „Hermannsburger Missionsbüchlein für Kinder" (ebend. 1878). — Hermannsburger M.-Blatt.

21) **Silo. Eine Brüdermissions-Station.** — „Geschichte der Brüdermissionsstation Silo in Südafrika" (Gnadau, 1878).

22) **Die Arbeit der Pariser M.-G. unter den Bassuto.** — Allg. M.-Z. 1876 S. 303 ff. Pauli a. a. O. S. 240 ff. Ev. Miss.-Mag. 1861 S. 142 ff. 1863 S. 513 ff. 1866 S. 115 ff. 1870 S. 433 ff. Missionsfreund 1859 S. 1 ff.

23) **Die junge Mission der Waadtländischen Freikirche in Transvaal.** — Ev. Miss.-Mag. 1878 S. 500 ff. 1882 S. 129 ff.

24) **Aus der Mission unter den Zulukaffern.** — Ev. Miss.-Mag. 1867 S. 324.

25) **Moffat und Moselekatse.** — Missionsfreund 1857 S. 187 ff. 1859 S. 17 ff.

26) **Zu Einzelbildern aus der madagassischen Mission** genügt das sub XII in den Quellenangaben angeführte Material reichlich.

27) **Wie das Christentum auf Tahiti zur Herrschaft kam.** — Allg. M.-Z. 1881 S. 18 ff. Ev. Miss.-Mag. 1832. Wegener: „Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gesellschaftsarchipel" (Berlin, 1844). — „Missionsgeschichten in Heften" (Berlin, Ev. Bücherverein) Heft XI.

28) **Ein Besuch auf Tahiti.** — Ev. Miss.-Mag. 1870 S. 177 ff. Allg. M.-Z. 1881 S. 49 ff.

29) **Ein Missionsherd in der Südsee: Raratonga.** — Besser: „Der Missionar und sein Lohn" (Halle, 1852) und „John Williams" (ebend. 1863). Grundemann IV 2. 185 ff. Missionsfreund 1855 S. 177 ff. Allg. M.-Z. 1882 S. 331.

30) **Geschichte der Mission auf den Tongainseln.** — Ev. Miss.-Mag. 1866 S. 353 ff. Allg. M.-Z. 1879 S. 385 ff. und die Rundschauen seit 1877, besonders 1881 S. 141 f.

31) **Ein christlicher Südseekönig: Georg von Tonga.** — Ev. Miss.-Mag. an den sub Nr. 27 angeführten Orten. Daheim 1877 Nr. 36.

32) **Ein Miniaturbild aus der Südsee.** — Ev. Miss.-Mag. 1877 S. 265 ff.

33) **Das Evangelium auf den Laguneninseln.** — Frick: „Geschichten und Bilder aus der Mission." Heft 3 (Halle, 1883).

34) **Missionsanfänge in Neuseeland.** — Allg. Miss.-Z. 1881 S. 472 ff. 1882 S. 1 ff. Ev. Miss.-Mag. 1860 S. 422 ff. „Missionsgeschichte in Heften" Heft X.

35) **Deutsche Missionare auf Neuseeland.** — Monatsblatt der Norddeutschen M.-GG. 1881 ff.: „Erinnerungen aus meinem Leben" von Missionar Wohlers, auch als Buch erschienen (Bremen). Missionsfreund 1862 S. 49 ff. 1863 S. 1 ff. 1867 S. 161 ff. 1870 S. 97 ff.

36) **Wie es heute auf Neuseeland steht.** — Ev. Miss.-Mag. 1867. S. 273 ff. — Buchner a. a. O. S. 68 ff. Allg. Miss.-Z. 1880 S. 82 ff. 1881 S. 477 f. 1882 S. 232 f.

37) **Die Neuhebriden.** — Ev. Miſſ.-Mag. 1862 S. 142 ff. 1863 S. 212 ff. 1869 S. 306 ff. 1872 S. 371 ff.

38) **Ein Miniaturbild aus der Neuhebriden-Miſſion: Die Inſel Tama.** — Ev. Miſſ.-Mag. 1862 S. 201 ff.

39) **Eine Neuhebrideninſel, auf der kein Heide mehr iſt: Aneityum.** — Ev. Miſſ.-Mag. 1876 S. 177 ff. 1883 S. 285 ff. Allg. M.-Z. 1880 S. 86 f.

40) **Rettungsarbeit unter einem ausſterbenden Geſchlechte.** — Schneider: „Miſſionsarbeit der Brüdergemeine in Auſtralien“ (Gnadau, 1882). „Miſſionsgeſchichte in Heften“, Heft IX. Ev. Miſſ.-Mag. 1860 S. 153 ff. 1873 S. 177 ff. 1876 S. 327 ff. — Allg. Miſſ.-Zeitſchrift 1882 S. 333 ff. Hermannsburger Miſſionsblatt 1874 ff.; ſpeciell die Berichte über die ſeit 1877 begründete Niederlaſſung am Finkefluß ganz im Innern von Auſtralien.

Bei **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

D. G. Warneck, **Missionsstunden.** I. Band: **Die Mission im** Lichte der Bibel. 2. vermehrte Auflage. XVI, 312 S. gr. 8. 1883. 4,20 M.; gebunden 5,20 M.

— — **Die Mission in der Volksschule.** (Separatabdruck aus der „Allg. Missions-Zeitschrift".) 5. Abdruck. 18 S. gr. 8. 1884. (In Kommission.) 0,10 M.; 10 Ex. 0,60 M.

— — **Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen** Mission und Kultur. Auch eine Kulturkampfstudie. XII, 326 S. gr. 8. 1879. 4,50 M.

— — **Die Belebung des Missionssinnes in der Heimat.** VI, 104 S. 8. 1878. 1,20 M.

— — **Die apostolische und die moderne Mission.** Eine apologetische Parallele. 92 S. 8. 1876. 1 M.

— — **Das Studium der Mission auf der Universität.** Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: „Was muß geschehen, um den Missionssinn in der heimatlichen Kirche zu beleben und zu vertiefen?" (Etwas veränderter Abdruck aus der Allg. Miss.-Zeitschrift.) 46 S. gr. 8. 1877. 0,40 M.

— — **Warum hat unsre Predigt nicht mehr Erfolg?** Praktisch-theol. Aphorismen. 59 S. 8. 1880. 0,80 M.

— — **Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf** die evang. Heidenmission. Ein Beitrag zur Charakteristik ultramontaner Geschichtschreibung. In zwei Hälften. XX, 510 S. gr. 8. 1885. 6,60 M.

Allgemeine Missionszeitschrift. Monatsschrift für geschichtliche und theoretische Missionskunde. Unter Mitwirkung von Prof. Christlieb und Grundemann herausgegeben von D. Warneck. (Erscheint seit 1874.) Jährlich 7,50 M.

D. Th. Christlieb, **Der gegenwärtige Stand der evangelischen** Heidenmission. Eine Weltüberschau. Vierte, des Separatabdrucks zweite, ergänzte Ausgabe. IX, 144 S. gr. 8. 1880. 1,60 M.

— — **Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands nach** Idee und Geschichte. Eine vergleichende Studie. IV, 80 S. gr. 8. 1876. 1,40 M.

Dr. Kalkar, **Geschichte der christlichen Mission unter den** Heiden. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. A. Michelsen. 2. Bände. 11 M.

A. Petri, **Missions-Agende. Eine Sammlung liturgischen** und homiletischen Materials zum Gebrauch bei Missions-Gottesdiensten geordnet und mit praktischen Winken versehen. 2. vermehrte Aufl. XVI, 116 S. gr. Roy. 8. 1876. 1,80 M.

P. von Zychlinski. **Missionsbibel.** IV, 48 S. gr. 8. 1883. 0,60 M.

THE BURKE LIBRARY
[redacted]
5 0260 111